

David Gooding

DAS EVANGELIUM NACH LUKAS

Botschaft, Aufbau und Ziel

clv

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Inhalt

Vorwort	7
Wie Lukas Christus darstellt	9
Ziele, Methoden und Erläuterungen	10
TEIL EINS	
Das Kommen	27
PHASE 1	
Die Ankunft (1,5–2,52)	28
PHASE 2	
Die Einführung des Sohnes Gottes (3,1–4,44)	78
PHASE 3	
Wie Christus mit Sünde und Sündern verfährt (5,1–7,1)	110
PHASE 4	
Christi Methode der Errettung (7,2–8,56)	148
PHASE 5	
Christus und das Ziel der Erlösung (9,1-50)	184
TEIL ZWEI	
Das Hingehen	213
PHASE 1	
Der Weg in die Herrlichkeit (9,51–10,37)	222
PHASE 2	
Über das rechte Beurteilen der Bedürfnisse, Prioritäten und Proportionen des Lebens (10,38–13,21)	246

PHASE 3	
Das Ziel, das uns erwartet (13,22–17,10)	308
PHASE 4	
Zurüstung, um mit Christus zu regieren (17,11–19,28)	340
PHASE 5	
Der König geht in seine Herrlichkeit ein (19,29–24,53)	366
ANHANG 1	
Zur Berechtigung, die aristotelischen Regeln der Literaturkritik auf das Werk des Evangelisten Lukas anzuwenden	431
ANHANG 2	
Zur Frage, ob der Gebrauch von literarischer Symmetrie in geschichtlichen Werken mit strenger Historizität vereinbar ist	433
ANHANG 3	
Zu den Fragen, welche die sich gegenseitig ausschließenden Analysen von literarischen Strukturen biblischer Bücher aufwerfen	436
Abkürzungen	442

Vorwort

Der Same, aus dem dieses Buch gewachsen ist, wurde vor rund vierzig Jahren in mir gelegt, als ein Verkündiger, Harry Lacey in Cardiff (Wales), beiläufig erwähnte, Lukas habe den Stoff in seinem Evangelium allem Anschein nach in fast geometrischer Weise angeordnet. Seither haben Autoren sehr verschiedener Art – römische und griechische des klassischen Altertums, rabbinische und christliche – zur Entwicklung meiner Gedanken über die Eigenart der lukanischen Schriften beigetragen. Außerdem haben zahlreiche Personen durch geduldiges Zuhören oder aktives Mitdiskutieren mir geholfen, meine Gedanken zu formulieren. Es sind mittlerweile so viele, dass ich mich nicht mehr an alle erinnern kann. Sollten sich im vorliegenden Buch unwissend Plagiate von Gedanken anderer finden, dann bitte ich aufrichtig, das zu entschuldigen.

Um 1950 war die Untersuchung von literarischen Strukturen biblischer Bücher ein bloßes Rinnsal; im Laufe der letzten Jahre ist sie zu einer Flut angeschwollen. Erst wenn eine Flut zurückgegangen ist, kann man die von ihr hinterlassenen bleibenden tektonischen Formationen erkennen. Bis dahin sollten wir das Verhältnis von Mittel und Zweck klar vor Augen behalten: Die Untersuchung der literarischen Struktur muss immer dem hauptsächlichen Bestreben untergeordnet bleiben, nämlich dem Gedankenfluss des Lukas zu folgen und die Botschaft zu verstehen, die er als inspirierter Schreiber vermittelte. In einem einleitenden Kapitel erkläre ich meine Methode, nach der ich das Werk des Lukas studiert habe. Der Leser mag es vorziehen, mit der eigentlichen Auslegung (S. 27) zu beginnen und sich die Einleitung erst vorzunehmen, nachdem er das ganze Buch gelesen hat.

Zahlreiche Redakteure und Lektoren aus Presse und Verlagswesen haben meine Arbeit eingehend kommentiert. Ich danke ihnen allen für ihre Hilfe, ihre begeisterte Ermutigung und nicht zuletzt für ihren Takt, womit sie mich dazu veranlassen und drängen konnten, mein Englisch dem Sprachstil des beginnenden 21. Jahrhunderts anzupassen. Alle noch verbliebenen Mängel, sprachliche wie theologische, sind selbstverständlich ausschließlich mir anzulasten.

Ein Teil des ersten Entwurfs wurde von Frau Sue Meare getippt, der Rest des ersten Entwurfs sowie alle folgenden Entwürfe von Frau Barbara Hamilton. Beide habe ihre Arbeit mit tadellosem Können bewältigt. Ihnen sei an dieser Stelle Dank gesagt.

Das Buch ist meinen lebenslangen Freunden Bill und Glenda Cowell gewidmet. Bill war der Erste, mit dem ich anfang, in die Reichtümer des Lukasevangeliums einzudringen, und während all der Jahre ist das Haus von Bill und Glenda mir sowie zahllosen anderen ein leuchtendes Beispiel jener Gastfreundschaft gewesen, die unser Herr gemäß Lukas so sehr bewunderte und rühmte. Er gebe ihnen seinen verheißenen Lohn.

David Gooding

Wie Lukas Christus darstellt

Die inspirierte Darstellung Christi durch Lukas gliedert sich in zwei große Teile: Zuerst beschreibt er das »Kommen« des Herrn vom Himmel auf die Erde, dann sein »Gehen« von der Erde in den Himmel. Den Wendepunkt zwischen diesen beiden Teilen bildet Kapitel 9, Vers 51.

Eine unvergessliche Szene markiert den Anfang des »Kommens«: Maria und Joseph kommen in Bethlehem an, um ihre Namen ins Volkszählungsregister des damaligen Weltreiches aufnehmen zu lassen, finden aber keinen Platz in der Herberge, wo der Retter der Welt geboren werden soll. Und doch endet das »Kommen« in Herrlichkeit: Auf dem Berg der Verklärung erscheint der Herr als oberster Herrscher und als die Mitte des kommenden weltumspannenden Reiches Gottes.

Eine ebenso unvergessliche Szene markiert den Anfang des »Gehens« (siehe 9,51-56): Gewisse Samariter weigern sich, ihn in ihrem Dorf aufzunehmen. Der Herr tadelt den auf Rache sinnenden Zorn seiner Jünger und erinnert sie später daran (siehe 10,20), dass ihre Namen bereits im Bürgerregister einer herrlicheren Stadt eingetragen sind. Passend dazu zeigt der Höhepunkt des »Gehens« den Menschen Jesus, der zwar auf der Erde verworfen und gekreuzigt wurde, aber jetzt als der Auferweckte in den Himmel auffährt und in die Herrlichkeit aufgenommen wird.

Das »Kommen« und das »Gehen«: Was zwischen ihnen geschah, enthält die ganze von Lukas vorgestellte Botschaft der Errettung. Der präexistente und ewige Sohn Gottes kam in unsere Welt und wurde Mensch wie wir, um in dieser Welt für uns Vergebung, Heilung und Frieden mit Gott zu wirken und uns damit die Gewissheit zu geben, dass am Ende Gottes Wille auf Erden geschehen wird, wie dies jetzt schon im Himmel der Fall ist.

Aber es geht um noch mehr. Durch sein Gehen hat er die Menschheit auf die höchste Zinne des Universums geführt. Indem sie dem Urheber ihrer Errettung auf diesem Weg folgen, werden alle, die ihm vertrauen, eines Tages seine Herrlichkeit im Himmel teilen. Wenn er wiederkommt, werden sie mit ihm herrschen. Und nun wenden wir uns der ersten Phase seines »Kommens« zu.

Ziele, Methoden und Erläuterungen

(Dieses eingeschobene Kapitel beinhaltet ausgesprochen spezielle Gedankengänge. Es ist in das Belieben des Lesers gestellt, es zu überspringen und direkt zu S. 27 zu gehen; er kann zu diesem Kapitel zurückkehren, wenn er das Buch gelesen hat.)

Die vorliegende Studie des Lukasevangeliums versucht, soweit das möglich ist, zu entdecken, was Sinn und Zweck eines jeden Abschnitts innerhalb der Erzählung ist. Beginnen wir damit, zuerst zu erklären, was wir in diesem Zusammenhang unter »Sinn und Zweck« bzw. unter der Absicht verstehen, die diesem Evangelium zugrunde liegt.

Auf einer ersten Ebene muss man nicht lange suchen, um die Absicht zu finden, die Lukas beim Niederschreiben verfolgte: Im Prolog hat er sie selbst dargelegt (siehe 1,1-4). Er schreibt, damit Theophilus die Zuverlässigkeit der Dinge, die man ihn gelehrt hatte, erkennen konnte. Diese ausdrücklich genannte Absicht beinhaltet die Behauptung, dass alles im Bericht des Lukas zuverlässig und autoritativ sei – eine Behauptung, die natürlich endlos debattiert worden ist. Wir beabsichtigen nicht, diese Debatte fortzusetzen. Die vorliegende Studie übernimmt als eine Sache des Glaubens die traditionelle Sicht, dass Lukas sein Evangelium durch Inspiration des Heiligen Geistes schrieb und dass sein Bericht zuverlässig ist. Damit soll nicht gesagt sein, dass wissenschaftliche Forschung zur Historizität des von Lukas Berichteten ungehörig und unnützlich sei. Vielmehr ist damit gesagt, dass der an der Debatte zur historischen Glaubwürdigkeit dieses Evangeliums interessierte Leser auf die gelehrten Kommentare verwiesen wird. Lukas erwartet offensichtlich, dass wir ihm glauben, wenn er sagt, er habe die zeitgenössischen Quellen mit aller Sorgfalt zurate gezogen. Dabei erwartet er, dass wir seinem Anspruch auf Zuverlässigkeit trauen. Wir tun das und warten nun gespannt darauf, was er uns berichtet und worin er die Bedeutung des Berichteten sieht. Wir wollen herausfinden, warum wir seiner Ansicht nach diese Dinge kennen und was wir gemäß seiner Erwartung mit dem Gelesenen anfangen sollten. Sein ausdrücklich bezeugter Zweck ist es, uns von der Gewissheit der hier berichteten biblischen Geschichte zu

überzeugen: Beabsichtigt er nicht, uns in irgendeiner Weise zu helfen, damit wir das erkennen, was er uns sagen will?

Da eben die gelehrten Kommentare erwähnt wurden, sollte ich an dieser Stelle anmerken, dass die vorliegende Auslegung nicht für Fachgelehrte der neutestamentlichen Wissenschaft geschrieben worden ist. Vielmehr lag mir besonders daran, sie für die nichtgelehrten, aber ernsthaften Leser des Lukasevangeliums zu schreiben, deren Hauptschwierigkeit nicht im Verständnis der *Botschaft*¹, sondern der *Aussageabsicht* des Lukas besteht. Solche Leser werden es nicht schwer finden, den Sachverhalt zu akzeptieren, dass eine jede Begebenheit, die Lukas niedergeschrieben hat, tatsächlich in der Weise stattfand, wie er es sagt. Dagegen wird es ihnen weitaus schwerer fallen, etwas anderes zu glauben: Hat Lukas das Geschehen einzig aus dem Grund festhalten wollen, dass es tatsächlich stattfand? Sie spüren instinktiv, dass Lukas in den Ereignissen, die er für seinen Bericht aussuchte, eine bestimmte Bedeutung gesehen haben muss, und dass er (oder der Heilige Geist, der ihn inspirierte) den Lesern ebendiese Bedeutung auch vermitteln wollte. Wenn sie daher die Textkritiker und die Übersetzer, die Historiker sowie die Exegeten befragt und ein klares Verständnis dessen erlangt haben, wovon Lukas an dieser oder jener Stelle berichtet, geben sie sich nicht immer zufrieden. Sie empfinden, dass ihnen noch immer etwas entgangen ist, und dieses Etwas ist natürlich gerade das, was *die Bedeutung der eben untersuchten Begebenheit sein soll*. Sie könnten nötigenfalls sogar einen exakten Abriss des von Lukas verfassten Werkes schreiben oder, falls dazu gedrängt, eine Predigt auf der Grundlage seines Evangeliums halten, denn sie sind gute Denker und schöpferische Leute. Aber sie wären unsicher, ob ihre Predigt sich mit der Aussageabsicht des Lukas decken würde. Wie sollen wir demnach dahinterkommen, was Lukas jeweils beabsichtigte?

Auf dieser Ebene will das vorliegende Werk seine bescheidene Hilfe leisten, indem es einige Mittel und Methoden nennt, die uns Sinn

1 Es gibt eine große Fülle gelehrter exegetischer Kommentare, die dem Nichtfachmann Verständnis darüber geben können, was Lukas in einem bestimmten Abschnitt genau sagt. Wo der Sinn einer Aussage dunkel oder umstritten ist, verweise ich den Leser besonders auf I. Howard Marshall, *The Gospel of Luke, a Commentary on the Greek Text* (Exeter, Paternoster Press, 1978). Seine Urteile sind nicht nur ausgewogen und fair, sondern er nimmt auch in umfassendem Maße Bezug auf ein weites Spektrum anderer Werke von Gelehrten aller theologischen Schattierungen. Im Folgenden verweise ich auf dieses Werk mit »Marshall, S. ...«.

und Zweck eines jeden Abschnitts im lukanischen Bericht näherbringen können. An vielen Stellen ist er natürlich offenkundig. Wenn Lukas etwa lange Abschnitte bezüglich der Sittenlehre unseres Herrn wiedergibt, dann besteht die erste Absicht gemäß seinen Worten im Prolog gewiss darin, uns die Gewissheit zu geben, dass uns in zuverlässiger Weise von den Dingen berichtet wird, die Christus lehrte. Aber als Christen haben wir ein Empfinden dafür, was keine noch so strikte Exegese uns vermitteln kann, denn damit ist nicht alles über die Absicht des Lukas gesagt: Er wollte die Leser dazu bewegen, Jesu Sittenlehre anzunehmen und praktisch umzusetzen.

In anderen Abschnitten ist es jedoch nicht immer so offenkundig, worin Sinn und Zweck besteht. Nehmen wir ein Beispiel aus den Geburts geschichten. Es wird uns einigermaßen ausführlich berichtet, dass Zacharias seinen Sohn Johannes nannte, wie der Engel ihn angewiesen hatte, obwohl die Freunde und Verwandten protestierten (siehe 1,57-66). Daraufhin wurde er von der Sprachlosigkeit befreit, die der Engel wegen seines anfänglichen Unglaubens über ihn verhängt hatte. Wir fragen uns: »Was sollen wir damit anfangen?« Gewiss hatte es für Zacharias gute Folgen, dass er dem Befehl des Engels gehorchte. Aber warum muss das uns erzählt werden? Und welchen Unterschied hätte es darüber hinaus für uns gemacht, wenn Zacharias seinen Sohn nicht Johannes, sondern Timotheus, Haggai oder Salomo genannt hätte?

Oder nehmen wir die Episode, die sich Lukas aus der Kindheitsgeschichte des Herrn ausgesucht hat (siehe 2,41-51). Es ist die einzige, uns überlieferte Episode aus seiner Kindheit, und wir sind Lukas dafür dankbar. Wir dürfen wissen, dass sie tatsächlich stattfand und nicht bloß Legende ist. Aber warum wird uns nur diese Begebenheit aus der ganzen Kindheit und den Mannesjahren vor seinem öffentlichen Dienst mitgeteilt? Es genügt natürlich nicht zu sagen, Lukas habe sie nur deshalb überliefert, weil sie geschah. Selbstverständlich geschah sie, aber das gilt auch für manches andere aus den Kindheitsjahren. Wir können kaum glauben, dass Lukas nach all seinen Nachforschungen (siehe 1,1-3) nur diese eine Kindheitsgeschichte gehört hatte. Warum also bloß eine einzige Geschichte? Und wieso gerade diese? Wird sie überliefert, weil sie typisch für Situationen war, die während seiner Kindheitsjahre immer wieder auftraten? Oder weil sie gerade untypisch und damit eine Besonderheit war? Wem zum Nutzen sollte sie überhaupt stattfinden?

Den Rabbinern? Oder Joseph und Maria? Diese zeigen sich in dieser Geschichte nicht von der besten Seite: Sie sind ziemlich aufgeregt und ängstlich. Sollten wir daraus folgern, dass Maria trotz all der Dinge, die sie bei der Geburtsankündigung über die Einzigartigkeit ihres Sohnes vernommen hatte, nicht erwartete, dass er sich in irgendeiner Weise ungewöhnlich verhalten würde? Und wenn ja, erwartet dann Lukas, dass wir das erstaunlich oder verständlich finden? Oder besitzen wir diese Geschichte, damit Verkündiger sie als eine Warnung verwenden können, es Maria und Joseph nicht gleichzutun und sorglos unterwegs zu sein, indem wir uns einbilden, Christus sei mit uns, obwohl dies nicht der Fall ist? Oder gehören die Unruhe und der Unverstand Josephs und Marias lediglich zu den Begleitumständen, während es der Hauptzweck der Geschichte ist, den Theologen einen Beleg für das Selbstbewusstsein des Kindes Jesus zu liefern, den sie in ihre Christologie einbauen können?

Vielleicht sollten wir als richtige Antwort auf all diese Fragen festhalten, dass diese Geschichte kein Mythos ist, den der Autor eingefügt hat, um eine bestimmte Botschaft zu vermitteln. Sie beinhaltet vielmehr ein Stück Geschichte, die wie jedes andere Stück biblischer Geschichte (oder vielleicht in noch höherem Maße!) Mehrfachbedeutungen zulässt. Deshalb dürfen wir aus der Begebenheit all das ableiten, was legitim ist² (und möglicherweise sollen wir das sogar tun). Aber dennoch hätten wir erwartet, dass Lukas uns einige Anleitungen im Blick darauf gibt, wie wir die von ihm überlieferten Geschichten deuten sollen; wo er es allem Anschein nach nicht tut, können wir enttäuscht sein.

Unsere Enttäuschung rührt teils daher, dass wir als moderne Menschen an die Arbeitsweise moderner Historiker gewöhnt sind. Von ihnen erwarten wir, dass sie nicht nur Fakten sammeln und ordnen, sondern auch deren Bedeutung erklären, Interpretationen liefern und Urteile fällen. Wenn sie diese Kriterien verfehlen, werden sie nicht als Historiker angesehen. Lukas tut all das nicht; vielmehr gleicht er den anderen Synoptikern unter den Evangelisten dahin gehend, dass er mit interpretierenden Kommentaren sehr sparsam ist.³ Denn Lukas ist kein moderner,

2 Man beachte, wie viel dieser Grundsatz der subjektiven Interpretation des Lesers überlässt. Es ist hilfreich, daran zu denken, wenn man vielleicht später einwenden möchte, dass die Erklärungsmethoden des vorliegenden Verfassers subjektiv seien.

3 Selbstverständlich bietet er einige derartige Kommentare, z. B. in 18,1 und 19,11.

sondern ein antiker Historiker. Er verfasst seinen Bericht in der Tradition der großen biblischen Geschichtsschreiber, die bekannt dafür sind, dass sie Fakten übermitteln und sich auf ein Mindestmaß an Kommentar beschränken.

Ehe wir jedoch vorschnell schlussfolgern, Lukas habe im Grunde nichts getan, um uns in Bezug auf das Verständnis und die Deutung der von ihm aufgezeichneten Ereignisse anzuleiten, müssen wir Folgendes beachten: Er ist zwar ein biblischer Geschichtsschreiber in jeder Beziehung, hat aber dennoch Eigenschaften mit einigen Historikern des klassischen Altertums gemein, insbesondere mit Thukydides, dem großen Pionier wissenschaftlicher Geschichtsschreibung. Die Art, in der Lukas direkte Reden in seiner Apostelgeschichte verwendet, hat man immer wieder mit der Art verglichen, in der Thukydides in seiner *Geschichte des Peloponnesischen Krieges* direkte Reden anführt.⁴ Thukydides versichert den Lesern, er habe seine Quellen sorgfältig untersucht, aber er zitiert sie selten.⁵ Lukas ebenso. Und was noch interessanter ist: Thukydides hat die Eigenart, zwei Reden oder Episoden mit deutlichen Ähnlichkeiten oder Kontrasten einander so gegenüberzustellen, dass der Leser gedrängt wird, über diese Ähnlichkeiten bzw. Kontraste nachzudenken. Ohne dass Thukydides mit seinem Kommentar dazwischenfährt, kann der Leser anhand dessen selbstständig die Ironie, die Tragödie oder alles andere wahrnehmen, was sonst noch in den menschlichen Angelegenheiten hervortritt. Es genügt, dass man sich zwei Begebenheiten oder zwei Reden gleichzeitig vor Augen hält und ihre Kontraste beachtet.⁶ Lukas hat zwar andere Lektionen, die er vermitteln will, aber er verwendet eine ähnliche Methode.

In 7,36-50 steht z. B. eine Geschichte, die nur er überliefert hat. Eine Frau, die als Sünderin bekannt ist, betritt das Haus Simons, des Pharisäers, wo Christus zum Essen eingeladen ist. Während die Frau unter Tränen Christi Füße salbt und sie küsst, sagt sich Simon: »Wenn dieser ein Prophet wäre, so würde er erkennen, wer und was für eine Frau

4 Vgl. etwa Howard Marshall, *The Acts of the Apostles: an Introduction and Commentary*, TNTC (IVP, 1980), S. 42.

5 Vgl. H. D. F. Kitto, *Poesis, Structure and Thought* (University of California Press, 1966), S. 289 und 394.

6 Das berühmteste Beispiel ist die Gegenüberstellung des Melierialogs und des Berichts von der Sizilienexpedition (Ende des V. und Anfang des VI. Buches). Aber es gibt auch andere Belege; siehe Kitto, *a. a. O.*, S. 333-338, und den ganzen Abschnitt, S. 279-354.

es ist, die ihn anrührt.« Aber Christus schien nicht zu merken, wer ihn berührte. Zumindest hatte Simon diesen Eindruck. Und dann setzt Lukas die Geschichte bis V. 50 fort.

Im folgenden Kapitel findet sich eine andere Geschichte (8,43-48): »Und eine Frau ... trat von hinten herzu und rührte die Quaste seines Gewandes an ... Und Jesus sprach: Wer ist es, der mich angerührt hat? Als aber alle leugneten, sprach Petrus ... Meister, die Volksmengen umdrängen ... dich ... Jesus aber sprach: Es hat mich jemand angerührt; denn ich habe erkannt, dass Kraft von mir ausgegangen ist. Als die Frau aber sah, dass sie nicht verborgen blieb ...« Wäre Lukas ein moderner Historiker gewesen, hätte er wohl Geschichte 2 mit der Bemerkung eingeleitet: »Eben sahen wir, wie die prophetische Fähigkeit Christi infrage gestellt wurde: Hätte er nicht den Charakter der Frau erkennen müssen, die ihn berührte? Nun wenden wir uns einer anderen Begebenheit zu, womit die entsprechenden Zweifel, die in der vorhergehenden Episode womöglich aufgekommen waren, zumindest in einer Hinsicht zerstreut werden.« Und am Ende von Geschichte 2 hätte er wohl eine interpretierende Anmerkung folgender Art eingefügt: »Diese beiden Begebenheiten haben uns also zum Kernpunkt eines wichtigen Aspekts des Dienstes Christi geführt. Beide Episoden betreffen Frauen, in beiden geht es um geschlechtliche Dinge, in beiden um Störungen: Während in der ersten Begebenheit die moralische Integrität der Betroffenen beeinträchtigt ist, treten in der zweiten körperliche Störungen auf. Beide Frauen litten darunter, dass die rechtgläubige Gesellschaft sie mied: im ersten Fall aus Sorge vor moralischer Befleckung, im zweiten aus Furcht vor ritueller Verunreinigung. Christus beendete die Isolation dieser Frauen und erklärte sie für gemeinschaftstauglich, indem er ihnen wieder den Platz in der Gesellschaft zuwies, der ihnen gebührte. Als er das aber tat, wurden seine Fähigkeiten der moralischen und physischen Wahrnehmung kritisiert: Einmal hieß es, er sei diesbezüglich oberflächlich, das andere Mal, er reagiere übertrieben. Man beachte jedoch, wie präzise Christus jedes Mal auf die betreffende Kritik antwortete ...« Und so könnte man fortfahren.

Lukas bietet nie solche hinführenden Aussagen oder abschließenden Kommentare. Wir dürfen daraus aber nicht voreilig folgern, Lukas habe die Ähnlichkeiten und Gegensätze der beiden Geschichten nicht bemerkt oder wenigstens deren Bedeutung nicht erkannt, als er die-

ses Sondergut (die Geschichte von der Sünderin im Haus Simons) den Quellen entnahm und es in seinem Werk als einziger Evangelist in derart großer Nähe zur Geschichte von der blutflüssigen Frau einfügte. Es ist natürlich unmöglich, schlüssig zu beweisen, Lukas habe die Bedeutsamkeit der tragenden Merkmale dieser beiden Geschichten erkannt. Aber wenn wir diesem Phänomen in zahlreichen weiteren, paarweise angeordneten Geschichten im ganzen Evangelium begegnen, dann neigen wir eher zu dem Urteil, dass Lukas sich der ausdrücklichen Kommentierungen enthält, weil er ein antiker Historiker in der Tradition der hebräischen Geschichtsschreiber und des Griechen Thukydides war. Wie diese hat er mit großer Sorgfalt die Quellen erforscht und den Stoff gesichtet, um ihn dann so zu ordnen, dass die Kontinuität des Themas und dessen bedeutungsvolle Entsprechungen sowie Gegensätze dem aufmerksamen Leser in die Augen springen. Er begnügt sich damit, den Stoff für sich sprechen zu lassen, und lädt damit den Leser ein, die jeweilige Bedeutung zu erkennen, statt ihm immer wieder erklärend und auslegend hineinzureden. Gewiss, das ist nicht die heutige Art, Geschichte zu schreiben; es ist jene Methode, die H.D.F. Kitto⁷ die »dramatische« genannt hat.⁸ Die Geschichte selbst gewinnt dadurch. Thukydides vereint diese Methode mit Leidenschaft für historische Genauigkeit. Uns berechtigt nichts zu der Annahme, Lukas habe ihm darin nachgestanden.

Der Verweis auf Untersuchungen von Thukydides hat dem Leser wohl klargemacht, dass die Methode des Verfassers dieser Zeilen der Vorgehensweise eines Altphilologen entspricht, der von der Arbeit an den griechischen Klassikern und hellenistischen Autoren herkommt und sich dann Lukas zuwendet. Lukas war mit deren Methoden zweifellos ebenso vertraut wie mit denen der mündlich überlieferten aramäischen Literatur. Der Autor der vorliegenden Auslegung ist mit Aristoteles groß geworden und setzt daher voraus⁹, dass wir zuallererst drei

7 *A. a. O.*, S. 282ff. und 349f.

8 Nicht im landläufigen Sinne des anschaulichen Schreibens, sondern im fachsprachlichen Sinne, indem der Autor die Geschichte für sich selbst sprechen lässt, ohne erklärende und auslegende Anmerkungen einzufügen.

9 Der Kanon aristotelischer Literaturkritik wurde im 4. vorchristlichen Jahrhundert anhand von Werken wie den griechischen Tragödien erstellt, deren Handlung fiktiv ist. Der Einwand, dass es keine gesunde Methodologie sein kann, nach der aristotelischen Vorgehensweise ein Werk vollständig anderer Art zu interpretieren, nämlich einen historischen Bericht aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., wird im Anhang I, S. 431f., beantwortet.

Merkmale seines Werkes berücksichtigen müssen, in welche anderen Richtungen man danach auch immer schauen mag, um die »Botschaft« eines Autors wie Lukas zu erfassen. Erstens die Auswahl seines Stoffes und den relativen Anteil, den er den einzelnen Stücken zuschreibt; zweitens Themen oder Ideen, die in den einzelnen, von ihm ausgewählten Stücken wiederkehren. In Bezug auf ebendiese wiederholten Ideen, Themen und Schwerpunkte wird man Urteil und Meinung des Autors über die Bedeutung seines Stoffes am ehesten entdecken können. Und drittens müssen wir sorgfältig beachten, wie der Autor seinen Stoff geordnet hat. Es geht um das, was Aristoteles *systematōn pragmatōn*¹⁰ nennt, also die Art, in der Lukas die einzelnen Stücke zueinander und zum Ganzen in Beziehung setzt, und die Auswirkung, die das auf den Gedankenfluss seiner Erzählung hat. Worin liegt die Logik seiner Anordnung? Ordnet er seinen Stoff ausschließlich bzw. streng nach chronologischen Kriterien, oder gruppiert er die verschiedenen Teile nach innerer Entsprechung und thematischer Ähnlichkeit? Unterbricht ein vorliegendes Stück den Gedankenfluss, oder führt es ihn fort? Finden sich in einer Einzelgeschichte oder einer Gruppe mehrerer Geschichten untergeordnete oder übergeordnete Höhepunkte, Spannungsmomente, Verwicklungen und Auflösungen? Hat der Autor den Höhepunkt einer beliebigen Geschichte dort platziert, wo wir es auch täten, oder an einen für uns zunächst unerwarteten Ort verlegt?

Wir wollen als Erstes die Art untersuchen, in der Lukas seinen Stoff ausgewählt und dessen Bestandteile ins richtige Verhältnis zueinander gebracht hat. Er hat uns offenkundig nicht alles erzählt, was Christus tat und sagte. Wenn wir beachten, wie Lukas in den Fällen verfährt, wo er scheinbar aus der gleichen Quelle wie Markus geschöpft hat, sehen wir, dass er uns nicht einmal alles erzählt hat, was er dort vorfand. Er hat offensichtlich das ausgesucht, was ihm wichtig war; dabei hat er den von ihm gewählten Themen so viel Raum gegeben, wie ihm angemessen erschien. Nehmen wir das Thema der Empfängnis, Geburt und Kindheit Christi. Markus sagt uns nichts davon. Matthäus widmet dem Thema vier Geschichten (oder fünf bzw. sechs, je nachdem, wie man sie zählt): das Geschlechtsregister, Josephs Reaktion auf Empfängnis und Geburt, der Besuch der Weisen, die Flucht nach

¹⁰ A. d. Ü.: Zusammensetzung, -stellung bzw. -fügung der Dinge.

Ägypten vor dem von Herodes befohlenen Kindermord und die Rückkehr. Wir sollten zur Kenntnis nehmen, dass sich bei alledem kein einziger Hinweis auf Johannes, den Wegbereiter, oder auf dessen Eltern findet. Lukas hat hingegen für seine Geburtsgeschichte immerhin zehn Episoden ausgesucht, wobei fünf vor der Geburt und fünf danach stattfinden. Lukas hat demnach mehr Einzelgeschichten als Matthäus; aber nicht nur das: Aufgrund seiner Anordnung des Stoffes ergibt sich ein ganz anderer Schwerpunkt. So wird beispielsweise in jeder der fünf ersten Einzelgeschichten Johannes der Täufer erwähnt (in 1,13-17; 1,36; 1,41-44; 1,57-63; 1,76-79). Ihm wird fast genauso viel Raum gegeben, wenn nicht sogar mehr, wie der Menschwerdung Christi und den damit einhergehenden Ereignissen. Offensichtlich hatte Lukas sehr großes Interesse an Johannes dem Täufer und meinte, dass auch wir uns mit ihm entsprechend beschäftigen sollten. Warum?

Um diese Frage zu beantworten, könnten wir in zwei Richtungen schauen. Wir könnten, wenn wir so wollten, außerhalb seines Evangeliums schauen und mutmaßen, Lukas müsse äußerliche Gründe dafür gehabt haben, dass er Johannes dem Täufer so großes Gewicht beimaß. Vielleicht hatte er Kontakt mit Gruppen von Johannesjüngern und war von ihnen beeinflusst, also mit Gruppen, die auch nach Pfingsten noch bestanden und die er in Apostelgeschichte 18,24 – 19,7 erwähnt. Möglicherweise dachte er auch, der Dienst des Johannes habe nicht die Beachtung bekommen, die er verdiente, und so müsse man das entsprechende Gleichgewicht wiederherstellen. Es gibt viele Möglichkeiten, und einige unserer Mutmaßungen (wer weiß?) könnten sogar zutreffen.

Es wäre aber besser, zuerst in eine andere Richtung zu schauen, nämlich auf die Hinweise, die sich innerhalb der Einzelgeschichten finden, um dort zu entdecken, warum sich Lukas so sehr für den Täufer interessierte. Sobald wir das tun, ändert sich der Brennpunkt. Obwohl Johannes, wie gesagt, in jeder der fünf ersten Einzelgeschichten erwähnt wird, lassen die inneren Proportionen der Geschichten¹¹ vermuten, dass Lukas sich mehr für die Eltern des Johannes interessiert als für Johannes selbst.

¹¹ In der ersten Geschichte sind Johannes z. B. fünf Verse gewidmet (1,13-17), während sich mehr als 16 mit seinem Vater bzw. seiner Mutter befassen (1,5-13a.18-25).

Wenn wir dann als Nächstes fragen, ob ein erkennbarer Grundgedanke oder bestimmte Themen diese fünf Geschichten durchziehen, entdecken wir Folgendes:

In Geschichte 1 (siehe 1,5-25) kommt der Engel und verkündet Zacharias, dass er und seine Frau trotz ihres hohen Alters einen Sohn bekommen werden, und der Engel beschreibt den gewichtigen Dienst, den dieser Sohn einmal tun wird. An dieser Stelle (siehe 1,17) hätte Lukas diese Geschichte abschließen können, wenn er so gewollt hätte; denn bis zu diesem Punkt enthält die Geschichte alles, was sie uns von Johannes dem Täufer und seinem Dienst als Wegbereiter noch zu sagen hat. Aber Lukas interessiert sich nicht allein für Johannes und seinen zukünftigen Dienst; etwas anderes liegt ihm noch auf der Seele, und davon spricht er in den nachfolgenden sechs Versen. Zacharias hielt die Ankündigung des Engels für unglaublich, brachte dies mit Worten zum Ausdruck und wurde für seinen Unglauben mit Sprachlosigkeit bestraft: »Und siehe, du wirst stumm sein und nicht sprechen können bis zu dem Tag, an dem dies geschieht, weil du meinen Worten nicht geglaubt hast, die sich zu ihrer Zeit erfüllen werden« (1,20). Das war für Zacharias umso peinlicher, da dies gerade während des priesterlichen Morgengebets im Tempel geschah, und als er endlich wieder aus dem Tempel trat, konnte er über das draußen wartende Volk den Segen nicht aussprechen. Nachdem er seinen Dienst erfüllt hatte, kehrte er wieder heim, und seine Frau wurde schwanger. Damit endet diese Geschichte, und Lukas wendet sich einer anderen Geschichte zu. Man beachte aber, was Lukas getan hat: Er hat unser Interesse an der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Worte des Engels geweckt, hat uns die Strafe für den Unglauben genannt und hat unsere Gedanken auf das Kommende gelenkt: Zacharias wird stumm bleiben bis ... Wir werden keine Ruhe haben, bis wir das Ende dieser Geschichte erfahren haben. Lukas hat somit die ersten Schritte getan, die uns zu einem Höhepunkt führen sollen.

Geschichte 2 (siehe 1,26-38) berichtet von der Ankündigung an Maria. Auch Maria stellte eine Frage zu den Worten des Engels, aber nicht aus Unglauben wie Zacharias. Ihre Schwierigkeit war sittlicher Art: Sie konnte nicht einsehen, wie ein unverheiratetes Mädchen Mutter werden sollte. Sie bekam eine Antwort auf ihre Frage, und hier (siehe 1,35) hätte Lukas seine Geschichte wiederum abbrechen können, denn er hat uns bereits alles gesagt über die Größe von Marias Sohn und über

die wunderbare Empfängnis. Aber die Geschichte hat uns noch etwas mitzuteilen, und sobald wir es hören, kommt uns das Thema bekannt vor. Der Engel wusste offensichtlich, dass Maria in ihrem Glauben Hilfe und Ermunterung brauchte. Daher versicherte er ihr, dass »bei Gott ... kein Ding unmöglich sein« wird (siehe 1,37), und als Beweis, der ihren Glauben an diese Worte stärken würde, unterrichtete er sie von der wunderbaren Empfängnis der Elisabeth (siehe 1,36).

Geschichte 3 (siehe 1,39-56) berichtet, wie Maria auf die Worte des Engels hin erwartungsgemäß Elisabeth aufsucht und dann in deren Haus das *Magnifikat* betet. Die Empfindungen, die anhand der überschwänglichen Worte in Marias Lobpreis zum Ausdruck kommen, sind so erhaben, dass es niemanden überrascht hätte, wenn Lukas sie mit einem kleinen Vermerk zu den Umständen eingeleitet hätte. Damit hätte er sie vom übrigen Geschehen loslösen können, um sie in ihrem ganzen Eigengewicht wirken zu lassen. Aber gerade das tut Lukas nicht. Zuerst erzählt er uns, was Elisabeth über Maria sagte: »Und glücklich, die geglaubt hat, denn es wird zur Erfüllung kommen, was von dem Herrn zu ihr geredet ist!« (1,45). Überwältigende Dinge sind verheißen worden, und Lukas zeichnet sie ausnahmslos mit allem Fleiß auf; aber immer wieder hält er inne und verweist auf die Tatsache, dass der Glaube an solche gewaltigen Dinge sich nicht automatisch ergibt. Zacharias hatte es unmöglich gefunden zu glauben; und wenn Maria glauben konnte, dann war das nicht etwas, das man als Selbstverständlichkeit hinnehmen durfte, sondern etwas, wofür man sie glücklich heißen sollte.

Nachdem Maria heimgekehrt war, gebar Elisabeth ihren Sohn. Er wurde am achten Tag ordnungsgemäß beschnitten und bekam den Namen Johannes. Wenn Lukas zur Namensgebung von Marias Kind kommt, wird er nur sagen: »Und als acht Tage erfüllt waren, dass man ihn beschneiden sollte, da wurde sein Name Jesus genannt, der von dem Engel genannt worden war, ehe er im Leib empfangen wurde« (2,21). Hätte Lukas es gewünscht, hätte er in Geschichte 4 (siehe 1,57-66) eine ebenso kurze Mitteilung über die Geburt, Beschneidung und Namensgebung des Täufers einfügen und dann sogleich mit Geschichte 5 (siehe 1,67-79), mit der Weissagung des Zacharias über seinen Sohn, fortfahren können. Diese Weissagungen sind als Ausdruck des Glaubens an die Verheißungen der alten Propheten (siehe 1,70) sowie an den Bund

(siehe 1,72) und den Eid Gottes (siehe 1,73) für sich genommen so herrlich, dass wir leicht einiges hinsichtlich der Bedeutung übersehen, die Lukas in ihnen erkannte. Darum dürfen wir nicht über die Einzelheiten hinweglesen, die Lukas bewusst in Geschichte 4 aufgenommen hat. Acht Verse voll lebendiger Einzelheiten aus dem häuslichen Leben (siehe 1,57-64) führen uns auf den Höhepunkt: Zacharias bekommt seine Sprache wieder. Diesbezüglich erinnern wir uns natürlich daran, dass er sie verloren hatte, weil er dem Engel nicht geglaubt hatte. Nun hat er, wie wir verstehen, wieder zum Glauben gefunden, denn er handelt im Gehorsam gegenüber dem Befehl des Engels. Gegen alle Proteste der Nachbarn nennt er seinen Sohn Johannes. Lukas widmet zwei weitere Verse (siehe 1,65-66) der Wirkung, die dieser Wandel von der Sprachlosigkeit des Zacharias zur Redefreiheit des Glaubens unter den Menschen in seinem Umfeld hatte. Wir haben damit den Höhepunkt erreicht, den Lukas im Auge hatte, als er Geschichte 1 schrieb.

Wir halten inne, um uns wieder zu orientieren. Im nächsten Kapitel werden wir die Bedeutung dieser ersten fünf Geschichten näher untersuchen müssen. Vorläufig dienen sie uns als Beispiel dafür, dass wir achtgeben müssen auf die Auswahl des Stoffes durch Lukas, auf die Proportionen, die er den einzelnen Stücken gibt, und auf die Ideen, die er in einer Abfolge von Geschichten wiederholt. Damit soll uns nämlich gezeigt werden, in welcher Weise er die von ihm aufgezeichneten Fakten betrachtet. In diesen fünf Geschichten erzählt Lukas uns von dem Wunder der Geburt des Johannes und der jungfräulichen Empfängnis Christi. In einem gewissen Sinn überragen diese beiden gewichtigen Ereignisse in ihrer Bedeutung alle begleitenden Umstände. Aber Lukas wollte sie nicht als historische Fakten niederschreiben und es in unser Belieben stellen, was wir daraus machen. Er lädt uns vielmehr ein, sie durch die subjektive Erfahrung derer anzusehen, denen sie angekündigt wurden, und er hat wiederholt betont, wie damit deren Glaube gefordert wurde. Er hat besonders detailliert festgehalten, wie einer der Beteiligten einen Kampf gegen den Unglauben von anfänglicher Niederlage bis zum letztendlichen Sieg führte. Das sollte uns nicht überraschen, wenn wir bedenken, dass Lukas seine Erzählung verfasste, damit Theophilus »die Zuverlässigkeit der Dinge erkennt, in denen« er »unterrichtet worden« ist (1,4). Theophilus war aufgerufen, all die erstaunlichen Dinge zu glauben, die Lukas ihm schrieb. Daher ist es gut möglich, dass er

mit Zacharias, der von Glaubenszweifeln angefochten war, in gewisser Weise mitfühlen konnte.

Es bleibt noch die Frage, wie Lukas den Stoff geordnet hat. Im Allgemeinen geht er chronologisch vor, aber nicht durchweg und nicht in jeder Einzelheit. Nehmen wir ein kleines Beispiel: In seinem Bericht über den Dienst Johannes' des Täufers (siehe 3,1-20) führt Lukas die Geschichte bis ans Ende, als Johannes ins Gefängnis geworfen wird. *Nach* dem Hinweis auf die Einkerkung (siehe 3,20) fährt er fort und berichtet von der Taufe Christi (siehe 3,21-22), die zeitlich natürlich vor der Gefangennahme lag. Jene wurde ja von Johannes selbst ausgeführt, obwohl Lukas dies nicht ausdrücklich sagt. Darin liegt nichts Außergewöhnliches. Lukas verfälscht die Geschichte nicht, indem er hier die streng chronologische Ordnung verlässt. Vielmehr führt er lediglich einen zusammenhängenden Abschnitt seiner Erzählung (im Laufe der Auslegung stets »Phase« genannt) an sein Ende, ehe er sich dem nächsten zuwendet, wenngleich der Anfang des nachfolgenden Abschnitts zeitlich vor dem Ende des vorhergehenden liegt.

Das ist absolut rechtens; viele Biografen und Historiker verfahren in der gleichen Weise. Aber sogar dann, wenn Lukas zwei Dinge in streng chronologischer Reihenfolge festhält (und das ist meist der Fall), wird oft deutlich, dass die zeitliche Abfolge zwischen den beiden Sachverhalten nicht das Entscheidende in ihrem gegenseitigen Verhältnis ist. In 18,1 erfahren wir z. B. von Lukas, dass unser Herr ein Gleichnis lehrte. In 18,9 hören wir, dass er ein anderes Gleichnis weitergab. Es ist anzunehmen, dass der Herr das zweitgenannte Gleichnis nach dem ersten gelehrt hat, wenn es auch nicht lange danach war; und es wird uns nicht gesagt, ob es bei der gleichen Gelegenheit geschah. Vielleicht liegt eine Bedeutung in der zeitlichen Abfolge, aber viel offenkundiger ist der innere Zusammenhang: Beide betreffen das Gebet. Dabei erinnert uns das erste Gleichnis (wie wir später in den Einzelheiten untersuchen werden; S. 354f.) daran, dass unser Beten oder Nichtbeten offenbart, was wir über den Charakter Gottes denken. Demgegenüber ruft uns das zweite Gleichnis in Erinnerung, dass unsere Gebete zuweilen nur allzu deutlich offenbaren, was wir von uns selbst denken.

Oder nehmen wir die Geschichte vom blinden Bettler (siehe 18,35-43) und die Geschichte von Zachäus, dem Zöllner (siehe 19,1-10). Hier gibt uns Lukas obendrein sowohl das chronologische als auch das

geografische Verhältnis der beiden Episoden zueinander. Die erste begab sich, »als er sich Jericho näherte«, während es bei der zweiten heißt: »Er kam hinein und zog durch Jericho.« Ist dies das einzige verbindende Glied zwischen den beiden Geschichten? Kaum! Die erste Geschichte schildert die Errettung des Betreffenden: »Dein Glaube hat dich geheilt« bzw. »gerettet« (18,42). Das gilt auch für die zweite: »Heute ist diesem Haus Heil widerfahren« (19,9). Der erste Mann war arm, der zweite reich. Der erste lebte vom Betteln, und die Errettung befreite ihn von dieser erniedrigenden Lebensart. Der zweite lebte vom Eintreiben diverser Zölle und teils von Erpressung (siehe 19,8), und auch er wurde durch die Errettung von einem erniedrigenden Lebensstil befreit.

Aber das ist nicht alles. Elf Verse vor der Geschichte mit dem blinden Bettler hat Lukas folgenden Gedankengang platziert:

»Wie schwer werden die, die Vermögen haben, in das Reich Gottes eingehen! Denn es ist leichter, dass ein Kamel durch ein Nadelöhr eingehe, als dass ein Reicher in das Reich Gottes eingehe«, sagt Christus dort.

Darauf seine Zuhörer: »Und wer kann dann errettet werden?«

Ihnen antwortet Christus: »Was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott« (vgl. 18,24-27).

Wir wissen nicht, wie viel Zeit zwischen diesem Dialog und der Begebenheit mit dem blinden Bettler verstrich. Aus dem Bericht des Lukas (siehe 18,21-34) könnten wir folgern, dass eine gewisse Zeit verfloss, und aus Markus 10,23-45 wissen wir, dass dazwischen die Episode mit der Bitte der beiden Zebedäussöhne lag. Die Chronologie zeigt, dass die Jünger genügend Zeit hatten, den Dialog zu vergessen, bevor sie Zeugen der Errettung des Bettlers und dann des Zöllners Zachäus wurden. Aber – und damit kommen wir zum springenden Punkt – Lukas hat seinen Stoff so geordnet, dass im Bericht nur sieben Verse (siehe 18,28-34) zwischen dem Ende des Dialogs und dem Beginn der Berichte von den beiden Errettungen stehen. Können wir als seine Leser dann überhaupt noch vergessen, was er uns gelehrt hat über die praktische Unmöglichkeit, dass ein Reicher errettet wird, wenn wir sieben Verse später lesen, wie ein armer Bettler gerettet wird und dann (Wunder aller Wunder!) ein steinreicher Zöllner ebenfalls das Heil annimmt? Sollten wir es doch vergessen haben, ist zumindest nicht Lukas daran schuld.

Und Lukas hat noch immer nicht alles gesagt. Markus fügt zwischen der Geschichte vom blinden Bettler (siehe Mk 10,46-52) und dem Aufstieg nach Jerusalem (siehe 11,1) nichts ein. Lukas hat zwischen diese beiden Punkte (siehe 18,43 und 19,29) nicht nur die Geschichte von Zachäus (siehe 19,1-10) eingefügt, sondern auch das Gleichnis von den Pfunden (siehe 19,11-28), das damit als Höhepunkt seines sorgfältig arrangierten Gedankengangs dient: Wie schwer ist es für Begüterte bzw. Reiche, das Heil zu finden – ein Werk, das nur bei Gott möglich ist: Seht, wie Christus sowohl Arme als auch Reiche rettete und den rücksichtslosen Zolleintreiber in einen Wohltäter verwandelte! Und dann lehrte Christus die Jünger, all ihre Ressourcen als ein heiliges, von ihm anvertrautes Gut anzusehen, wofür sie am Tag seiner Wiederkunft würden Rechenschaft ablegen müssen.

Wenn wir also recht haben, dann hat Lukas an dieser Stelle Dialoge und Lehraussagen mit verschiedenen Geschehnissen zusammengestellt, obwohl diese alle ursprünglich mehr oder weniger unabhängig voneinander waren, weil sie zeitlich und örtlich auseinanderlagen. Diese von ihm sorgfältig ausgewählten Einheiten hat er in einer bestimmten Abfolge miteinander verbunden, sodass sie zusammen eine Reihe fortschreitender Lektionen über ein gemeinsames Thema bilden. Dabei musste er nicht den Sinn oder die Bedeutung der ursprünglichen Bestandteile ändern: Jedes Stück behält noch immer seine Ursprungsbedeutung aus der Zeit bei, da es ein eigenständiges Ereignis oder ein abgeschlossener Dialog war. Zwanzig einzelne Perlen, jede für sich kostbar und schön, verlieren nichts an Wert bzw. Schönheit, wenn jemand sie an einer Schnur aufzieht und sie zu einer Halskette zusammenfügt. Andererseits ist eine Halskette mehr als nur eine Aneinanderreihung von Perlen. Ebenso verhält es sich mit dieser Abfolge von Einzelstücken in der Heilsbotschaft, die Lukas weitergibt: Jedes Stück trägt zum Ganzen durch Ausgleichen, Ergänzen und Vervollständigen dessen bei, was die anderen Stücke lehren. Es könnte jemand aus diesem Teil des Lukasevangeliums das Wort des Herrn aufgreifen, dass es für einen Reichen fast unmöglich ist, gerettet zu werden, und dann in einer Predigt vor den großen Gefahren des Reichtums warnen: Besser arm sein, als das Heil zu verpassen! Eine solche Predigt wäre absolut wahr, aber sie enthielte nicht die ganze Wahrheit. Um eine ausgewogene Sicht dieser Dinge zu präsentieren, sollte der Verkündiger bald eine zweite Pre-

digst halten, diesmal über Zachäus. Von den Mitbürgern wegen seiner unlauteren Erwerbsmethoden gehasst, gemieden und verachtet, wurde er trotzdem von Christus angenommen und gerettet, zum Ärger seiner als tugendhaft geltenden Zeitgenossen, von denen sich viele leider nie erretten ließen! In dieser zweiten Predigt müsste man bei den Ausführungen zu dieser Geschichte selbstverständlich betonen, dass der Herr die unlauteren Methoden des Zachäus nicht guthieß, sondern ihn zu einem besseren Umgang mit dem Besitz bekehrte. Um diese Lektion zu vertiefen und zu erweitern, wäre eine dritte Predigt nützlich, in der man anhand des Gleichnisses von den Pfunden aufzeigte, dass es nicht genügt, sich erpresserischer Methoden zu enthalten, um die Gefahren des Reichtums zu meiden. Auch ist es nicht damit getan, so arm zu sein wie der Blinde, der seinen Lebensunterhalt von anderen Leuten zusammenbettelte, bevor er gerettet wurde. Wir müssen vielmehr unsere Pfunde als dem Herrn verantwortliche Verwalter recht gebrauchen, um Lob zu bekommen, wenn wir bei der Wiederkunft Christi Rechenschaft ablegen müssen.

Lukas hat also durch seine Auswahl und seine Anordnung der genannten Stücke eine sich logisch entfaltende Reihe einander ergänzender Lektionen über ein gemeinsames Thema zusammengestellt; daraus folgt aber nicht, dass er das überall in seinem Evangelium getan hat. Es ist gut möglich, dass gewisse Stücke in seinem Werk sozusagen sich selbst genügen. Da sie von ihrer Bedeutung her eigenständig sind, haben sie keinen direkten Einfluss auf den Zusammenhang innerhalb dieses Evangeliums. Wenn wir nach gründlicher Untersuchung feststellen, dass dies der Fall ist, haben wir keine Ursache, unzufrieden zu sein. Aber das vorliegende Werk geht von der Annahme aus, dass es sich lohnt, im Blick darauf nachzuforschen, ob ein gedanklicher Zusammenhang zwischen einem Teil der Erzählung und dem nächsten besteht. Zugegebenermaßen besteht die Gefahr, dass man nur deshalb (vermeintliche) Zusammenhänge sieht, weil man diese sucht, obwohl keine da sind. Dabei ist nicht zu erwarten, dass diese vorliegende Auslegung dieser Gefahr nie erlegen ist. Im Grenzland zwischen Auslegung und Homiletik erliegt man eher der Gefahr, Märchenschlösser subjektiver Auslegung zu bauen, als in den kühleren Regionen der Exegese, die nicht vom Einfallsreichtum heimgesucht werden. Aber der Verfasser ist zuversichtlich, dass seine Leser als Urteilsfähige die

Sache selbst bewerten können. Er erwartet nicht, dass er sie in jedem Fall überzeugen kann, dass Lukas all die von ihm vorgeschlagenen Bedeutungen beabsichtigte und all die dargelegten Zusammenhänge herstellen wollte. Es genügt, wenn der Leser durch das vorliegende Werk da und dort Anregungen sowie Hilfen bekommt, die Bedeutung des von Lukas Geschriebenen klarer zu sehen.

Noch eine letzte Erklärung, bevor wir bereit sind, an die eigentliche Arbeit zu gehen. Auf gewissen Ebenen des Studiums wird eine Unterscheidung bedeutsam sein – und zwar zwischen der Bedeutung, die Lukas in den Worten und Taten Christi sah, und der zusätzlichen Bedeutung, die wir darin erkennen können, wenn wir dank der weiterführenden Erleuchtung durch den Heiligen Geist in den neutestamentlichen Lehrbriefen auf diese Dinge zurückblicken. Da diese Briefe und die Evangelien auf den gleichen Heiligen Geist zurückgehen, ist es unserer Ansicht nach nicht notwendig, im vorliegenden Werk diese Unterscheidung beständig vorzunehmen.¹²

¹² Da es sich hier um eine Bibelauslegung handelt, sei dem Leser folgende Vorgehensweise empfohlen: Wenn er zunächst den jeweiligen Abschnitt im Lukasevangelium liest und dann damit auf die betreffenden Ausführungen des vorliegenden Werkes Bezug nimmt, wird er den größtmöglichen Nutzen daraus ziehen.

TEIL EINS

Das Kommen

Das Kommen: Phase 1

Lukas 1,5 – 2,52

Die Ankunft

Voruntersuchung

Die Sätze

1. Die letzten Stunden vor dem Sonnenaufgang (1,5-80)
2. Der Sonnenaufgang (2,1-52)

Einige zusätzliche Beobachtungen

PHASE 1

Die Ankunft

Voruntersuchung

Ohne allen Zweifel besteht der Hauptzweck der beiden ersten Kapitel des Lukasevangeliums darin, die Menschwerdung des Sohnes Gottes festzuhalten. Keine Auslegung dieser zwei Kapitel kann korrekt sein, wenn sie die unvergleichliche Wichtigkeit dieses einmaligen Geschehens verdunkelt. Dennoch hat Lukas sich nicht damit begnügt, die Tatsache der Menschwerdung in wenigen erhabenen Worten niederzuschreiben, wie es im vierten Evangelium getan wird: »Und das Wort wurde Fleisch und wohnte unter uns« (Joh 1,14). Vielmehr hat Lukas im Umfeld der Geschichte von der Menschwerdung eine Reihe anderer Geschichten platziert. Im allgemeinen Sinne besteht deren Funktion offensichtlich darin, von den Vorbereitungen auf das Kommen Christi, von seiner Empfängnis und seiner Geburt sowie von seiner Kindheit zu berichten. Welche weiteren Funktionen sie haben, werden wir entdecken, wenn wir ihren Inhalt, ihre Proportionen und ihre Anordnungen sorgfältig untersuchen.

Wir können in der Phase 1 folgende zehn Geschichten ausmachen:

- | | | |
|-----------|---------|--|
| 1 | 1,5-25 | Zacharias im Tempel |
| 2 | 1,26-38 | Die Ankündigung an Maria |
| 3 | 1,39-56 | Marias Besuch bei Elisabeth und das <i>Magnifikat</i> |
| 4 | 1,57-66 | Die Geburt und Namensgebung des Johannes |
| 5 | 1,67-80 | Die Weissagung des Zacharias |
| 6 | 2,1-7 | Die Geburt Jesu in Bethlehem |
| 7 | 2,8-21 | Ein Engel weist den Weg zur Krippe (Besuch der Hirten) |
| 8 | 2,22-35 | Simeons Weissagung |
| 9 | 2,36-40 | Annas Weissagung |
| 10 | 2,41-52 | Der Knabe Jesus im Tempel |
-

Zwischen Geschichte 10 und demjenigen Ereignis, das in diesem Evangelium als Nächstes aufgezeichnet ist (3,1ff.), liegt eine zeitliche Lücke von etwa 18 Jahren. Es ist also klar, dass diese zehn Geschichten eng miteinander verbunden sind und eine eigenständige Gruppe bilden.

Wir hatten schon Gelegenheit, die inneren Proportionen dieser Gruppe festzustellen (S. 17-21). Jetzt wollen wir näher betrachten, wie Lukas die zehn Geschichten innerhalb der Gruppe zusammenstellt, um zu sehen, ob uns diese Anordnung etwas zu sagen hat.

Wir stellen fest, dass die zehn Geschichten einen fortlaufenden Erzählstrang bilden. Dies ist allerdings nicht in dem Sinne gemeint, dass Lukas die Erzählung als einen einzigen geschlossenen Strom von Geschichte 1 zu Geschichte 10 fließen lässt. Vielmehr lässt er den Gedankenfluss immer wieder zum Stillstand kommen, indem er eine allgemeine Anmerkung oder eine Zusammenfassung einfügt, meist mit einer Angabe über die Zeit, die zwischen einer Geschichte bzw. einer Gruppe mehrerer Geschichten und der nächsten Erzähleinheit verflochten ist. In Tabellenform sieht die Anordnung wie folgt aus:

Geschichte 1	1,5-23	Zacharias im Tempel
--------------	--------	---------------------

Nach diesen Tagen aber wurde Elisabeth, seine Frau, schwanger und verbarg sich fünf Monate und sagte: So hat mir der Herr getan in den Tagen, in denen er mich angesehen hat, um meine Schmach unter den Menschen wegzunehmen (1,24-25).

Geschichte 2	1,26-38	Die Ankündigung an Maria
--------------	---------	--------------------------

Geschichte 3	1,39-55	Marias Besuch bei Elisabeth und das <i>Magnifikat</i>
--------------	---------	---

Maria aber blieb ungefähr drei Monate bei ihr; und sie kehrte in ihr Haus zurück (1,56).

Geschichte 4	1,57-66	Die Geburt und Namensgebung des Johannes
--------------	---------	--

Geschichte 5	1,67-79	Die Weissagung des Zacharias
--------------	---------	------------------------------

Das Kind aber wuchs und erstarkte im Geist und war in den Wüsteneien bis zum Tag seines Auftretens vor Israel (1,80).

Geschichte 6	2,1-7	Die Geburt Jesu in Bethlehem
--------------	-------	------------------------------

Geschichte 7	2,8-20	Ein Engel weist den Weg zur Krippe (Besuch der Hirten)
--------------	--------	---

Und als acht Tage erfüllt waren, dass man ihn beschneiden sollte, da wurde sein Name Jesus genannt, der von dem Engel genannt worden war, ehe er im Leib empfangen wurde (2,21).

Geschichte 8 2,22-35 Simeons Weissagung

Geschichte 9 2,36-39 Annas Weissagung

Das Kind aber wuchs und erstarkte, erfüllt mit Weisheit, und Gottes Gnade war auf ihm (2,40).

Geschichte 10 2,41-51 Der Knabe Jesus im Tempel

Und Jesus nahm zu an Weisheit und an Größe und an Gunst bei Gott und Menschen (2,52).

Diese Anordnung bildet ein einfaches Muster: Wir haben vier Geschichtspaare, denen eine Einzelgeschichte vorausgeht und eine Einzelgeschichte folgt. Aber die Anordnung ergibt sich dabei ganz von selbst. Geschichte 1 steht für sich, und zwar nicht nur, weil sie etwas anderes als Geschichte 2 mitteilt, sondern auch deshalb, weil sie durch ein Intervall von fünf Monaten von der nachfolgenden geschieden ist (siehe 1,24).

Die Geschichten 2 und 3 stehen zusammen, weil ihr Inhalt aufeinander bezogen ist und darüber hinaus keine nennenswerte Zeit zwischen den beiden verstreicht. In Geschichte 2 wird Maria über das Wunder der Schwangerschaft Elisabeths unterrichtet, und deshalb reist sie, sobald der Engel sie verlassen hat, gemäß Geschichte 3 »in diesen Tagen« zu Elisabeth (1,39). Im Gegensatz dazu wird uns ausdrücklich gesagt, dass zwischen dem Ende von Geschichte 3 (die mit dem *Magnifikat* abschließt) und dem Beginn von Geschichte 4 drei Monate vergehen.

Die Geschichten 4 und 5 bilden wiederum ein natürliches Paar, indem die entsprechenden Themen eng miteinander verwoben sind: In Geschichte 4 kann Zacharias wieder sprechen, was er in Geschichte 5 sogleich dazu nutzt, seine große Weissagung weiterzugeben. Doch der Vers nach dem Ende von Geschichte 5 markiert erneut ein Intervall, das diesmal etliche Jahre dauert (nämlich bis zum öffentlichen Auftreten des Johannes), sodass wir in Gedanken wieder eine weite Strecke zurückgehen müssen, um an den Beginn von Geschichte 6 zu gelangen.

Die Geschichten 6 und 7 bilden wiederum ein natürliches Paar, denn auf die Geburt Christi in Bethlehem folgt in derselben Nacht der Besuch der Hirten an der Krippe. Aber am Ende von Geschichte 7 wird zunächst ein Intervall von sieben Tagen (siehe 2,21) und dann von 32 Tagen (siehe 2,22) erwähnt (dazwischen liegt die vierzig tägige Zeit der Reinigung nach der Geburt).

Auch zwischen den Geschichten 8 und 9 wird kein Intervall vermerkt, sondern es heißt von Anna, dass sie (unmittelbar, nachdem Simeon seine Weissagung beendet hatte) »zu derselben Stunde« herzutrat. Aber zwischen den Geschichten 9 und 10 wird ganz natürlich ein Intervall von zwölf Jahren markiert (siehe 2,42).

Damit bleibt eine letzte Geschichte übrig, die für sich steht. An deren Ende markiert eine allgemeine Bemerkung ein Intervall von etwa 18 Jahren, bevor das nächste Geschehen mitgeteilt wird.

Aus alledem sticht eine Tatsache hervor: Lukas ging es ständig darum, einen exakten Zeitplan der Geschehnisse zu bieten. Er war offensichtlich der Auffassung, dass er datierbare historische Ereignisse niederschrieb und damit weder Mythen zusammenwob noch allgemeine Wahrheiten in mythologischer Form präsentierte. Diese Beobachtung ist für sich genommen schon wichtig – wie wir später sehen werden (S. 43). Bereits aufgrund dessen könnten wir zu der Annahme neigen, Lukas habe seinen Stoff einzig und allein aus Sorge um eine exakte Chronologie und eine genaue Schilderung des Ereignisablaufs hier so angeordnet. Aber an dieser Stelle erinnern wir uns an die nicht beantworteten Fragen zu Geschichte 10, die uns aus der Einleitung noch geblieben sind (S. 12f.). Warum wählte Lukas nur diese Geschichte aus der Kindheit Jesu und platzierte sie als für sich stehende Episode am Ende der vorliegenden Reihe von Geschichtenpaaren? Und dann erinnern wir uns daran, dass er auch am Anfang dieser Reihe eine Einzelgeschichte platziert hat. Wir sollten uns deshalb diese beiden Einzelgeschichten näher ansehen. Chronologie ist wichtig, aber es könnte sein, dass Lukas noch ein anderes Anliegen verfolgte.

Geschichte 1 handelt von einem alten Mann im Tempel, wobei der Kernpunkt der ganzen Geschichte im Grunde auf der Tatsache beruht, dass er ein alter Mann ist. Geschichte 10 befasst sich mit einem jungen Knaben im Tempel, und darin geht es um die Tatsache, dass es ein Knabe von lediglich zwölf Jahren ist, der mit seinen Fragen und Antworten die Gesetzeslehrer in Staunen versetzt. Ist das interessant, aber vielleicht ohne tiefere Bedeutung? Lasst uns tiefer graben. In Geschichte 1 wird die Frage nach der Elternschaft¹³ gestellt: Können zwei so alte Leute gegen alle Natur Eltern werden? Die Frage, die

13 »Parenthood« im Original.

Geschichte 10 stellt, ist einerseits ähnlich, aber andererseits doch deutlich davon verschieden. Es geht um Abstammung¹⁴. Maria fragt den Jungen: »Kind, warum hast du uns das angetan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht«, worauf das Kind antwortet: »... Wusstet ihr nicht, dass ich im Hause meines Vaters sein muss?«¹⁵ »Dein Vater und ich ... mein Vater ...«. Zweifelsohne bezieht sich der Knabe auf die übernatürliche Abstammung.

In beiden Geschichten liegt ein Wunder vor: hier durch ein Wunder zustande gekommene Elternschaft; dort übernatürliche Abstammung. Offenkundig geht es hier um mehr als um oberflächliche Ähnlichkeiten und Unterscheidungen. Diese zwei Geschichten lenken unsere Aufmerksamkeit stattdessen auf die beiden Arten von Wundern, die beim Werk der Erlösung geschehen müssen. Mit anderen Worten: Die Geschichten wollen nicht in Form von Wiederholungen die bloße Tatsache festhalten, dass das Kommen Christi in die Welt mit Zeichen und Wundern einherging. Vielmehr ergänzen sie einander, indem sie besagen wollen, dass zwei Wunder von wesentlich verschiedener Art notwendig waren, damit unsere Erlösung gewirkt werden konnte.

Die Zeugungsfähigkeit des Zacharias, der bereits im vorgerückten Alter stand, war dahin. Dazu kam, dass seine ebenfalls schon alt gewordene Frau unfruchtbar war. Wenn sie noch ein Kind bekommen sollten, mussten die natürlichen Alterungs- und Verfallsprozesse umgekehrt (siehe 1,7.18) und Elisabeths lebenslange Unfruchtbarkeit geheilt werden. Das wäre in der Tat ein Wunder. Ist aber ein solches Wunder unmöglich (wie Zacharias zunächst dachte), dann ist alles Reden von Erlösung nichtig oder bestenfalls eine Flucht vor der Realität. Ein neuer Leib, der überhaupt nichts mit dem alten Leib gemein hat, eine neue Welt, die nichts mehr mit der alten Welt verbindet, das wäre gewiss eine wunderbare Sache – aber das wäre keine Erlösung. Erlösung muss bedeuten, dass der natürliche Verfallsprozess umgekehrt wird, dass sterbende Körper erneuert, tote Leiber auferweckt und gefallene Seelen wiederhergestellt werden.

14 »Parenthood« (Abkunft, Herkunft, Abstammung) im Original.

15 Die Antwort des zwölfjährigen Jesus wird hier nach der Mengebibel zitiert. Man kann sie auch folgendermaßen wiedergeben: »... in den Dingen (oder Angelegenheiten) meines Vaters« (vgl. Anmerkung in UELB). Wie man auch übersetzt – der hier betrachtete Kernpunkt wird davon nicht berührt.

Das aber ist nur die halbe Geschichte der Erlösung. Die Abkunft Jesu enthielt ein Wunder ganz anderer Art: Hier wurde nicht die Natur in ihrem ursprünglichen Stand vor dem Fall wiederhergestellt, sondern vielmehr etwas in die Natur eingeführt, das die Natur zuvor nie gekannt hatte: Einer, der gleichzeitig Gott und Mensch war, trat durch seine Geburt in die Menschheit ein. Wiederum gilt: Wenn dieses Wunder der göttlichen Herkunft Christi nicht wahr ist, gibt es keine Erlösung. Kein bloßer Mensch, wie heilig er auch sei, hätte sich selbst als ein angemessenes Opfer hingeben und die Sünde der Welt wegnehmen können; kein bloßer Mensch hätte den toten Leibern der Millionen und Abermillionen, die an ihn geglaubt haben, Auferstehungsleben geben können.

Daher scheint die Folgerung unausweichlich, dass Lukas Geschichte 10 einfügte, um damit seinen Bericht von der Menschwerdung abzurunden; denn ihre Hauptaussage ergänzt und vervollständigt die in Geschichte 1 aufgeworfenen Fragen.

So viel dazu, wie Lukas den Stoff in Phase 1 ausgewählt und angeordnet hat. Wir müssen jetzt untersuchen, ob irgendein gemeinsames Thema vorliegt oder Grundgedanken zu finden sind, die sich durch die zehn Geschichten ziehen. Unsere Arbeit ist schon zur Hälfte getan. Die Geschichten 1-5 handeln gemäß unseren Feststellungen in der Einleitung (S. 19ff.), alle davon, wie Zacharias, Elisabeth und Maria auf die Ankündigung kommender Geschehnisse in Form von Wundern reagieren. Maria glaubt sofort, dennoch bekommt sie einen Beweis, der ihren Glauben bestätigt und stärkt. Zacharias glaubt zunächst nicht, aber sein Glaube gewinnt mit der Zeit die Oberhand und erreicht in den Geschichten 4 und 5 seinen strahlenden Höhepunkt. In den Geschichten 6-10 wiederholt sich ein ähnliches Thema, das sich aber andererseits in erheblicher Weise von jenem unterscheidet: Es geht um Marias Reaktion auf die Dinge, die in Verbindung mit ihrem Sohn ihren Lauf nehmen und die über ihn bzw. von ihm gesagt werden. Wie in den Geschichten 1-5 findet sich auch hier bei Maria kein Unglaube. In den Geschichten 1-5 war es darum gegangen, dass Maria ebenso wie Zacharias und Elisabeth an das Wunder glauben musste, das bald geschehen sollte; in den Geschichten 6-10 ist die Menschwerdung des Sohnes Gottes bereits geschehen: Nun müssen die Beteiligten versuchen, die Tragweite dieses Wunders zu verstehen, während es sich vor ihren Augen entfaltet. Maria fiel es anfangs nicht schwer, daran zu glauben, dass das

Wunder geschehen würde. Aber nun hat sie große Schwierigkeiten, dessen Auswirkungen zu verstehen und zu akzeptieren.

In den Geschichten 6 und 7 wird Maria durch die Verordnung des Augustus genötigt, das Kind in Bethlehem zur Welt zu bringen. Dabei kann es nicht wie erwartet in der Herberge in einer Wiege liegen, sondern muss sich mit einer Futterkrippe begnügen. Einige Stunden später kommen in der gleichen Nacht Hirten zu der Krippe und erklären anhand einer außergewöhnlichen Geschichte, wer ihnen gesagt hatte, wohin sie gehen mussten, um das Kind zu finden. Gleichzeitig sagen sie erstaunliche Dinge über dieses Kind, sodass alle Anwesenden sich verwundern. »Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen« (2,19).

In den Geschichten 8 und 9 sind Maria und Joseph verwundert »über das, was (von Simeon) über ihn (d. h. über den Knaben Jesus) geredet wurde«. Dann fügt Simeon hinzu, dass wegen der Dinge, die in Zusammenhang mit dem Sohn geschehen müssen, »ein Schwert« »deine eigene (d. h. Marias) Seele« durchdringen wird (2,33-35).

Und schließlich lenkt Geschichte 10 unsere Aufmerksamkeit auf Sachverhalte, die wir bereits betrachtet haben – auf Marias und Josephs Ängste beim zeitweiligen Verlust ihres Sohnes, auf ihre Verwunderung über sein Handeln, auf Marias Worte voller Bestürzung und schließlich auf das Unvermögen von Maria und Joseph, seine Antwort zu verstehen (siehe 2,48-50).

Wir beachten die wachsende Intensität: von einem Vers (siehe 2,19), der Marias beständiges Nachsinnen über die betreffenden Geschehnisse erwähnt, über drei Verse, die von Josephs und Marias Verwunderung bzw. von Marias kommendem Schmerz sprechen (siehe 2,33-35), bis zu einer ganzen Geschichte, die fast vollständig von Marias und Josephs Kummer, Sorge und Unverständnis beherrscht ist (siehe 2,43-51). Und wir beachten die Richtung dieser Gedankenfolge: Während Zacharias sich in den Geschichten 1-5 von Unglauben zu triumphierendem Glauben bewegt, so bewegt sich Maria in den Geschichten 6-10 von Verwunderung und interessiertem Nachsinnen über Ahnungen kommenden Schmerzes zu Angst und Unverständnis.

Davon gleich mehr. Für den Augenblick können wir die Ergebnisse unserer Voruntersuchung wie folgt zusammenfassen: In dieser Phase stellt Lukas uns die großen objektiven Tatsachen der Empfängnis und

Geburt des Vorläufers sowie der Empfängnis und Geburt Christi mit- samt ihren genauen Zeitverhältnissen vor Augen. Aber er hat mehr als das geleistet. Seine Auswahl, Gewichtung und Anordnung des Stoffes hat den Blickwinkel festgelegt, von dem aus wir diese Dinge betrach- ten sollen: Er lenkt auf diese Weise unsere Aufmerksamkeit auf die sub- jektiven Reaktionen von Zacharias, Elisabeth, Maria und Joseph. Wir werden veranlasst, die Geschehnisse durch deren Augen zu sehen, und wenn wir demnächst ihre Reaktionen analysieren, kann es geschehen, dass wir unsere eigenen analysieren. Andererseits sind ihre subjektiven, in dieser Phase beschriebenen Reaktionen genauso objektiv historische Fakten wie die Geburt des Johannes und die Geburt Jesu. Wenn wir die Aussagen über diese beiden mit Wundern einhergehenden Geburten beurteilen, müssen wir auch den Charakter, die Beweggründe, das Ver- halten, den Glauben bzw. die Ungläubigkeit der Personen bewerten, die in diesen folgenschweren Ereignissen die Hauptakteure waren.

Die Sätze

1. Die letzten Stunden vor dem Sonnenaufgang (1,5-80)

Geschichte 1. Zacharias im Tempel (1,5-25). Wenn die Geburt Christi, um auf die Metapher des Zacharias zurückzugreifen, der »(Sonne-) Aufgang aus der Höhe« (1,78) war, dann umfasst Kapitel 1 des Evan- geliums die allerletzten Stunden vor dem Sonnenaufgang. Die Nacht war lang und für Israel zu gewissen Zeiten sehr dunkel gewesen. Aber auf dem ganzen Weg – in Zeiten nationaler Höhen und Tiefen, wäh- rend der Landnahme und des Königtums, im Exil und bei der Rück- kehr – hatte die Hoffnung gelebt, dass die Nacht enden und nach den Worten Maleachis »die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen« würde, um »Heilung in ihren Flügeln« mit sich zu bringen (vgl. jeweils Mal 3,20). Vor Maleachi hatte Jesaja geweissagt (40,3-8), dass vor der Offen- barung der »Herrlichkeit des HERRN« ein Vorläufer gesandt werden musste, damit er dem Herrn den Weg bereiten konnte. Maleachi hatte dem hinzugefügt, dass der Herr Elia senden werde, um »das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihren Vätern (zu

wenden, damit ich nicht komme und das Land mit dem Bann schlage« (Mal 3,23-24). Das sollte geschehen, bevor der Tag des Herrn anbrechen würde. Und jetzt, über vierhundert Jahre nach Maleachi, war die endlos scheinende Nacht fast zu Ende; bald würde der Morgen dämmern. Große Vorbereitungen wurden getroffen, in der Ewigkeit vor aller Zeit gefasste Pläne sollten ins Werk gesetzt werden. Der Vorläufer musste zur Welt kommen. Einem gewissen Zacharias und seiner Frau Elisabeth, die längst dazu auserwählt waren, seine Eltern zu sein, musste jetzt dessen baldige Geburt angekündigt werden. Außerdem sollten sie Anweisungen bekommen, wie sie ihr Kind durch strenge Zucht an seine einmalige Aufgabe heranführen mussten: Dies war angemessen für denjenigen, der dazu ausersehen war, als eine Gestalt im Sinne Elias das Kommen des Messias vorzubereiten (siehe 1,13-17). Darum wurde wenige Monate vor dem Sonnenaufgang der Engel Gabriel gesandt. Er sollte Zacharias sagen, dass er und seine Frau bald ein Kind bekommen würden. Und Zacharias weigerte sich, dem Engel zu glauben!

Dass an diesem entscheidenden Punkt in der Geschichte der Unglaube des Zacharias dazwischenkommt, muss man zweifellos als wirklich dramatisch bezeichnen. Dennoch können wir sicher sein, dass es nicht ausschließlich sein Sinn für Dramatik war, der Lukas veranlasste, uns diese Geschichte zu überliefern. Er hat nicht nur aufgrund seines Interesses, das Leben und den Dienst Johannes' des Tüfers in seinen historischen Kontext einzubinden, die Geschichte in so großem Detail erzählt. Den Erfordernissen, historische Ereignisse zu datieren und Angaben zu daran beteiligten Personen einzufügen, wäre auch ohne den Bericht vom vorübergehenden Unglauben, in den Zacharias verfiel, Genüge getan worden. Wenn historische Redlichkeit einen Hinweis darauf verlangte, dann wäre Lukas so barmherzig gewesen, dass er ihn nur kurz berührt hätte. Stattdessen hat uns Lukas die Sache in großer Ausführlichkeit mitgeteilt. Warum? Er war offensichtlich der Meinung, dass der Unglaube des Zacharias wichtige Fragen aufwerfe, die man bedenken sollte.

Nehmen wir zunächst die Ursachen seines Unglaubens, so wie Lukas sie uns wiedergibt. Zacharias' Schwierigkeit ergab sich nicht daraus, dass die unerwartete Botschaft des Engels ihn völlig überumpelt hätte. Auch stand seinem Glauben nicht wahre Demut im Weg. Eine solche Haltung hätte ja die hohe Ehre zurückweisen kön-

nen, dass er und seine Frau dazu ausersehen worden waren, die Eltern des Vorläufers des Messias zu sein. Wäre das der Fall gewesen, hätte er dem Engel wie Gideon bei einer anderen Gelegenheit geantwortet: »Mein Tausend ist das ärmste ... und ich bin der Jüngste im Haus meines Vaters« (Ri 6,15), oder so ähnlich. Was er aber sagte, war eigentlich: »Welche Beweise habe ich, um dessen sicher sein zu können?« In Lukas 1,18 heißt es wörtlich: »Woran soll ich dies erkennen? Denn ich bin ein alter Mann, und meine Frau ist weit vorgerückt in ihren Tagen.« Das war seine wirkliche Schwierigkeit: Damit er und seine Frau ein Kind bekämen, wäre ein göttliches Eingreifen (also ein Wunder) nötig gewesen, und Zacharias hielt ein solches Wunder für so unwahrscheinlich, dass er es nicht glauben mochte, selbst wenn ein Engel Gottes es ihm ankündigte. Er zweifelte zwar nicht daran, dass es ein Engel Gottes war, der ihm da erschien, aber er brauchte stärkere Gründe als das bloße Wort eines Engels.

Zacharias nahm sich keine Zeit, seine Antwort zu überlegen, bevor sie aus ihm herausplatzte. Gerade damit offenbarte er eine Haltung, die allem Anschein nach höchst widersprüchlich war und sogar ans Irrationale grenzte.

Immerhin war Zacharias kein Atheist oder Deist; und zudem war er kein Laie, sondern ein Priester, der gerade sein öffentliches Amt im Tempel während des Morgengebets ausübte, als der Engel ihm erschien. Zudem vernehmen wir aus dem Mund des Engels, dass Zacharias im stillen Kämmerlein immer wieder zu Gott um ein Kind gebetet hatte. Ist es nicht sinnlos, von Gott etwas zu erleben, was die Natur einem verweigert hat, und gleichzeitig nicht daran zu glauben, dass Gott je in den Lauf der Natur eingreift?

In Fairness gegenüber Zacharias wollen wir natürlich einräumen, dass er vielleicht zusammen mit seiner Frau lange um ein Kind gebetet hat, als beide noch das Alter hatten, in dem man Kinder bekommen konnte. Möglicherweise hatten beide damals Gott lediglich darum gebeten, der Natur ein wenig nachzuhelfen, damit sie endlich das tue, was ihr schöpfungsmäßig zgedacht ist. Jetzt aber waren die beiden weit über das entsprechende Alter hinaus. Sie könnten nur dann ein Kind bekommen, wenn der Schöpfer eingreifen und den natürlichen Alterungs- sowie Verfallsprozess umkehren würde. So hatten sie inzwischen vielleicht aufgehört, um ein Kind zu bitten, weil sie vermutlich

glaubten, dass der Prozess des Alterns und des Verfalls ja auch vom Schöpfer verordnet sei. Ihrer Meinung nach würde er nicht eingreifen, um von ihm selbst erschaffene Verläufe rückgängig zu machen.

Wie dem auch sei, wenn eine Privatperson sich weigert, dem Wort eines Engels zu einer privaten Angelegenheit zu glauben, dann ist das ernst genug. Doch wir haben bereits festgestellt, dass Zacharias keine Privatperson war, als der Engel ihm erschien. Er war vielmehr eine Amtsperson in der Öffentlichkeit, ein priesterlicher Stellvertreter des Volkes Gottes. Zudem war auch die frohe Botschaft, die der Engel ihm überbrachte, keine private oder persönliche Heilsbotschaft: Sie war, wie der Engel in aller Deutlichkeit zuerst erklärt hatte (siehe 1,15-17), eine Hinführung *zum Evangelium selbst* und damit ein unveräußerlicher Bestandteil davon. Und doch stand Zacharias da und weigerte sich, dieser besonderen Botschaft zu glauben, und zwar aus Gründen, die das eigentliche Fundament des Evangeliums in seiner Ganzheit leugneten. Wenn Gott außerstande war, die natürlichen Prozesse im Leib der Elisabeth wiederherzustellen, wie konnte man dann noch hoffen, dass die Schöpfung selbst eines Tages von ihrer Knechtschaft der Vergänglichkeit befreit werden sollte? Wenn Gott den alternden und verfallenden Leib der Elisabeth nicht beleben konnte, wie sollte er dann je den Leib Jesu aus dem Grab erwecken, nachdem dieser schon drei Tage tot gewesen war? War aber diese Auferstehung unmöglich, dann war jede Auferstehung unmöglich. Ohne dass Zacharias dies bedachte, untergruben die Gründe, die er für seinen Unglauben vorbrachte, die Fundamente des gesamten Evangeliums.

Wir erfahren, dass der Engel ihn mit Stummheit schlug. Das war weder bloße Vergeltung noch Willkür. Wenige Augenblicke später musste Zacharias wieder draußen erscheinen. Als Priester, der für den betreffenden Tag zum Dienst eingeteilt war, musste er im Namen Gottes über das Volk, das wartend vor dem Tempel stand, den Segen Gottes sprechen. Aber hier befand sich ein Priester, der dem maßgeblichen Wort Gottes durch den Mund eines Engels Gottes nicht glauben wollte, weil er die Möglichkeit göttlichen Eingreifens zur Umkehrung natürlicher Verfallsprozesse nicht annehmen konnte. Ein solcher Priester hatte den Glauben an das grundlegende Prinzip der Erlösung verloren. Ohne Erlösung hatte er kein Evangelium, und ohne Evangelium würde jeder über das Volk ausgesprochene Segen zur bloßen Formalität werden, der

jegliche Bedeutung fehlte. Konnte Zacharias der Engelsbotschaft nicht glauben, war es für ihn besser, nicht so zu tun, als segne er das Volk. Deshalb war es angemessen, dass der Engel ihm die Sprache nahm.

Wir müssen an dieser Stelle beachten, wie taktvoll Lukas gegenüber Zacharias ist. Er legt die ganze Geschichte seines Unglaubens offen dar; aber das bedeutet nicht, dass er seine Treue gegenüber den gottesdienstlichen Ordnungen noch seine sittliche Integrität hinterfragt. Lukas erinnert daran, dass Zacharias als Priester innerhalb der Familie Aarons geheiratet hatte (siehe 1,5), und was die Tugendhaftigkeit und persönliche Heiligkeit betraf, heißt es von ihm und seiner Frau: »Beide ... waren gerecht vor Gott und wandelten untadelig in allen Geboten und Satzungen des Herrn« (1,6). Israels Frömmigkeit sollte jedoch weit über einwandfreie moralische Grundsätze und korrekte gottesdienstliche Formen hinausgehen: Gott hatte Israels Propheten und Priestern die Aufgabe zugeordnet, Gottes Heil wirkendes Eingreifen in die Natur und das Weltgeschehen zu bezeugen. Ja, die ganze Existenz Israels sollte diesem Zweck dienen. Zwar wurden in Israel schon vor dem Auszug aus Ägypten in gewisser Weise priesterliche Aufgaben wahrgenommen, aber seine besondere Rolle unter den Nationen als ein Königtum von Priestern (siehe 2Mo 19,4-6) bekam Israel als unmittelbare historische Folge von Gottes Eingreifen in den Gang der Natur: Er hatte bei den Plagen in Ägypten und am Schilfmeer seine unmittelbare Macht über Naturkräfte gezeigt und in der Passahnacht den Weg zur Rettung gewiesen. Auch die Leviten, die Helfer der Priester im Gottesdienst, verdankten ihre Existenz als Personenkreis dem Eingreifen Gottes beim ersten Passah in Ägypten (siehe 2Mo 13,11-16 und 4Mo 3,1-13). Zudem betrachtete man diese wiederholten Eingriffe Gottes in die Geschichte zugunsten Israels nicht als ausschließlich vergangene Ereignisse: Den Israeliten waren sie vielmehr Unterpfand und Muster eines zukünftigen Handelns Gottes zur Wiederherstellung aller Dinge. Jedes Passah, bei dem Zacharias als Priester zugegen war, erinnerte an die Vergangenheit und umfasste eine Weissagung des kommenden göttlichen Eingreifens zur Erlösung.

Nun war es so weit: Der Engel erschien und kündigte dem Priester Zacharias an, dass Gott seine Gebete erhört habe. Gottes Eingreifen stehe unmittelbar bevor. Er werde seine prophetischen Verheißungen erfüllen, denen zufolge der Messias kommen und alle Dinge wieder-

herstellen werde. Dabei sei Zacharias auserwählt worden, der Vater des Vorläufers zu sein. Angesichts dessen hätte Zacharias als Priester nicht übermäßig verwundert sein dürfen. Dass er dem Engel nicht glaubte und die Gewissheit des göttlichen Eingriffs hinterfragte, machte den Glauben, der ihn als eingesetzten – und bezahlten – Priester hätte auszeichnen und charakterisieren sollen, zur Farce.

Aber wir haben keine Ursache zu der Annahme, dass sein Unglaube gegenüber den Worten des Engels der Ausdruck einer gründlich erwogenen Haltung gewesen sei, deren Auswirkungen er bis zu ihrem logischen Ende bedacht hatte. Es handelte sich eher um eine instinktive Äußerung des Unglaubens gegenüber Gott und seinem Wort, wie er seit dem Sündenfall dem Menschengeschlecht anhaftet. Mag er durch fromme Zucht noch so sehr niedergehalten werden – in unbewachten Momenten wird er sich immer wieder behaupten. Das erinnert uns daran, dass ein Großteil unseres eigenen Unglaubens der gleichen Quelle entspringt. So machen wir uns selbst etwas vor, wenn wir meinen, der Unglaube würde notwendigerweise auf unsere wissenschaftlichen Denkvoraussetzungen zurückgehen. Glücklicherweise war Zacharias' Unglaube kein Dauerzustand. Auch konnte seine anfängliche Haltung Gottes Vorsatz nicht aufheben. Nicht lange, nachdem Zacharias den priesterlichen Dienst innerhalb seiner Abteilung beendet hatte und wieder nach Hause zurückgekehrt war, wurde Elisabeth schwanger.

Geschichte 2 und 3. Die Ankündigung an Maria, ihr Besuch bei Elisabeth und das Magnifikat (1,26-56). Wir verlassen jetzt Zacharias und den Tatbestand, dass er anfangs nicht an das bevorstehende göttliche Eingreifen glaubte. Später werden wir auf ihn und seine besonderen Probleme zurückkommen. Lukas lenkt nun unsere Aufmerksamkeit auf Maria und ihre Geschichte. Ihre Geschichte besteht im Bericht des Lukas in Wirklichkeit aus zwei Geschichten, der Ankündigung der Geburt Jesu und dem *Magnifikat*. Die erste ist Marias Erklärung, wie sie als Jungfrau schwanger wurde, die zweite ist ihre Reaktion auf jene Schwangerschaft. Darum geht es in diesen beiden Geschichten – immer unter der Voraussetzung, dass Lukas Geschichte schreibt.

Aber trifft dies tatsächlich zu? Die traditionelle Antwort auf diese Frage ist stets Ja gewesen, was bis in die Gegenwart der Fall ist. Aber in

den zurückliegenden Jahrzehnten ist die gegenteilige Meinung immer lauter und häufiger vertreten worden. Viele sind der Ansicht, dass die Berichte des Lukas und Matthäus über die Menschwerdung von sehr zweifelhaftem historischem Wert seien. Sie fügen aber gewöhnlich hinzu, dass dies nicht von Belang sei, da diese Berichte ideelle Aussagen beinhalten würden, die theologische Wahrheiten über Jesus ausdrücken wollten; es gehe also nicht um Geschichte, sondern um einen religiösen Mythos. Man könne daher die Menschwerdung als geschichtliches Faktum leugnen und doch an die Wahrheit glauben, die durch den Inkarnationsmythos verkündet werde.

Es wäre fehl am Platz und zudem unmöglich, hier die Frage zu erörtern bzw. darzulegen, worin denn genau die Wahrheit bestehe, welche der Inkarnationsmythos zum Ausdruck bringen wolle. Die Gelehrten, die vom Mythos der Menschwerdung ausgehen, sind sich untereinander nicht einig und haben auch selbst keine Gewissheit darüber, was diese Wahrheit kennzeichnet. Aber einige der Gründe, die sie für ihre Ablehnung der Menschwerdung als historische Tatsache anführen, sind für unsere vorliegende Arbeit von Belang. Die grundlegende These lautet: Göttliches Eingreifen sei unmöglich, und deshalb habe die Inkarnation nie geschehen können. Wenn dem so ist, erheben sich einige sehr ernsthafte Fragen zur Eigenart der Berichte des Lukas und des Matthäus. Diese Fragen sind vor einiger Zeit sehr prägnant und überzeugend von Clifford Longley dargelegt worden:¹⁶

Wenn bei der Empfängnis Jesu keinerlei Wunder geschah, sind die Folgerungen enorm ... Dies bedeutet, dass Jesus einen natürlichen Vater hatte. Dafür kommt entweder Joseph oder sonst jemand infrage. War es Joseph, dann sind jene neutestamentlichen Aussagen über seinen Verdacht, seine Verlobte sei von einem anderen Mann schwanger, eben kein »religiöser Mythos«, sondern wohlüberlegte Lügen, die entweder von Joseph selbst stammten oder von einem anderen ausgeheckt wurden. War der natürliche Vater nicht Joseph, sondern tatsächlich ein anderer Mann, dann war Marias Geschichte eine Lüge. In diesem Fall war Joseph (oder ein Komplize im ganzen

16 »A Conservative Case for Christ«, *The Times* (London, 4. Juni 1984, S. 18).

Lügengebilde) der Betrogene, während die Evangelisten belogen worden sind.

Die Frage ... ist ... Wie können sie (d.h. die liberalen Theologen unserer Zeit) sich dem Vorwurf entziehen, dass sie die Integrität (sowie die Keuschheit) von Joseph und Maria diskreditieren?

Wer als bibelkritischer Theologe diese Vorwürfe zurückweisen will, könnte lediglich ins Feld führen, dass die neutestamentlichen Aussagen über Joseph gar keinen Grund in irgendetwas hatten, das Joseph oder Maria je gesagt oder getan hätte. Man könnte behaupten, dass Jesus, was die historischen Fakten angeht, wahrscheinlich natürlich geboren wurde, nachdem Joseph und Maria verheiratet waren. Außerdem könnte man vorbringen, dass der Bericht des Matthäus über Joseph, der seine Maria plötzlich schwanger vorfand, lediglich zu dem Mythos gehöre. Darüber hinaus könnte man folgendermaßen argumentieren: Matthäus und Lukas (oder irgendeine andere Person) als Urheber dieses Mythos hätten als Erste eingestanden, dass die ganze Sache, wenn man sie als Geschichte nähme, offensichtlich absurd wäre. Man könne die beiden also nie der Lüge bezichtigen, da sie ja nie den Eindruck erwecken wollten, dass sie Geschichte geschrieben hätten. Nach dieser Theorie müssen sie gedacht haben, nur die ganz Dummen könnten es übersehen, dass ihre Geschichten als Mythos geschaffen waren, um eine religiöse Wahrheit zu vermitteln (und dass aller Wahrscheinlichkeit nach jeder Leser sogleich erkennen würde, was diese Wahrheit war). Weder Maria noch Joseph, so die Behauptungen, hätten die Verdrehungen der historischen Fakten im Interesse religiöser Mythologie mit Befremden oder Verwunderung aufgenommen, wenn sie die Veröffentlichung ihrer Geschichte noch erlebt hätten. Und schließlich machen diese Leute geltend: Keiner der Zeitgenossen von Maria und Joseph, nicht einmal die jüdischen, hätte die religiöse Wahrheit schon aus dem Grund abgewiesen, dass die Einzelheiten des Mythos nicht der historischen Wahrheit entsprachen. Letztendlich würde diese Theorie zugeben müssen, dass die ersten Christen intelligente Leute waren, die den Mythos als das erkannten, was er war. Einige Jahrzehnte später, so müsste man argumentieren, seien die Christen hingegen weniger intelligent gewesen, sodass sie im Mythos irrtümlicherweise einen historischen Bericht sahen, was unter den Christen in all den Jahrhun-

dernten so geblieben sei. So weit zu den Behauptungen gewisser Bibelkritiker.

Diese Idee an sich ist natürlich schon abwegig; aber eine genaue Untersuchung der Art, in der Lukas schreibt, lässt die Theorie vollständig zusammenbrechen. Sein Schreibstil zeigt nämlich unmissverständlich, dass er die Menschwerdung als tatsächliche Geschichte im wörtlichen Sinne ansah. Dabei wollte er mit seinem Bericht erreichen, dass es seine Leser ihm gleichtun. Zuerst vergewissert er seine Leser im Prolog, dass er die mündlichen und schriftlichen Quellen sorgfältig zurate gezogen habe und sein Bericht zuverlässig sei. Anschließend ordnet er, wie wir bereits gesehen haben (S. 30f.), den Stoff zur Menschwerdung nach den präzisen Zeitpunkten der wichtigsten Ereignisse. Und dann stellen wir fest, wie sein Bericht über die beiden mit Wundern einhergehenden Schwangerschaften noch präzisere Zeitangaben enthält. Er teilt uns mit, wie sich Elisabeth, nachdem sie schwanger geworden ist, fünf Monate verbarg (siehe 1,24), und wie der Engel Maria im sechsten Monat der Schwangerschaft Elisabeths erschien (siehe 1,26). Dann erwähnt Lukas, wie der Engel Maria darüber unterrichtete, dass Elisabeth schon im sechsten Monat schwanger sei (siehe 1,36). Schließlich beschreibt er, dass Maria nach der Engellerscheinung Elisabeth aufsucht, etwa drei Monate bei ihr bleibt und dann zurückkehrt, ehe Elisabeth ihr Kind zur Welt bringt (siehe 1,56). Zur Geburt von Marias Kind gibt uns Lukas zuerst die chronologischen Daten der säkularen Geschichte weiter (siehe 2,1-2). Er hat uns diese Geschichten also nicht einfach präsentiert und es dabei uns überlassen, ob wir sie als historische Berichte oder als Mythos verstehen wollen. Über allen Zweifel hinaus verdeutlicht er, dass wir sie gemäß seinen Erwartungen als historische Berichte lesen sollen. Es ist daher nicht statthaft, Texte, die Lukas als Berichte über tatsächliche Ereignisse beabsichtigte, zu nehmen, ihre Historizität zu leugnen und sie dann so zu deuten, als ob er sie lediglich als religiösen Mythos verstanden wissen wollte. Selbstverständlich wollte Lukas eine Glaubenswahrheit vermitteln, nämlich den Sachverhalt, dass Jesus der Sohn Gottes ist; aber in seinem Bericht ruht diese glaubensmäßige Wahrheit ausdrücklich auf dem Fundament der historischen Tatsache: »Der Heilige Geist wird auf dich kommen, und Kraft des Höchsten wird dich überschatten; *darum* wird auch das Heilige, das geboren werden wird, Sohn Gottes genannt werden« (1,35).

Es gibt nur einen Ausweg für die Mythos-Theorie, und zwar folgendermaßen: Als Lukas die Quellen untersucht habe, sei er auf den bereits vorliegenden Mythos gestoßen (er muss sehr früh ersonnen worden sein). Ohne ihn zu hinterfragen, habe er ihn törichterweise als Tatsachenbericht angesehen. Obwohl er möglicherweise Arzt und auf alle Fälle Reisegefährte des Paulus war, habe ihn die Geschichte des Wunders einer Jungfrauengeburt nicht so tief beunruhigt, dass er sich an seine gebildeten und intelligenten christlichen Freunde wandte, die ihm sogleich gesagt hätten, dass es sich lediglich um einen Mythos handelte. Vielmehr habe er dann in seiner Arglosigkeit seiner Leserschaft versichert, dass es um ein historisches Geschehen gehe. Diese Erklärung ist so unglaublich, dass wir mit den Worten von Longley sagen können: »Es ist wohl leichter, an Wunder zu glauben ... oder an Atheismus.«¹⁷

Nach Lukas war die Menschwerdung daher ein historisches Geschehen. Dies bedeutet, dass die Geschichte der Geburtsankündigung von Maria stammt, auch der Bericht vom *Magnifikat*, der allerdings auch auf Zacharias oder Elisabeth zurückgehen könnte. Indem er uns diese Geschichten erzählt, lenkt Lukas unsere Aufmerksamkeit auf zwei Dinge: Erstens geht es (wie wir bereits gesehen haben) um eine Reihe von präzise angegebenen Zeitpunkten in Zusammenhang mit dem Beginn und Fortgang der beiden Schwangerschaften, die von Wundern begleitet wurden, und zweitens um die Frage, wie Maria auf die große Ankündigung reagiert.

Ob von Lukas beabsichtigt oder nicht – die genauen Zeitangaben (siehe oben [S. 43]) erlauben uns, herauszufinden, wann Maria ihre Geschichte zum ersten Mal erzählte. Sie muss nahezu unmittelbar nach der Ankündigung zu Elisabeth gegangen und es ihr eröffnet haben. Dies bedeutet, dass sie nicht wartete, bis sie die Schwangerschaft nicht mehr verbergen konnte und eine Erklärung für ihren Zustand abgeben musste. Wer hätte es ihr dann noch geglaubt? Sie ging vielmehr sofort, als ihr Leib noch gar nichts verriet und sie selbst wohl noch nichts von der Schwangerschaft verspürte, um Elisabeth zu berichten, wie ein Engel sie besucht und ihr angekündigt hatte, dass sie ein Kind bekommen sollte, obwohl sie zum Zeitpunkt der Empfängnis nicht verheiratet war.

17 Siehe den oben zitierten Artikel.

Was hätte sie zu diesem Zeitpunkt dazu bewegen können, eine Geschichte zu erfinden, um sie dann anderen als wahr zu verkaufen? Man könnte einwenden, dass sie wie jedes jüdische Mädchen davon träumte, die Mutter des Messias werden zu dürfen. Das ist für sich genommen schon zweifelhaft. Aber selbst wenn es so gewesen sein sollte, dann hatte sie gewiss nicht geträumt, dass es auf diesem Wege zustande kommen könnte. Das kann man ihrer sofortigen Antwort an den Engel entnehmen: »Wie kann das sein, da ich ja keinen Mann kenne?« (1,34). Nehmen wir trotzdem einmal das Udenkbare an: Welches Mädchen in ihrer Lage würde versuchen, die sich aus einer flüchtigen Affäre ergebende Schwangerschaft (für die es noch keine Anzeichen gab) so zu erklären? Würde die Betreffende wirklich behaupten, dass ein Engel ihr enthüllt habe, sie werde durch göttliches Eingreifen schwanger werden und ein Kind zur Welt bringen, das sich als der Messias erweisen sollte? Von wem würde sie erwarten, dass er eine solche Geschichte glaubte? Maria war kein griechisches Mädchen, dem der Kopf verdreht worden war, weil sie zu viele Mythen von Göttern gelesen hatte, die zu irdischen Frauen kamen. Darüber hinaus waren ihre Verwandten keine Griechen. Die einzige Geschichte in ihrer Bibel, die von übernatürlichen Wesen handelte, welche zu den Töchtern der Menschen eingingen, beschrieb widergöttliche dämonische Verbindungen (siehe 1Mo 6,4). Als eine Jüdin, die unter demütigen, konservativen, gläubigen Landsleuten lebte, hätte sie instinktiv gewusst: Wenn ihre Geschichte erfunden war, bestand nicht die geringste Aussicht, dass man ihr glauben würde. Wir wissen, was Joseph dachte, als er die Geschichte zu hören bekam (siehe Mt 1,19). Uns wird auch mitgeteilt, welche Maßnahmen er anfangs ergreifen wollte. Er und alle Angehörigen seiner sozialen Schicht hätten Maria eines schweren Verstoßes gegen das Gesetz der Verlobung angeklagt, wofür das Gesetz (wenngleich es hierin nicht mehr befolgt wurde) die Todesstrafe vorschrieb (siehe 5Mo 22,23-24). Wir wissen auch, was viel später im Leben Jesu geschah: Es gab gewisse Leute, die scheinbar wussten, dass er empfangen wurde, bevor Maria verheiratet war. In Johannes 8,41 (siehe dort) wird angedeutet, was sie trotz der Geschichte Marias davon hielten. Mit weiblicher Voraussicht wird Maria gesehen haben, wie all das unmittelbar nach der Ankündigung durch den Engel auf sie zukommen musste. Dass sie sich trotzdem

dem Willen und dem Wort Gottes beugte (siehe 1,38), macht ihren Glauben und ihre Ergebenheit umso größer. Doch gerade aufgrund dessen ist es völlig unglaublich, dass sie die Geschichte erfunden haben sollte.

Die zweite Angelegenheit, worauf Lukas unsere Aufmerksamkeit lenkt, ist die detailliert beschriebene Reaktion Marias auf die Ankündigung. Zuerst geht es um ihren Glauben, dann um ihre Freude.

Gegen Ende seiner Ankündigung regt der Engel indirekt an, dass Maria ihre Verwandte Elisabeth besuchen solle, um im Glauben bestätigt zu werden. Man braucht kein großes Vorstellungsvermögen, um erkennen zu können, warum ihr Glaube Stärkung nötig hatte. Sie war ausgesucht worden, eine gigantische Aufgabe zu erfüllen, die es nie vorher gegeben hatte und die sich nie wiederholen würde. Wie sollte ihre sterbliche Hülle den psychologischen und geistlichen Druck während der neun langen Monate des Wartens ertragen? Wir haben weiter oben darüber nachgedacht, wie schwer es unseren Zeitgenossen fällt, Marias Geschichte Glauben zu schenken. Aber das ist nicht die Frage, die Lukas an dieser Stelle beschäftigt. Ihm geht es vielmehr darum, wie Maria selbst, ein gewöhnliches Mädchen aus Fleisch und Blut, sie gläubig annehmen und danach weiterhin glauben konnte, und wie sie mit der übermenschlichen Bürde der unermesslichen Würde fertig wurde, ohne selbst den Glauben, den Mut, die angemessene Demut und den Verstand zu verlieren.

Nachdem der Engel sie verlassen hatte, war sie womöglich zunächst versucht, davon auszugehen, dass sie sich alles eingebildet habe. Als sie jedoch bei Elisabeth eintraf, erfuhr sie nicht nur, dass Elisabeth gemäß den Worten des Engels durch ein Wunder schwanger war. Vielmehr hörte sie auch, was Elisabeth, ohne vorher mit ihr gesprochen zu haben, durch prophetische Eingebung sagte: Maria sollte die Mutter des Herrn werden. So stärkte und bestätigte Elisabeth die werdende Mutter in ihrem Glauben.

Maria hat jetzt absolute Gewissheit, dass sie die Mutter des Sohnes Gottes werden soll. Wie wird sie darauf reagieren? Wir sind genötigt, ihre Reaktion sehr sorgfältig zu untersuchen, da sie zu den Beweisstücken für die Wahrheit ihrer Geschichte zählt. Sollte sie kein emotionales Empfinden für die ungeheuer große Ehre bekunden, die sie für sich beansprucht, käme uns die Sache ziemlich eigenartig vor: Ist ihr

überhaupt bewusst, was sie da für einen Anspruch erhebt? Verriete sie andererseits auch nur die geringste Spur von Stolz oder Selbstgefälligkeit, wäre uns wiederum nicht wohl: Wie kann eine Frau, die für sich beansprucht, bald Mutter des Sohnes Gottes zu sein, darüber stolz und anmaßend werden? Wird ihre Behauptung angesichts dessen nicht völlig unglaubwürdig? Darum müssen wir als Urteilsfähige auf die Worte des Lobes und der Weissagung hören, die aus ihrem Mund hervorbrechen.

Wie wir feststellen, ist Marias Ausdrucksweise formaler Art und folgt in ihrer Poesie dem Stil der Väter. Sie ist zu großen Teilen dem Alten Testament entlehnt. Das ist nicht abwegig, obwohl einige meinen, darin ein Indiz dafür gefunden zu haben, dass Lukas eine erfundene Geschichte kunstvoll verfasst habe. Jeder, der bei einer Versammlung zugegen war, in der literarisch eher unbedarfte Leute mittleren Bildungsgrades freie Gebete sprechen, weiß: Diese Menschen gebrauchen gern altertümliche Wendungen, die sie einem Bibeldeutsch entnehmen, das früher gesprochen wurde. Es entstammt einer alten Bibelübersetzung, aus der sie von Kindesbeinen an im Gottesdienst gehört haben, dazu noch angereichert mit Zeilen aus alten Kirchenliedern. Und so betet Maria hier. Das ist für sie ein erhebender und tief geistlicher Moment. Die einzig angemessene Sprache, die sie kennt, ist die Bibelsprache. Wir sind daher nicht über die Form, wohl aber über den Inhalt ihrer Äußerungen erstaunt.

Sie beginnt damit, dass sie Gott preist (siehe 1,46), womit normalerweise ein Gebet eingeleitet wird. Dann bezeugt sie sogleich ihre große Freude (siehe 1,47); dabei bezeichnet das griechische Wort, das Lukas in seiner Wiedergabe des von Maria gesprochenen Aramäisch verwendet, Jubel und überbordende Glaubensfreude. Sie empfindet offenkundig sehr tief, wie groß das Wunder ist, das ihr widerfährt. Auch wird ihr der ungeheuer große Kontrast zwischen ihrem bisherigen bescheidenen Stand und der Tatsache deutlich, dass ihr aufgrund ihrer Stellung große Ehre zuteilwerden wird und alle kommenden Geschlechter sie glücklich preisen werden (siehe 1,48).

Wir fragen uns, wie sich all das auf ihre Persönlichkeit auswirken wird. Wie wird es ihre Sicht von sich selbst und von ihrer Stellung, wie ihre Beziehung zu allen anderen, und vor allem zu Gott, beeinflussen?

Eine Sache muss uns sofort auffallen: Im ganzen *Magnifikat* hören wir keine einzige Silbe davon, dass sie die Mutter des Sohnes Got-

tes werden soll. Gewiss, das ist die Wirklichkeit, die ihrer Freude und ihrem Lob zugrunde liegt. Die Art, in der sie auf diese große Tatsache hinweist, zeigt uns jedoch, was das nach ihrem Empfinden für sie beinhaltet.

Nach ihren Worten erwächst ihre Freude daraus, dass Gott in seinem Handeln an ihr sich als ihr Heiland erweist (siehe 1,47). Wenn wir zur Kenntnis nehmen, dass sie sich selbst noch immer als Person betrachtet, die wie alle anderen Menschen errettet werden muss, dann geht diese Aussage weit über eine interessante Feststellung hinaus.

»Von nun an werden mich glücklich preisen alle Geschlechter« (1,48), bekennt sie, aber sie fährt nicht fort: »... weil ich die Mutter Gottes werden soll«, sondern: »Denn große Dinge hat der Mächtige an mir getan« (1,49). Mit anderen Worten: Sie sieht, was Gott getan hat, und nicht das, was sie ist. Das ist es, was ihr Sinnen erfüllt.

Was aber kennzeichnet im Licht dieser großen Dinge, die Gott an ihr getan hat, nach ihrem jetzigen Verständnis ihre Beziehung zu ihm? Das Alte Testament hatte immer die unüberbrückbare Kluft hervorgehoben, die den Namen Gottes von jedem anderen Namen trennt: Gottes Name allein ist heilig. Haben die großen Dinge sie zu einer Stellung erhöht, welche die Distanz und den Unterschied zwischen ihr und dem dreieinen Gott faktisch aufhebt? Nicht in den Augen Marias. Sogar in diesen Augenblicken einmaligen geistlichen Jubels verfällt sie keinen Illusionen, vermag kein gotteslästerlicher Gedanke in ihr zu keimen. Alle Geschlechter auf Erden werden sie glücklich preisen, aber sie nimmt sofort den Platz ein, der ihr als Geschöpf mit allen anderen Geschöpfen zusteht; für Maria bleibt es wahr: »Heilig ist sein Name« (1,49).

Ihre bisherigen Worte bestehen aus drei Verspaaren. In allen dreien hat sie etwas über sich selbst gesagt, aber ohne jede Spur von Selbstherrlichkeit oder Ichbezogenheit. Und von hier an werden wir nichts mehr hören, was Maria über sich selbst sagt. Es folgen noch doppelt so viele Verspaare, aber Maria wird kein Wort mehr über sich persönlich aussprechen.

Das mag uns als bemerkenswert demütig erscheinen, aber tatsächlich ergibt es sich naheliegenderweise daraus, wie sie das Geschehen selbst betrachtet. Es ist einerseits zwar ganz einmalig, andererseits aber kann Maria es auch als etwas nicht völlig Ungewöhnliches ansehen: Es ist ein Akt der göttlichen Barmherzigkeit. Davon redet sie anschlie-

ßend: »Seine Barmherzigkeit ist von Geschlecht zu Geschlecht für die, die ihn fürchten« (1,50). Ein jeder im Laufe dieser unüberschaubaren Geschlechterfolge konnte wie sie etwas von Gottes Barmherzigkeit erzählen. Sie hält ihren Fall nicht für etwas Besonderes, weil ihr Auge auf die Beständigkeit und Unwandelbarkeit Gottes statt auf sich selbst gerichtet ist. In der Kette der unzählbaren barmherzigen Taten Gottes umfasst das an ihr Geschehene trotz seiner Größe lediglich ein einzelnes Glied.

Nun kann Demut aber gewiss auch aus Unwissenheit erwachsen. Wenn dies der Fall ist, erweist sie sich als unangemessen. Könnte es sein, dass Maria die Sache banalisiert, indem sie zunächst von sich behauptet, die Mutter des Messias und Sohnes Gottes zu sein, um dann das ganze Geschehen lediglich als eines der vielen Beispiele von Gottes allgemeinen Gnadentaten gegenüber allen Geschlechtern zu betrachten? Könnte es sein, dass sie, deren Horizont wohl nie über die Welt niederer Handwerker hinausgegangen ist, keine Vorstellung davon hat, was es bedeutet und beinhaltet, z. B. Hoherpriester des Volkes bzw. Kaiser Augustus im Römischen Imperium oder gar der Messias des Königshauses Davids und der Sohn Gottes zu sein? Ist es möglich, dass sie deshalb nichts aus dem Rahmen Fallendes darin erkennen kann, dass Gott die reichen, edlen, gebildeten und mächtigen Familien übergehen und ein einfaches Mädchen aus einer unbekanntem Handwerkerfamilie erwählen sollte, die Mutter des Königs der Könige und des Herrn der Herren zu sein?

Es ist fast töricht, die Frage gestellt zu haben; aber es ist wichtig zu verstehen, warum die Antwort Nein ist. Maria weiß um die großen Unterschiede an Intelligenz, Besitz und Macht, welche die Weisen dieser Welt, die Reichen und die Adligen von den Ungebildeten, den Armen und Schwachen trennen; und sie beobachtet selbst, wie Gott in der Menschwerdung Jesu absichtlich an den Ersteren vorbeigegangen ist und jemanden aus dem letztgenannten Personenkreis erwählt hat. Aber um das zu erklären, verwendet sie eine ganze Kette von Verben im Aorist (siehe 1,51-53), bezüglich derer die Ausleger nicht sicher zu sagen wissen, ob Maria damit Gottes Handeln in der Vergangenheit, Gottes Handeln in der Zukunft (das im prophetischen Sprachgebrauch oft schon in seiner Vollendung dargestellt wird) oder Gottes gewohnheitsmäßiges Handeln beschreibt. Wir brauchen die Fragen der Exe-

geten nicht zu beantworten; Maria meint alle drei Möglichkeiten. Dass Gott sie auserwählt hat, sieht Maria als ein Beispiel dafür, was Gott stets tut, schon immer getan hat und noch tun wird. Den Grund für sein Handeln hat sie bereits im einleitenden Verspaar angegeben: Er handelt an ihr als Gott, der zugleich ihr Heiland ist. Er als der Retter zerstreut immer die Hochmütigen, erniedrigt die Mächtigen und schickt die Reichen leer fort, während er die Niedrigen erhöht und die Hungernden sättigt. Das ist der Grund, warum sie sich der poetischen Sprache vergangener Geschlechter bedient, um ihre eigene Erfahrung zu beschreiben, denn das ist auch die Erfahrung aller gewesen, die je ein Eingreifen Gottes zur Errettung erlebt haben. Hanna erfuhr es in ihrer Familiensituation (siehe 1Sam 2), auch wenn sich diese von Marias Lage erheblich unterschied. Später sollte Paulus feststellen, dass dieses Prinzip göttlichen Handelns im umfassendsten und höchsten Sinne in der Errettung wirksam ist (1Kor 1,18-31).

Und abschließend stellt Maria das Geschehen in ihrem Leben in einen größeren Zusammenhang: »Er hat sich Israels, seines Knechtes, angenommen, um seiner Barmherzigkeit zu gedenken (wie er zu unseren Vätern geredet hat) gegenüber Abraham und seiner Nachkommenschaft in Ewigkeit« (1,54-55). Seit ihrer Kindheit hatte Maria Hunderte Male zu Hause, in der Synagoge und bei den Festen ihres Volkes gehört, wie Gott Abraham, den Stammvater Israels, herausgerufen und mit ihm sowie mit seinen Nachkommen einen Bund geschlossen hatte. Immer wieder wurde deutlich, wie Gott gemäß diesem Bund in der Vergangenheit gehandelt hatte und wie er es wieder tun würde. Als daher das gewaltige Ereignis in ihrem Leben eintrat, war ihr der große heilsgeschichtliche Zusammenhang längst ins Herz geschrieben. Was mit ihr geschah, hatte damit zu tun, dass sie dieser Nation angehörte. Gottes Handeln an ihr ging auf seine Treue gegenüber Abraham sowie seinen Nachkommen und nicht darauf zurück, dass sie etwas Besonderes war. Dieser Rahmen schmälerte nicht die Einmaligkeit dessen, was an ihr und durch sie geschah, aber er half ihr, sich selbst in der rechten Perspektive zu sehen: Sie war ein Teil von Gottes Wegen mit seinem Volk, von Israels Erwählung, Geschichte und Bestimmung. Dass sie sich dieses Rahmens bewusst war, stärkte zweifelsohne ihren Glauben und bewahrte sie gleichzeitig angesichts ihrer hohen Berufung vor jedem Anflug von Selbstherrlichkeit. Und mit diesem Hinweis ist

Maria auch unserem Glauben behilflich. Sehen wir das Einzigartige der Jungfrauengeburt und der Menschwerdung als Teil dieser einzigartigen Nation mit ihrer einzigartigen Geschichte, erscheint es uns fast wie etwas Selbstverständliches.

Geschichte 4 und 5. Die Geburt und Namensgebung des Johannes sowie die Weissagung des Zacharias (1,57-80). Die nächsten zwei Geschichten handeln wieder von Zacharias; die erste (siehe 1,57-66) berichtet von der Geburt, Beschneidung und Namensgebung seines Sohnes; die zweite (siehe 1,67-79) enthält die Weissagung, die er über seinen Sohn aussprach.

Im Verlauf der ersten Geschichte gewinnt Zacharias die Sprache wieder. Wir wollen uns daher kurz ins Gedächtnis rufen, wie und warum er sie verlor. Der Engel sagte zu Zacharias: »Du wirst stumm sein und nicht sprechen können bis zu dem Tag, an dem dies geschieht, weil du meinen Worten nicht geglaubt hast, die sich zu ihrer Zeit erfüllen werden« (1,20). Zacharias verharrte nicht im Unglauben. Vielleicht überwand er ihn schon an dem Tag, da er mit Sprachlosigkeit geschlagen wurde; denn als er seinen Dienst beendet hatte und nach Hause zurückgekehrt war (vgl. 1,23), vermerkt Lukas kurz: »Nach diesen Tagen aber wurde Elisabeth, seine Frau, schwanger« (1,24). Hier ging das Wort des Engels vor seinen Augen in Erfüllung; er kam nicht umhin, zu glauben. Aber er blieb stumm. Die vorliegende Geschichte beginnt mit dem Bericht von der Geburt des Kindes (siehe 1,57). Das beseitigte gewiss jeden noch verbleibenden Zweifel in Zacharias' Herzen; aber er blieb weiterhin stumm. Offensichtlich konnte die Geschichte deshalb nicht an dieser Stelle aufhören; eine Fortsetzung ist notwendig, damit wir erfahren, was geschehen musste, ehe Zacharias seine Sprache wiedergewann. Um dieser Forderung zu genügen, hätte Lukas uns kurz darüber informieren können, dass Zacharias erst wieder sprechen konnte, als er das tat, was der Engel ihm befohlen hatte, und seinem Sohn den Namen Johannes gab. Wäre Lukas so verfahren, hätten wir mit ziemlicher Sicherheit folgern können, dass der Engel von Zacharias nicht nur Glauben, sondern auch Gehorsam verlangte, und dass mit dem unter Beweis gestellten Gehorsam die Geschichte ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht hätte.

Aber in Wirklichkeit hat Lukas der Geschichte einen anderen Schwerpunkt gegeben und sie auf einen anderen Höhepunkt zusteuern

lassen. Es geht natürlich nicht darum, dass der Glaube und der Gehorsam des Zacharias in dieser Geschichte nur untergeordnete Bedeutung hätten; nein, sie sind entscheidend. Wir bestreiten auch nicht, dass der Glaube des Zacharias den Höhepunkt der Geschichte bildet, wenn man sie in ihrer Gesamtheit betrachtet. Aber jener Höhepunkt wird erst in 1,67-79 erreicht, wo Zacharias mit seiner wiedergewonnenen Sprache den Schauplatz des Geschehens betritt und der einst Ungläubige eine Weissagung weitergibt, die von Anfang bis Ende durch triumphierenden Glauben gekennzeichnet ist. In 1,57-66 bilden jedoch weder Zacharias noch Elisabeth den Schwerpunkt der Geschichte, sondern die Nachbarn und Verwandten. Nachdem Lukas berichtet hat, dass Elisabeth das Kind zur Welt brachte, widmet er der Reaktion dieser Nachbarn und Verwandten einen ganzen Vers (siehe 1,58). Als der Tag der Namensgebung kommt, sind es die Nachbarn und Verwandten, welche die Initiative ergreifen: Sie sind es, welche die Meinung vertreten, das Kind müsse Zacharias heißen; und auf den Protest von Elisabeth hin wenden sie sich über deren Kopf hinweg an Zacharias. Als er seine Schreibtafel nimmt und darauf schreibt: »Johannes ist sein Name«, hält Lukas inne, um die Verwunderung der Umstehenden festzuhalten (siehe 1,63b), bevor er an dieser Stelle anfügt, dass Zacharias die Sprache wiederfand. Es ist deutlich, dass Lukas das Schwergewicht auf die Nachbarn und Verwandten legt. Auch damit, dass die Sprachlosigkeit des Zacharias endlich ein Ende hat, beschließt Lukas die Geschichte nicht: Er widmet im Folgenden zwei ganze Verse jenem Geschehen, dass die entsprechende Auswirkung auf die Nachbarn und auf die Bewohner im ganzen Gebirge von Judäa beschreibt (siehe 1,65-66). Hier haben wir also den Höhepunkt, und wir müssen wohl beachten, was der von Lukas genannte Effekt war: »Alle, die es hörten, nahmen es sich zu Herzen und sprachen: Was wird wohl aus diesem Kind werden?« Unsere nächste Frage lautet daher: Welches Element in dieser von Lukas wiedergegebenen Geschichte beeindruckte die Menschen derart, dass sie zwangsläufig fragten: »Was wird wohl aus diesem Kind werden?«

Wir beachten, dass es nicht nur die Geburt war, die einen so großen Eindruck hervorrief. Sie begriffen, dass die Geburt eines Kindes von so betagten Eltern eine bemerkenswerte Sache war, und sie waren auch bereit, dies der außergewöhnlichen Güte Gottes zuzuschreiben:

Sie »hörten, dass der Herr seine Barmherzigkeit an ihr¹⁸ groß gemacht habe, und sie freuten sich mit ihr.« Als sie aber sahen, was bei der Zeremonie der Namensgebung geschah, waren sie nicht so sehr von Freude, sondern mehr noch von Verwunderung und Ehrfurcht erfüllt. Bevor Zacharias wieder sprechen konnte, werden sie die Geschichte von der Erscheinung des Engels im Tempel kennengelernt haben, sei es dadurch, dass Zacharias sie auf ein Täfelchen schrieb, oder dadurch, dass Elisabeth sie weitererzählte. Im gegenteiligen Fall haben sie diese gewiss danach gehört. Die Geschichte hatte zwei Teile: Zuerst kündigte der Engel die mit Wundern einhergehende Geburt an. Was man auch von Zacharias' Geschichte halten mochte, hier war das Kind in voller Lebensgröße! Aber gemäß den Worten des Zacharias hatte der Engel auch verkündet, dass sein Kind dazu bestimmt war, der Vorläufer des Messias zu sein. Das war eine Nachricht ganz anderer Ordnung, die von den Auswirkungen her ihr bisherige Weltsicht in den Grundfesten erschütterte. Wenn sie wahr sein sollte, standen sie an der Schwelle des messianischen Zeitalters. Aber entsprach sie der Wahrheit? Schließlich denken die meisten Eltern, ihr erstes Kind sei etwas Besonderes, und sie träumen von einer wunderbaren Laufbahn, die es beschreiten werde. Gerade Eltern, die schon etwas in die Jahre gekommen sind, neigen dazu. Könnte es sein, dass Zacharias übertrieb oder gar fantasierte, weil er von väterlichem Stolz betört war? Es wäre nur zu natürlich.

Die Zeit würde natürlich alles an den Tag bringen, doch unabhängig von der Zukunft musste das Kind erst einmal seinen Namen bekommen, und naturgemäß waren die Verwandten daran besonders interessiert. In jener Gesellschaft galt es als großes Unglück, wenn ein Mann starb und keinen Sohn hatte, der seinen Namen weitertrug.¹⁹ Die Verwandten waren daher ungemein erleichtert, dass in Zacharias' Familie nun ein Sohn geboren war, durch den der Name weiterleben würde, und so nannten sie das Kind bereits nach dem Vater Zacharias. Elisabeth aber protestierte: »Nein, sondern es soll Johannes heißen.« Die Verwandten waren entsetzt und versuchten, ihr klarzumachen, dass dies in jeder Beziehung gegen die Familientradition verstoßen würde (siehe 1,61). Doch Elisabeth ließ nicht mit sich reden, sodass die Verwand-

18 D. h. an Elisabeth.

19 Das ist der Kernpunkt, worum sich das ganze alttestamentliche Buch Ruth dreht.

ten über ihren Kopf hinweg an Zacharias appellierten, der zur Verwunderung und zum Schrecken aller die Haltung seiner Frau einnahm. Das ging vollständig gegen jedes natürliche Empfinden, gegen die Familieninteressen und gegen alle gängige Praxis. Warum mussten die Eltern im Falle des Kindes bewusst mit der Familientradition brechen, wo es doch, wie sie behaupteten, ausersehen war, der mehrfach angekündigte Vorläufer des Messias zu sein?

Und dann ergriff der bisher sprachlose Zacharias das Wort und erklärte, dass dieser Bruch mit der Familientradition nicht seine Idee war: Der Engel hatte ihm gesagt, er solle das Kind Johannes nennen. Die Nachbarn und Verwandten waren von Ehrfurcht überwältigt, und so ging es im Allgemeinen auch allen Übrigen, die davon hörten, als die Nachricht sich durch Judäa verbreitete. Die ganze Geschichte ging dermaßen gegen die Natur, dass sie offenkundig nicht von Zacharias erfunden sein konnte; und so begannen sie, darüber zu sinnieren, was man aus ihr schließen müsse: »Was wird wohl aus diesem Kind werden?«

Später wuchs Johannes zum Mann heran. Er bezeugte, dass er der Vorläufer des Messias sei, und kündigte Jesus als den Messias an. Johannes wurde umgebracht, Jesus wurde gekreuzigt. Wir müssen uns noch heute fragen: War Johannes wirklich der Vorläufer? Und das bedeutet, dass wir unter anderem auch fragen müssen, welche Beweggründe Zacharias hatte, seinen Sohn Johannes zu nennen.

So viel zur Geschichte 4; aber wir haben all das, was am Tag der Namensgebung geschah, noch nicht abgeschlossen. Als Zacharias seinen kleinen Sohn in der Wiege liegen sah, wurde er, wie Lukas uns berichtet, vom Heiligen Geist zu einer Weissagung getrieben (siehe 1,67). Geschichte 5 hält fest, was er darin sagte (1,68-79). Wir hören mit all unserer Urteilsfähigkeit hin: Tragen seine Worte tatsächlich die Kennzeichen geistgewirkter Rede? Oder zeigt es sich, dass sie nicht viel mehr sind als die Ergüsse väterlichen Stolzes, worin er den eigenen Sohn über Gebühr lobt und die in der Verkleidung religiöser Terminologie daherkommen?

Beachten wir als Erstes Zacharias' Sinn für Proportionen. In den acht ersten der insgesamt zwölf Verse seiner Weissagung nimmt er auf seinen Sohn überhaupt nicht Bezug (siehe 1,68-75). Dann folgen zwei Verse (siehe 1,76-77), in denen er von Johannes und dem ihm verordneten Dienst spricht; und danach wendet er sich in den letzten zwei Ver-

sen (siehe 1,78-79) wieder einem anderen Sachverhalt zu. Die Proportionen sind angemessen, lassen aber nicht auf eine Herabsetzung des Johannes oder auf falsche Demut seitens des Zacharias schließen. Im Gegenteil: Die Weissagung ist von der Überzeugung des Letztgenannten getragen, dass Johannes der Vorläufer sein soll. Zacharias erkennt: Wenn Johannes tatsächlich der Vorläufer ist, dann bahnt sich etwas an, das von unendlich größerem Gewicht ist als die bloße Geburt eines Propheten, in welcher erhabenen Stellung dieser auch sein würde. Es liegt ein Eingreifen Gottes in die Geschichte vor, womit die Wahrhaftigkeit prophetischer Verheißungen, die seit Anbeginn im Namen Gottes verkündigt worden sind, bestätigt und erwiesen wird (siehe 1,68-70). Da Johannes lediglich Vorläufer ist, wird also bald jemand auftreten müssen, der unendlich viel wichtiger ist als Johannes. Dies erkennt Zacharias ganz klar. In seinen Gedanken wird Johannes bereits vom Licht der aufgehenden Sonne in den Schatten gestellt (siehe 1,78). Gott hat eingegriffen. Die lange Nacht für Israel und die Welt ist vorbei. Der Sonnenaufgang aus der Höhe bricht bald hervor (1,78). Das bedeutet Erlösung (siehe 1,68), Errettung (siehe 1,69) und Befreiung von Knechtschaft sowie Freiheit, Gott zu dienen (siehe 1,74-75); Vergebung der Sünden und damit Befreiung von der Todesfurcht sowie Frieden (siehe 1,77-79). Gott hat eingegriffen. Er hat ein Horn des Heils, d. h. einen starken Retter, im Haus Davids aufgerichtet (siehe 1,69), und dieses Horn ist selbstverständlich nicht Johannes, sondern Jesus.

Und jetzt wird uns etwas Bemerkenswertes bewusst. Zacharias hat in seiner ganzen Weissagung die Vergangenheit verwendet: »Gott ... (hat) besucht ... und (hat) ... ein Horn des Heils aufgerichtet.« In einem gewissen Sinne tat er dies zu Recht, denn der Heiland war schon gekommen. Aber er war noch nicht geboren, noch unsichtbar. Darum war für die Welt die Sonne noch nicht aufgegangen; es war noch dunkel. Aber der Glaube des Zacharias erfasste bereits Erfüllung und Sieg. Es war inzwischen sehr lange her, seit der erste Prophet die Verheißung Gottes verkündigt (siehe 1,70) und Gott selbst gegenüber Abraham den Bund mit einem Eid besiegelt hatte (siehe 1,73). In der Zwischenzeit war der Glaube oft versucht gewesen, davon auszugehen, dass jene alten Weissagungen nur Mythen seien – ein Ausdruck davon, dass der Mensch eben an Hoffnung als Lebensprinzip glauben muss, weil man ohne Hoffnung nicht leben kann. Er war angefochten wor-

den, weil behauptet worden war, diese Voraussagen seien gar nicht dazu gedacht, dass man sie im wörtlichen Sinne verstehe. Es waren Zweifel aufgekommen, ob dieser Welt wohl jemals die wahre Sonne aufgehen würde. Außerdem, so die Behauptungen, könne der Glaube nur dann überleben, wenn man den Sonnenaufgang umdeute und damit die Ansicht zum Ausdruck bringe, dass auch die nie endende Nacht ihre guten Seiten habe; man müsse nur lernen, sich ihr in der rechten Weise zu stellen. Der Glaube musste sich beständig dagegen zur Wehr setzen und darauf bestehen, dass Gott nicht lügen kann. Er musste geltend machen, dass Gott gemeint haben muss, was er sagte, und dass die Propheten keine betrogenen Gestalten waren, die nicht zwischen ihren eigenen Wünschen und der Stimme Gottes hatten unterscheiden können. Der Glaube musste bekräftigen, dass es Gott gewesen war, der zu dieser langen Reihe von Propheten gesprochen hatte. Und er musste daran festhalten, dass der Tag kommen wird, an dem Gott seinen Eid einlösen und den Glauben der Getreuen über Generationen hinweg bestätigen wird.

Und jetzt geschah es. Der Anspruch des Glaubens hatte sich als wahr erwiesen. Aber der Glaube ist ebenso nüchtern; das kann er sich auch leisten. Zacharias schaut auf sein Kind herab und sagt sinngemäß: »Ja, mein Kind, du wirst deine nötige vorbereitende Aufgabe erfüllen müssen. Der Messias wird uns von all unseren Feinden befreien (siehe 1,74), die großen heidnischen Weltmächte eingeschlossen. Aber zunächst muss Israel Buße tun. Es kann keinerlei Errettung oder Befreiung geben, solange Israel nicht den Weg des Heils in Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott kennengelernt hat. Das ist der einzige Ausweg aus der Finsternis des Todesschattens, der zum Frieden führt. Mein Sohn, es wird die Aufgabe des Messias sein, für sein Volk nicht nur Vergebung der Sünden zu erwirken, sondern ihm auch die Erkenntnis zu geben, dass ihm Vergebung zuteilgeworden ist. Aber du musst vor ihm hergehen und ihm den Weg bereiten« (siehe 1,76-79).

Zacharias kannte das Volk. Er war nicht umsonst Priester. Seinen Landsleuten lag mehr an politischer Befreiung als an Buße und Sündenvergebung sowie daran, mit Gott ins Reine zu kommen. Johannes hatte eine schwere Aufgabe vor sich, eine Straße aufzuwerfen, worauf der Messias kommen und in die Herzen der Menschen einziehen konnte. Aber nichts war imstande, die Tatsache ungeschehen zu machen oder

den siegreichen Glauben des Zacharias ins Wanken zu bringen. Der Messias war gekommen.

Mit seinem Bericht von den letzten Stunden vor Sonnenaufgang hat Lukas die Hälfte der ersten Phase bewältigt. Zu Beginn war der Glaube des Zacharias ins Wanken geraten. Umso mehr erquickt es unsere Seele, wenn wir sehen, wie der Glaube des Zacharias, noch bevor der Messias gekommen und öffentlich aufgetreten ist, wieder aufgelebt ist und triumphiert. Möge das auch bei unserem Glauben der Fall sein, ehe der Messias zum zweiten Mal kommt.

2. Der Sonnenaufgang (2,1-52)

Geschichte 6 und 7. Die Geburt Jesu in Bethlehem. Ein Engel weist den Weg zur Krippe (Besuch der Hirten [2,1-21]). Die Geschichten 4 und 5 berichteten von der Geburt, der Beschneidung und Namensgebung des Vorläufers; die Geschichten 6 und 7 berichten von der Geburt, Beschneidung und Namensgebung des Messias. Sogleich sticht ein auffälliger Gegensatz zwischen den beiden Geschichtenpaaren ins Auge: Bei der Namensgebung des Johannes wird der Bruch mit der Familientradition stark betont; bei der Geburt Jesu wird ebenso stark hervorgehoben, dass die Familientradition gewahrt wurde. Dieser Gegensatz ist keineswegs bloß oberflächlich. Als Vorläufer Christi sollte Johannes »die Stimme eines Rufenden in der Wüste« (3,4) sein – eine Stimme, mehr nicht. Für seinen Dienst war es nicht von Belang, wer er war und welcher Familie er entstammte. Auf der anderen Seite war Johannes als Vorläufer zugleich Anführer einer Volksbewegung, die anfänglich von Jesus unabhängig war und in gewisser Hinsicht unabhängig blieb, auch nachdem der Herr seinen öffentlichen Dienst begonnen hatte. Johannes selbst zählte nie zur Schar der Apostel Christi; die von ihm Getauften galten als seine Jünger (siehe 5,33). Obwohl immer wieder Jünger des Johannes diesen verließen, um sich Jesus anzuschließen (siehe Joh 1,35-37; 3,25-26), fuhr Johannes fort, Jünger zu machen. Zudem war die Wirkung des Johannes auf das Volk so stark, dass viele sich fragten, ob er nicht der Messias sei. Das leugnete er in aller Deutlichkeit, indem er öffentlich bezeugte, Jesus sei der Messias (siehe 3,15-17; Joh 1,19-34). Aber damit nicht hier oder später Zweifel aufkam, sorgte die durch den Engel

befohlene Namensgebung dafür, dass die Abstammung des Johannes in Bezug auf seinen Dienst unwichtig blieb, während sie für den Messias von größter Bedeutung war. Es war nicht wichtig, wer der Vater des Täufers war oder welcher Familie Johannes entstammte.

Bei Jesus dagegen war – wie wir festgestellt haben – die Wahrung der Familientradition aus offenkundigen Gründen von größter Wichtigkeit. Wer Anspruch auf die Messianität erhob, beanspruchte gleichzeitig, der Sohn Davids zu sein. Der Betreffende war also Erbe des Bundes und Empfänger der Verheißungen, die Gott dem David gegeben hatte. Daher beschreibt der Engel Gabriel die Aufgabe, die für Marias Kind vorgesehen ist, mit folgenden Worten: »Dieser wird groß sein und Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben; und er wird über das Haus Jakobs herrschen in Ewigkeit, und sein Reich wird kein Ende haben« (1,32-33). In Übereinstimmung damit sagt Zacharias in seiner Weissagung, Jesus sei ein Horn des Heils, das Gott im Haus Davids aufgerichtet habe (siehe 1,69). Hier handelte es sich nicht um ein wenig Lokalkolorit, das sich aus der jüdischen Herkunft Christi ergab und seine Bedeutung verlieren sollte, sobald das Evangelium Christi in die Heidenwelt gelangte; nein, die entsprechende Aussage blieb ein wesentlicher Bestandteil des Evangeliums. Paulus, der Heidenapostel, nennt die Heilsbotschaft »das Evangelium Gottes ... über seinen Sohn (der aus dem Geschlecht Davids gekommen ist dem Fleisch nach)« (Röm 1,1-3). Und Jahre später schreibt er aus einem Gefängnis in Rom an Timotheus: »Halte im Gedächtnis Jesus Christus, auferweckt aus den Toten, aus dem Geschlecht Davids, nach meinem Evangelium« (2Tim 2,8). Dass David in dieser Weise hervorgehoben wird, ergibt sich aus dem Wesen des Evangeliums selbst; denn das Evangelium ist keine Sammlung zeitloser allgemeingültiger Wahrheiten, die in der Sprache eines Mythos verfasst ist. Vielmehr besteht das Evangelium darin, dass Gott vor Jahrhunderten mit Abraham und seinen Nachkommen den Anfangspunkt einer unübersehbaren Heilslinie setzte, die später mit David ihren Fortgang nahm und genauso fest in der Geschichte verwurzelt ist wie das Aufkommen des Römischen Reiches. In Jesus, dem Messias und Heiland, erreichte diese Linie ihren Höhepunkt. Und er war nun gekommen, um alle Verheißungen einzulösen, die David gegeben worden waren und die er teilweise selbst niedergeschrieben hatte.

Es war daher unerlässlich, dass die Traditionen der königlichen Abkunft Jesu bei seiner Geburt gewahrt wurden, besonders hinsichtlich eines Sachverhalts: Der Prophet Micha hatte vorausgesagt, dass der Messias in Bethlehem geboren werden sollte (siehe Mi 5,1); darum musste Bethlehem der Geburtsort Jesu sein. Man beachte, wie unsere zwei Geschichten sogleich übereinstimmend hervorheben, wo Jesus tatsächlich geboren wurde: in der Stadt Davids, in Bethlehem, und zwar in einer Krippe (siehe 2,4.7.11-12.15-16). Man beachte jedoch als Nächstes, worin das Hauptanliegen von Geschichte 6 (2,1-7) besteht. Sie will erklären, wie es dazu kam, dass er dort geboren wurde.

Weder Joseph oder Maria sorgten dafür, die nötigen Vorkehrungen zu treffen, damit der Anspruch Jesu, Sohn Davids zu sein, zu seiner Zeit die nötige Glaubwürdigkeit hatte. Gott lenkte in seiner Vorsehung alles so, dass der höchste Machthaber der antiken Welt Maßnahmen ergreifen musste, die dazu führten, dass Jesus in Bethlehem geboren wurde. Kaiser Augustus ordnete eine Volkszählung an, und dabei musste ein jeder in den Ort reisen, aus dem seine Familie stammte, um verzeichnet zu werden. Weil Joseph zum Haus und Geschlecht Davids gehörte, musste er in die Stadt Davids reisen. Er konnte damit der Familientradition gar nicht ausweichen; die Volkszählung nötigte ihn.²⁰ Augustus ahnte natürlich nichts von der Auswirkung seiner Volkszählung, und nichts hätte er oder sein Vasall Herodes weniger gewünscht, als die Glaubwürdigkeit der Messianität desjenigen zu stützen, der auf den Thron Davids Anspruch erhob. Als Augustus die Volkszählung anordnete, wollte er damit seine Herrschaft über die verschiedenen Teile seines Imperiums festigen. Aber gerade diese Maßnahme, womit er die Stellung der römischen Staatsgewalt in seinem Riesenreich stärken wollte, war ironischerweise der Anlass dazu, dass Jesus, der Sohn Marias, der Sohn Davids und Sohn Gottes, am rechten Ort geboren wurde. Jesus war dazu bestimmt, auf dem Thron Israels und der Welt zu sitzen. Er sollte in der Stadt Davids, seines königlichen Vorfahren, zur Welt kommen. Als Augustus unwissend die Erfüllung der Weissagung Michas einlei-

²⁰ Die Historiker können uns nicht mit Gewissheit erklären, warum die Tatsache, dass Joseph zum Haus und zur Familie Davids gehörte, ihn verpflichtete, anlässlich der Volkszählung nach Bethlehem zu reisen. Zwei oder drei mögliche Gründe können genannt werden, keiner ist gewiss. Der Amtsschimmel wieherte in den Provinzen und Vasallenstaaten des Römerreiches so laut wie in unseren heutigen Amtsstuben. Eine Erörterung des Problems findet sich bei Marshall, S. 100-102.

tete, lieferte er dieses besondere Detail zum Anspruch Jesu, der Messias zu sein.²¹

Das ist ein höchst interessantes Beispiel dafür, wie Gott in seiner Vorsehung die Welt der Menschen regiert. Als Johannes der Täufer empfangen wurde, kehrte Gott den Lauf der Natur um. Als unser Herr empfangen wurde, da wurde etwas in die Schöpfung eingeführt, das die Schöpfung nie zuvor gekannt hatte und das die Schöpfung aus sich heraus nie hätte hervorbringen können. Als der Sohn Gottes und der zur Herrschaft über die Könige der Erde bestimmte Herrscher in die Welt der Menschen eintrat, wurden der Wille der Menschen und ihre Freiheit im Handeln offensichtlich in keiner Weise angetastet. Augustus hatte gute Beweggründe für sein Vorgehen, und er handelte ganz nach seinem eigenen Willen. Und doch tat er, was er nie getan hätte, wenn ihm die Auswirkungen seines Tuns bekannt gewesen wären: Er bestätigte den Anspruch des königlichen Sohnes Davids. Ja, er tat, was nach Gottes Ratschluss und Vorkenntnis vorherbestimmt war.

So viel zur Geschichte 6. Und nun zur Geschichte 7 (siehe 2,8-20). Der Bericht von den himmlischen Heerscharen und dem Besuch der Hirten an der Krippe ist vielleicht der bekannteste Teil der Geburtsgeschichte. Die wunderbar reiche Bildersprache dieses Abschnitts spricht einige der tiefsten Empfindungen des Menschenherzens an: Es geht um Hirten, die über ihre Herden wachen, eine Mutter, die über ihr Kindlein wacht, und um den himmlischen Chor, der ins Dunkel der Erdennacht hereinbricht und den lange ersehnten Sonnenaufgang ankündigt. Der Engelschor sichert den Demütigen und Niedriggesinnten zu, dass Gott für sein Volk sorgt, was die Mächtigen der Welt auch treiben mögen. Er hat es mit seinem Hirtenherzen so gewollt, dass sein Sohn nicht in einem Palast, sondern in einer Krippe zur Welt kommen sollte. Wir müssen den Symbolgehalt der Geschichte nicht leugnen, um ihre Historizität zu retten. Historische Fakten bilden eine solide Basis, aber Geschichte ohne Poesie ist grau und steht in der Gefahr, bedeutungslos zu werden. Poesie ist herrlich, aber ohne historischen Grund inhaltslos. Im Evangelium Christi treffen sich beide. Wie armselig und abgestumpft muss ein Geist sein, der darauf beharrt, dass ein Text ent-

21 Ein weiteres Beispiel in der Geschichtsschreibung des Lukas, wie ein kaiserlicher Erlass in einer entscheidenden Phase ungewollt zur Verbreitung des Evangeliums beiträgt, findet sich in Apostelgeschichte 18,1ff.

weder symbolischer oder historischer Art sein müsse; beides gleichzeitig sei unmöglich.

Unser Hauptanliegen bei Geschichte 7 besteht nun darin, so weit wie möglich zu entdecken, inwiefern sie in den Zusammenhang der von Lukas verfassten Erzählung passt. Und es finden sich tatsächlich Hinweise. Wir haben bereits bemerkt, wie die beiden Geschichten 6 und 7 hervorheben, wo Jesus geboren wurde: in der Stadt Davids, in Bethlehem, in der Krippe (siehe 2,4.7.11-12.15-16). Aber es liegt folgender Unterschied vor: Geschichte 6 erklärt, wie es dazu kam, dass Jesus an jenem Ort geboren wurde; Geschichte 7 erklärt, wie einige Stunden nach seiner Geburt einigen Hirten Hinweise auf den Geburtsort gegeben wurden, sodass sie das Kind aufsuchen konnten: Ein Engel, so die Hirten, habe es ihnen angezeigt. Als Nächstes beachten wir die Wirkung dieses ganzen Geschehens, so wie Lukas selbst es zum Ausdruck gebracht hat. Gemäß seinem Bericht waren die Hirten die Einzigen, welche die Engel gesehen oder gehört hatten. Nachdem sie an der Krippe gewesen und ihre Geschichte erzählt hatten, kehrten sie zurück, indem sie Gott priesen. Dann hören wir nichts mehr von ihnen. Die Leute, denen danach die Geschichte der Hirten zu Ohren kam und die hörten, was sie zu Maria gesagt hatten, »verwunderten sich« (2,18); aber auch von ihnen hören wir danach nichts mehr. Und dann wird uns Marias Reaktion mitgeteilt, die auch im nachfolgenden Geschichtenspaar (siehe 2,33-35) sowie darüber hinaus in der letzten Geschichte vermerkt ist (siehe 2,43-51; siehe S. 71f.): »Maria aber bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen« (2,19).

Das verwundert uns nicht, denn diese Worte waren für sie ein unermesslicher Trost. Sich auf die Geburt eines gewöhnlichen Kindes vorzubereiten (besonders auf das erste), ist für die meisten Mütter Verantwortung und Bürde genug. Maria aber war eröffnet worden, dass ihr Kind der Sohn Gottes und durch ein Wunder gezeugt sei. Aber seit der Ankündigung war ihr kein Engel mehr erschienen, um ihr gelegentlich Anweisungen zu geben, welche Vorbereitungen und Maßnahmen der Geburt des Sohnes Gottes angemessen seien. Man versuche, sich vorzustellen, wie besorgt sie gewesen sein muss! Wie sollte sie wissen, ob sie alles richtig machen würde und alles bedacht hatte?

Zu Hause in Nazareth wird sie die sorgfältigsten Vorbereitungen auf die Geburt getroffen haben, und dann kamen die Volkszählung sowie

die befohlene Reise, die alle Vorbereitungen über den Haufen warfen. Die Unannehmlichkeiten, die sich bei einer Reise und einem Aufenthalt in einer Herberge zu diesem Zeitpunkt ergaben, waren schon groß genug. Man stelle sich vor, wie niederschmetternd es gewesen sein muss, anzukommen und kein freies Zimmer zu finden! Das Haus in Nazareth war gewiss kein Palast, aber Joseph war Baumeister, und so wohnten sie sicher in angemessenem Komfort. Jetzt aber musste Maria ihr Kind irgendwo in einer Notunterkunft zur Welt bringen, ohne dass die Privatsphäre der Familie hinreichend gewährleistet war. Und wo sollte sie das Kind hinlegen, wenn es zur Welt gekommen war? Ihr erstes Kind! Und der Sohn Gottes! Wie sollte sie den Sohn Gottes in eine Futterkrippe legen?

Und dann kamen die Hirten und fragten, wo das Kind sei. Auf die Frage, wer ihnen denn gesagt habe, wo sie es suchen mussten, antworteten sie: Ein Engel des Herrn habe ihnen gesagt, dass der Retter – Christus, der Herr – in jener Nacht in der Stadt Davids geboren worden sei.

Spätestens mit dieser Nachricht begann Maria, langsam zu verstehen: Gabriel hatte ihr gesagt, dass das Kind den Thron seines Vaters David einnehmen würde. Jetzt hört sie davon, dass ein Engel diese Hirten in die Stadt Davids gesandt hatte. Sie und Joseph hatten nicht beabsichtigt, nach Bethlehem zu kommen, aber aufgrund des kaiserlichen Erlasses waren sie gezwungen, in die Stadt Davids zu reisen. (Dies war zumindest der äußere Anlass dafür.) Nun erkannte Maria den Ratschluss, zu dessen Verwirklichung Augustus und seine Verwaltung beitragen mussten: Aufgrund dieses Ratschlusses waren Joseph und sie nach Bethlehem geleitet worden. Aber eine Frage war noch offen: Angesichts der im Zuge der Volkszählung plötzlich angeschwollenen Bevölkerung wäre es ja denkbar, dass in jener Nacht mehr als ein Kind in der Stadt Davids zur Welt gekommen war. Wie wussten dann die Hirten, dass Marias Kind das richtige war? Die einfache Antwort lautete: Der Engel hatte ihnen ein Zeichen gegeben; sie würden das richtige Kind ausgerechnet in einer Krippe finden.

Die Frauen in Bethlehem legten ihre Neugeborenen normalerweise nicht in eine Krippe, wenn es irgendeine andere Möglichkeit gab. Davon können wir mit Sicherheit ausgehen. Für Maria war es gewiss unbeschreiblich peinlich, das tun zu müssen. Aber da waren diese Hirten, und nach ihrer Aussage wussten die Engel, dass der Sohn Gottes

in einer Krippe lag. Wir lesen von der Menge der himmlischen Heerscharen, die Gott angesichts der Menschwerdung seines Sohnes lobten, wobei dessen Kommen in Niedrigkeit den alttestamentlichen Voraussagen entsprach. Daher konnte der Engel einfachen Hirten den Weg zu ihm weisen: Dort, in einer Krippe, lag der Heiland der Welt! Seither sind ungezählte Menschen für dieses Zeichen dankbar gewesen. In einem höheren Sinne hat die Geburt in einer Krippe sie nämlich zu einer gewisseren Erkenntnis geführt, dass Jesus der Sohn Gottes und der Retter der Welt ist, als wenn er in einem Palast zur Welt gekommen wäre. Das konnte Maria natürlich nicht vorhersehen; aber etwas erkannte sie schon: Wenn Engel den Hirten voller Freude von der Krippe als Zeichen erzählten, dann musste es ein anderer Hirte gewesen sein, der zuvor sie und Joseph sowie ihr Kind zur Krippe geführt hatte. Es entsprach also alles dem göttlichen Plan, und dies würde auch weiterhin der Fall sein: Die Verantwortung, dem Kind Hirte und Hüter zu sein, war in stärkeren Händen als in den ihrigen.

Geschichte 8 und 9. Simeons Weissagung und Annas Weissagung (2,22-40). Wir haben es inzwischen vielleicht vergessen, aber in den Geschichten 2 und 3 hörten wir, wie Maria ihre außerordentliche Freude zum Ausdruck brachte: »Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist frohlockt in Gott, meinem Heiland« (1,46-47). In den Geschichten 8 und 9 (siehe 2,22-39) sollen wir Marias Seelenpein hören: »... aber auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen« (2,35). Es braucht nicht gesagt zu werden, dass dieser Kontrast nicht auf Lukas zurückgeht. Es lag ihm fern, sich eines literarischen Kunstgriffs zu bedienen. Noch weniger ist er der subjektiven Einbildungskraft des Verfassers der vorliegenden Zeilen entsprungen. Dieser Kontrast ist vielmehr in zwei wesentlichen Elementen des Heilsplans Gottes begründet: in der Menschwerdung mit ihrer Freude und in der Kreuzigung mit ihrer Pein. Und um die Voraussage ebendieser Pein, die Maria würde durchleben müssen, geht es zumindest in der ersten dieser beiden Geschichten. Etwas weiter vorn (S. 46) haben wir uns gefragt, wie Maria, eine sterbliche Frau aus Fleisch und Blut, den ungeheuer großen Druck ertragen würde, als sie darauf wartete, Mutter des Sohnes Gottes zu werden. Wir können nun auch verstehen, dass ihr Glaube die spätere Verwerfung und Kreuzigung ihres Sohnes durch das Volk nicht überlebt

und in Entsetzen sowie Verzweiflung sein Ende gefunden hätte, wenn sie auf dieses entsetzliche Geschehen nicht in angemessener Weise vorbereitet worden wäre. Die Geschichten 8 und 9 beschreiben demnach diese Vorbereitung. Auf die Menschwerdung wurde Maria zuerst durch den Engel Gabriel vorbereitet, und dann wurde ihr Glaube durch Elisabeth gestärkt. Auf das Kreuz sollte Maria zuerst von Simeon vorbereitet werden, dem sich Anna mit Trost und Ermutigung anschloss. Wir wollen uns nun diese beiden Personen näher ansehen.

Sowohl Simeon als auch Anna hatten einen lebendigen und unerschütterlichen Glauben an das, was sie als den göttlich inspirierten prophetischen Heilsplan zur Wiederherstellung Israels ansahen. Von Simeon wird gesagt, dass er »auf den Trost Israels« wartete (2,25). Der wunderbare Ausdruck »der Trost Israels« lässt vermuten, dass seine Erwartung sich auf das Programm prophetischer Texte wie Jesaja 40ff. stützte. Er sah dem Tag entgegen, an dem Israels Kriege und Züchtigungen zu Ende sein würden und Gott sein Volk trösten sollte. Dabei war Simeons Schau nicht so eingeengt, dass er nur die Zukunft *Israels* im Auge hatte. Indem er sich erneut auf Jesajas Voraussagen (z.B. 42,6; 49,6 usw.) bezog, sah er den Tag kommen, an dem sich das Licht des Heils Gottes bis an die Enden der Erde erstrecken würde (siehe Lk 2,31-32).

Von Anna wird gesagt, dass sie von Jesus »zu allen« redete, »die auf Erlösung warteten in Jerusalem« (2,38). Diese Erwartung war wiederum nicht Ausdruck eines Wunschenkens oder eines engstirnigen Nationalismus. Sie ruhte vielmehr fest auf den wiederholten Verheißungen der Propheten. So hatte etwa Jeremia (siehe Kap. 33) davon gesprochen. Daniel (siehe Dan 9) war eine Chronologie gegeben worden, die eine vorläufige Wiederherstellung Jerusalems, eine darauffolgende neuerliche Verwüstung und seine endgültige sowie vollständige Wiederherstellung voraussagte. Nach der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil hatte der Prophet Sacharja wiederholt geweissagt (siehe 1,12–2,17; 8,1-23; 9,9; 12,1–13,1; 14,1-21), dass Jerusalem eines Tages vollkommen und endgültig erlöst werden sollte. In unmissverständlicher Sprache hatte er dargelegt, dass es sich dabei um eine weitaus herrlichere Wiederherstellung handeln würde als jene, die unter Nehemia geschah, der die Mauern Jerusalems wiederaufgebaut hatte. Im weiteren Verlauf der nachexilischen Zeit hatte Antiochus Epiphanes die Stadt ent-

weiht, und jetzt war sie in der Hand der Römer. Aber Anna und andere Gleichgesinnte hielten in ihrem Glauben unbeirrt an den Weissagungen fest: Daniel hatte gesagt, dass auf die vorläufige Wiederherstellung abermals Exil und Verwüstungen folgen müssten, bis die endgültige Wiederherstellung kommen würde. Gemäß dem Verständnis Annas verlief alles nach Plan. Die Witwenschaft Jerusalems (siehe Kla 1,1) hatte schon lange gedauert; aber auch Anna war im wörtlichen Sinne schon viele Jahre lang Witwe gewesen. Ihre persönliche Erfahrung spiegelte in gewisser Hinsicht dasjenige wider, was die ganze Stadt erfahren hatte. Indem sie inständig betete und flehte, ließ sie ihren unerschütterlichen Glauben daran erkennen, dass die Trauer und Verwüstung der Stadt dereinst enden und Jerusalem erlöst werden würde (siehe 2,37-38). Maria brauchte ja angesichts der Tatsache, dass der Messias »weggetan« werden sollte (wie Daniel sich ausgedrückt hatte; siehe 9,26), Trost und Glaubensstärkung. Niemand konnte ihr dabei besser dienen als Anna.

Wenden wir uns wieder Simeon zu. Er glaubte nicht nur fest an den allgemeinen Ablauf des prophetisch vorausgesagten Geschehens. Vielmehr war ihm auch eine persönliche Offenbarung bezüglich der chronologischen Abfolge einiger Einzelereignisse dieses Heilsplans zuteilgeworden: »Von dem Heiligen Geist war ihm ein göttlicher Ausspruch zuteilgeworden, dass er den Tod nicht sehen solle, ehe er den Christus des Herrn gesehen habe« (2,26). Aufgrund dieser Offenbarung hätte man voreilig schließen können, Simeon würde noch die umfassende Aufrichtung des ersehnten Messianischen Reiches erleben und noch sehen, wie der Trost Israels kam, auf den er gewartet hatte. Simeon aber fasste es nicht so auf. Er erkannte in Jesus das Heil Gottes (siehe 2,30). Dabei meinte er natürlich nicht »die vollbrachte Erlösung«; der Heiland war ja noch ein kleines Kind. Vielmehr meinte er »das Mittel des Heils«²². Das Kind musste selbstverständlich erwachsen werden, ehe es die Errettung wirken konnte. Da Simeon Gottes Werkzeug des Heils gesehen hatte, betete er nun nicht darum, dass er auch das Vollbringen des Heils mit seinen Augen sehen dürfe. Vielmehr signalisierte ihm die Erfüllung der ihm gegebenen Verheißung, dass er nun in Frieden entlassen werden konnte. Er konnte im Wissen darum, dass der Heiland nun

22 Das hier verwendete griechische Wort *sōtērion* kann zwar wie das verwandte *sōtēria* »vollbrachtes Heil« bedeuten. Aber die Hauptbedeutung ist »Mittel, Werkzeug des Heils«. Das ist wohl der Sinn, in dem Simeon das Wort hier gebrauchte.

geboren und tatsächlich in die Welt gekommen war, in Frieden abscheiden; das Heil würde vollbracht werden, wie lange es bis dahin auch dauern sollte. Er war glücklich, abscheiden zu dürfen, weil er ebenfalls wusste (und das teilte er Maria mit), dass die Nation den Heiland während seines öffentlichen Dienstes in ihrer großen Mehrheit nicht freudig aufnehmen und dieser die Feinde nicht vertreiben würde. Er würde Jerusalem nicht befreien, Israel nicht in der erwarteten Weise »trösten« und die Welt nicht im allgemein erhofften Sinne befrieden. Im Gegenteil, man würde ihm trotzen und ihn verwerfen. Maria würde das mit ansehen und eine Pein erfahren müssen, die er damit vergleicht, dass ein großes Schwert ihre Seele durchdringt.

Simeon empfing die Offenbarung dieser kommenden Geschehnisse nicht nur zu einer privaten Unterweisung. »Dieser«, sagte er, »ist gesetzt zum Fall und Aufstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird ... damit die Überlegungen vieler Herzen offenbar werden« (2,34-35). Sowohl Sprache als auch Inhalt seiner Aussagen waren dem Alten Testament entlehnt. Jesaja hatte früh geweissagt, dass der Herr »zum Stein des Anstoßes und zum Fels des Strauchelns den beiden Häusern Israels« sein würde, und dass »viele unter ihnen ... straucheln und ... zerschmettert ... werden« sollten (Jes 8,14-15). Auch der Ausdruck »ein Zeichen, dem widersprochen wird« lässt uns an die Sprache des Alten Testaments denken. Lukas verwendet hier das Wort »widersprochen« (*antilegomenon*). Zu diesem Partizip gibt es ein Hauptwort (*antilogia*), das in der griechischen Übersetzung des Alten Testaments für die Rebellion Israels verwendet wird, als es in der Wüste gegen Gott aufbegehrte (siehe 4Mo 20,13).²³ Simeon nennt den Grund dafür, warum der Herr ein Zeichen sein würde, das Widerspruch erregt: »... damit die Überlegungen vieler Herzen offenbar werden«. Damit greift er wieder auf alttestamentliche Mitteilungen zurück, nämlich auf die Erklärung, die Gott dem Volk Israel gab, warum es die leidvollen Erfahrungen in der Wüste machen musste: »... um dich zu demütigen, um dich zu prüfen, um zu erkennen, was in deinem Herzen ist, ob du seine Gebote halten würdest oder nicht« (5Mo 8,2).

23 Das Hauptwort findet sich in Hebräer 12,2-3: »... der so großen Widerspruch (*antilogia*) von den Sündern gegen sich erduldet hat«. A. d. H.: In der zuvor angegebenen Stelle (4Mo 20,13) steht als Entsprechung »Meriba« (Elb 2003; svw. »Streit«, »Hader«).

Die Israeliten waren nie ein Volk gewesen, das sich durch unbedingten Gehorsam auszeichnet und diesbezüglich von anderen Nationen abgehoben hatte. Als sie Ägypten verlassen hatten und ihre Lieder der Erlösung sangen, ahnte wohl niemand, dass in den Herzen vieler bereits Gedanken des Unglaubens und der offenen Auflehnung gegenüber Gott, ihrem Erlöser, schlummerten. Niemand sprach sie aus, aber in der Wüste wurden ihr Unglauben und ihre Rebellion sichtbar – genau so, wie Gott es beabsichtigt hatte. Wie vor ihm Jesaja wusste auch Simeon, dass das Menschenherz zu allen Zeiten das gleiche gewesen ist. So sehr er auf den Trost Israels wartete, wusste er deshalb, dass unter der Hülle bloßer Religiosität in den Herzen vieler der gleiche Geist der Auflehnung verborgen war und dass als erste Wirkung des Dienstes Christi diese noch nicht zutage getretene Auflehnung sich zu offener Feindschaft auswachsen würde. In einem gewissen Sinn musste Christus das bewirken, denn es konnte keinen Trost Israels geben, bevor die Rebellion Israels gegen Gott nicht ans Licht gekommen war. Die Betroffenen mussten sie in ihrer ganzen Schwere erkennen und angesichts dessen Buße tun, sodass er ihnen vergeben konnte.

Simeon war kein Pessimist; er glaubte, dass Christus nicht nur Ursache zum Fall, sondern auch zum Wiederaufstehen vieler sein würde (siehe 2,34). Aufdeckung der Sünde, Bekenntnis und Buße würden Vergebung und Versöhnung nach sich ziehen. Sogar die Heidenvölker würden Nutznießer dieser Erlösung werden. Aber Simeon war Realist. Ihm wurde die heikle Aufgabe übertragen, Maria behutsam darauf vorzubereiten, dass großes Leid über Israel, ihren Sohn und sie selbst kommen würde, bevor der endgültige Trost Wirklichkeit werden konnte.

Vielleicht verstand Maria nicht, als Simeon es ihr mitteilte. Als später jedoch der Widerstand gegen den Herrn wuchs, sich in offensichtlicher Verhärtung zeigte und schließlich zur offiziellen Linie der jüdischen Führer wurde, war Maria möglicherweise versucht, davon auszugehen, dass Gottes Programm und Heilsplan aus den Fugen geraten seien. Da konnte sie sich jene Begegnung mit Simeon und Anna im Tempel in Erinnerung rufen und Zuversicht schöpfen. Vielleicht dachte sie dann daran, wie Gott in seiner Vorsehung Simeon an dem bestimmten Tag und genau zur rechten Zeit in den Tempel geführt hatte, damit er sie und das Kind sehen konnte. Möglicherweise überlegte sie auch, wie sie mit dem Kind gerade dann im Tempel sein musste, um

zu vernehmen, was Simeon über den Ablaufplan der Heilsereignisse zu sagen hatte. Und falls Maria es nicht tat, hat Lukas auf alle Fälle dafür gesorgt, dass wir es tun. Immerhin fünfmal (siehe 2,22.23.24.27.39) hat Lukas festgehalten, dass Maria stets dann den Tempel aufsuchte, wenn es vom Gesetz des Herrn her notwendig war. Das Gesetz forderte von ihr zwei Dinge: Erstens musste sie als Wöchnerin ein Reinigungsopfer bringen, das jede Frau nach der Geburt eines Kindes darzubringen hatte, und zweitens musste sie ihren erstgeborenen Sohn dem Herrn darstellen. Da das Kind ein Knabe war, mussten vierzig Tage verstreichen, bevor sie in den Tempel gehen und ihr Opfer darbringen durfte (siehe 3Mo 12,1-8). Entsprechend lesen wir, dass Maria, »als die Tage ihrer Reinigung nach dem Gesetz Moses erfüllt waren« (2,22), Jesus nach Jerusalem brachte, um ihn dem Herrn darzustellen. Der Zeitpunkt war kein Zufall; Gottes Gesetz schrieb ihn auch in diesem Punkt vor.

Die Darstellung des Erstgeborenen vor dem Herrn war keine leere Formalität und schon gar kein bloßer Aberglaube. Das Gesetz (siehe 2,23) ging zurück auf die Nacht, in der Israel aus Ägypten erlöst wurde. Damals tötete Gott jeden Erstgeborenen der Ägypter, während die Erstgeborenen Israels durch das Blut des geopfert Passahlammes gerettet wurden (siehe 2Mo 12; 13,11-16). Seither mussten die Israeliten im Gedenken an ihre Vorfahren in Ägypten, die ihr Leben der erlösenden Gnade Gottes verdankten, jeden Erstgeborenen dem Herrn zum Dienst weihen. Eine solche Darstellung bedeutete, dass man das Leben des Erstgeborenen ausschließlich dem Gottesdienst weihte (wie etwa bei Samuel; siehe 1Sam 1 und 2). Im Falle der Leviten betraf dies einen ganzen Stamm. Die Eltern durften ihren Erstgeborenen von diesem Dienst für fünf Schekel loskaufen (4Mo 18,15-16).²⁴ Trotzdem musste jeder Erstgeborene nach den vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen dem Herrn dargebracht werden. Diese sich beständig wiederholenden Darbringungen erinnerten von ihrem Wesen her Israel immer neu daran, dass seine von Gott gewirkte Befreiung aus Ägypten auf Erlösung beruhte. Gleichzeitig wurden dem Volk das Prinzip und die Grundlage der Erlösung unauslöschlich ins Bewusstsein geschrie-

²⁴ Lukas unterlässt es, die Entrichtung der fünf Schekel zum Loskauf Jesu zu erwähnen. Die Ausleger sind sich nicht darüber einig, wie Maria und Joseph mit dem Kind verfahren: Musste es Gott und dem Dienst für ihn überlassen bleiben und nicht ausgelöst werden? Oder war doch eine Auslösung notwendig? (Es scheint, dass im Unterschied zu Samuel Jesus als Zimmermann einem weltlichen Beruf nachgegangen ist [Mk 6,3].) Wir brauchen nicht versuchen, die Frage hier zu entscheiden.

ben: Es konnte keine Erlösung geben, wenn nicht ein Stellvertreter als Opfer dargebracht wurde.

Nun war für Maria genau jener Tag gekommen, um ihren Erstgeborenen dem Herrn darzustellen. Sie stand da und hielt das eigene Opfer in der Hand. Da trat Simeon zu ihr und deutete behutsam an, dass ihr Erstgeborener für die Erlösung Israels würde leiden müssen. Die Botschaft wurde in verhüllter Form gegeben, aber das geschah aus Freundlichkeit. Als Maria jedoch später ihre ganze Tragweite begriff, konnte sie erkennen, dass Gott sowohl den Zeitpunkt als auch den Anlass für die Weitergabe dieser Botschaft bestimmt hatte. Und sie konnte verstehen, dass das Leiden und Sterben ihres Sohnes kein verfrühtes Geschehen bzw. kein tragischer Unfall war: Es war der notwendige Bestandteil eines ewigen Ratschlusses.

Ein weiteres kleines Detail in der zeitlichen Abfolge mag ihr aufgefallen sein, als sie über jenen Tag im Tempel nachdachte. Anna hatte zu den Menschen, die auf die Erlösung Jerusalems warteten, über Jesus gesprochen. Wäre Anna mit ihrer Botschaft als Erste aufgetreten und hätte Simeon im Rahmen seiner Weissagung gegen Ende des Geschehens geredet, hätte Maria denken können, Simeons Worte annullierten die Botschaft Annas, der eifrigen Zeugin: Die Verwerfung des Sohnes Gottes durch Israel würde zwar für die Heiden Heil bedeuten, aber würde die Stadt Jerusalem je wiederhergestellt werden? Nun aber war Anna nach Simeon gekommen, und sie versicherte den Zuhörenden, dass Jerusalem dennoch erlöst werden sollte, auch wenn alles wahr blieb, was Simeon gesagt hatte. Als Maria sich daran erinnerte, war sie gerüstet, das Schlimmste zu hören, ohne den Mut zu verlieren.

Eines Tages sollte sie hören, wie ihr Sohn über Jerusalem weinte: »Jerusalem, Jerusalem ... Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen ... und ihr habt nicht gewollt! Siehe, euer Haus wird euch überlassen ...« (Lk 13,34-35). Sie sollte eines Tages mit stockendem Atem vernehmen, wie er ankündigte, dass Jerusalem von Heeren umzingelt, seine Bewohnerschaft niedergemetzelt oder gefangen weggeführt und die Stadt selbst zertreten werden sollte, bis die Zeiten der Nationen erfüllt wären (siehe 21,20-24). Aber darüber verlor sie weder den Mut noch den Glauben; denn sie sollte auch hören, wie er wenige Sätze danach die Worte anfügte: »Und dann werden sie den Sohn des Menschen kommen sehen in einer Wolke mit Macht und großer Herrlich-

keit. Wenn aber diese Dinge anfangen zu geschehen, so blickt auf und hebt eure Häupter empor, weil eure Erlösung naht« (Lk 21,27-28). Bei diesen Worten würde sie sich an Simeon und dann an Anna erinnern.

Geschichte 10. Der Knabe Jesus im Tempel (2,41-52). Wir haben über diese abschließende Geschichte bereits in anderen Zusammenhängen nachgedacht (S. 12f. und 34), und wir brauchen nicht zu wiederholen, was wir dort bereits herausgefunden haben. Es mag genügen, dass wir hier beachten, wie natürlich und lebensnah die Geschichte aus der Feder des Lukas ist und wie geschickt er bei alledem den Höhepunkt des Geschehens eingefangen hat.

Als Pilger waren Maria und Joseph in einer großen Reisegesellschaft unterwegs, zu der zahlreiche Freunde und Verwandte gehörten (siehe 2,44). Deshalb war es kein Ausdruck der Gleichgültigkeit, sondern ganz natürlich, dass sie während des ersten Heimreisetages nicht wussten, wo genau der Knabe Jesus war, meinten sie doch, er sei bei irgendjemandem aus ihrer großen Verwandtschaft oder bei Freunden. Zudem war er schon zwölf Jahre alt und klug genug, um auf sich selbst aufzupassen.

Was jetzt geschah, war ebenfalls ganz natürlich und typisch für Tausende von Eltern, die zeitweilig ein Kind verloren haben: Als Maria und Joseph den Jungen schließlich fanden, da brachen sich Marias aufgestaute Gefühle Bahn. Dabei meinte sie, eine zwar verhaltene, aber doch deutliche Rüge erteilen zu müssen, ohne freilich die illustre Gesellschaft zu berücksichtigen, in die sie hineinplatzte.

Beachten wir jedoch, wie geschickt Lukas die Spannung bis zum Höhepunkt aufrecht hält. In 2,46a finden Maria und Joseph Jesus; aber Lukas lässt uns nicht sogleich Marias Worte hören. Vielmehr lenkt er an diesem Punkt unsere Aufmerksamkeit auf Jesus, der in der Mitte der Gesetzeslehrer sitzt und jedermann zum Staunen bringt, weil er ein so großes Verständnis hat und so weise antwortet. Trifft man ein Kind ohne Begleitung Erwachsener in einem öffentlichen Gebäude, dann erwartet man von den zuständigen Beamten, dass sie Folgendes fragen: »Nanu, mein Lieber, wieso bist du ganz allein? Wo ist dein Vater? Wer ist dein Vater?« In der vorliegenden Situation müssen diese Fragen in den Augen der Theologen zusätzliches Gewicht bekommen haben, als sie die auffälligen Fähigkeiten des Kindes bemerkten. Als dann Maria und Joseph kamen, gab sich seine Mutter durch die Worte:

»Kind, warum hast du uns das angetan? ... Dein Vater und ich ...«, als ebendiese zu erkennen. Da wird mancher Theologe folglich mit höchster Anspannung hingehört haben. »Das also ist sein Vater; aber es verwundert mich, wer er wirklich ist.«

In diesem dramatischen Augenblick spricht das Kind: »Wie habt ihr mich nur suchen können? Wusstet ihr nicht, dass ich im Hause meines Vaters sein muss?«²⁵ (2,49).

Im Haus meines Vaters? Die gelehrten Herren kannten das Alte Testament in- und auswendig. Im ganzen biblischen Bericht fand sich niemand, der dies gesagt hatte. Kein Mose, der das Zelt der Zusammenkunft (auch »Stiftshütte« genannt) gebaut hatte. Kein David, der das Verlangen gehabt hatte, den Tempel zu bauen. Kein Salomo, der ihn dann gebaut hatte. Kein Prophet, kein König oder Untertan – nicht einmal der Ehrwürdigste unter ihnen. Keiner hatte die Stiftshütte oder den Tempel je »Haus meines Vaters« genannt. Das Kind musste in einer Beziehung zu Gott stehen, die niemand vor ihm gekannt und schon gar nicht bezeugt hatte. Und zu dieser Beziehung kam das Zeugnis der Ergebnisse: »Ich (muss) in dem sein ... was meines Vaters ist.«

»Wusstet ihr nicht?«, fragte er Maria und Joseph. Die Frage wurde mit der entwaffnenden Einfalt eines Kindes gestellt. Zumindest Maria hätte es wissen und einige Schlussfolgerungen aus der Botschaft ziehen müssen, die der Engel Gabriel an sie gerichtet hatte. Zu ihrer Verteidigung kann man sagen, dass nach ihr noch viele an die Gottessohnschaft Jesu glaubten und dann in beschämender Inkonsequenz Gedanken und Ansichten zum Ausdruck brachten, die ihm dennoch gelegentliches Fehlverhalten unterstellten. Maria hatte ja auch nicht viel Zeit gehabt, jene Schlussfolgerungen zu durchdenken; und selbst wir, die wir die nachfolgende Lebensgeschichte, den Dienst, den Tod, die Auferstehung und die Himmelfahrt des Herrn kennen und mit Bestimmtheit unseren Glauben an die Menschwerdung bezeugen, haben es nicht fertiggebracht, alle sich daraus ergebenden Schlussfolgerungen bis auf den Grund zu erwägen.

Aber jetzt waren sowohl Maria als auch Joseph ganz außer Fassung. Sie verstanden nicht, was er sagte (siehe 2,50). Hieß das, er würde von

25 A. d. H.: So die Wiedergabe in einigen Bibelübersetzungen (vgl. z.B. Menge); siehe auch Anmerkung 15.

jetzt an fortwährend auf der Tatsache bestehen, dass er außer seinem himmlischen Vater niemandem unterstellt war? Bedeutete dies, dass er ihnen die Erziehung sehr erschweren würde? Dabei war er ja noch ein Kind. Er musste noch immer an Weisheit und Größe zunehmen (siehe 2,52). Nein, er würde nicht verfrüht seine göttliche Eigenständigkeit beanspruchen. Maria und Joseph mussten weiterhin ihre Aufgabe als Eltern wahrnehmen, und er würde ihnen untertan sein (siehe 2,51): Er war ein wirkliches Kind.

Aber sie hatten eine frühe Warnung bekommen; und Maria bewahrte alle diese Worte in ihrem Herzen (2,51). Ihre einmalige Aufgabe würde ihren Abschluss finden, und dann würde sie ihn ziehen lassen müssen. Sie musste ihn auf der Ebene rein menschlicher Beziehungen abgeben, damit sie ihn als Retter, Herrn und Gott annehmen konnte. Als sie über diesen Vorfall nachdachte, wurde sie gerüstet für den Tag des Bruchs, sodass sie diesen bei seinem Eintritt nicht länger als Bruch empfand; eine einmalige Freude und Verantwortung war überstrahlt worden durch ein unendlich viel größeres Wunder, das sie zu Anbetung und Gehorsam trieb.

Lukas wird in seinem gesamten Evangelium Maria noch ein einziges Mal erwähnen (siehe 8,19-21), und dort nicht einmal namentlich. Die menschlichen Beziehungen, die Mutter und Brüder mit dem Messias verbanden, begannen sich zu lockern; sie mussten vor den höheren geistlichen Banden zurücktreten, die jeden an Christus binden, der das Wort Gottes hört und tut.

Einige zusätzliche Beobachtungen

Was diesen ersten Hauptteil des Lukasevangeliums angeht, so haben wir in unserem Studium einleitend die von Lukas getroffene Auswahl des überlieferten Stoffes, seinen Sinn für Proportionen, das wiederholte Auftreten von Gedanken und Themen, den Gedankenfluss sowie die Anordnung und Struktur des Stoffes untersucht. Wir stellten schon früh fest, dass er fünf Geschichten zur Schilderung der Geschehnisse vor der Geburt Christi ausgesucht und dann fünf weitere Geschichten hinzugefügt hat, um die Ereignisse bei der Geburt und danach zu beschreiben. Das allein zeigt, dass Lukas Sinn für Proportionen hatte. Danach

bemerkten wir (S. 31f.), wie Geschichte 10 durch auffällige Ähnlichkeiten und Gegensätze mit Geschichte 1 verbunden ist, sodass wir folgerten, Lukas habe die Geschichte 10 ausgesucht, um damit das Thema der Geschichte 1 zu vervollständigen. Danach stellten wir fest, wie ein Leitgedanke der Geschichten 6 und 7 in lebhaftem Kontrast zu einem Leitgedanken der Geschichten 4 und 5 steht; in ähnlicher Weise enthalten die Geschichten 8 und 9 einen markanten Gegensatz zu den Geschichten 2 und 3.

Dies lässt darauf schließen, dass Lukas seinen ausgewählten Stoff nicht nur in einer sorgfältig zusammengestellten Struktur angeordnet hat, sondern dass diese Struktur auch eine symmetrische Form aufweist. Das Ganze kann man am besten in Tabellenform darstellen:

I	<i>Geschichte 1</i>	Ein alter Mann im Tempel. Frage: Durch ein Wunder bewirkte Elternschaft? Un Glaube des Zacharias
II	Geschichte 2 und 3	Marias Freude angesichts der Menschwerdung: die Worte Gabriels und Elisabeths: der Zeitpunkt des Besuches Marias bei Elisabeth
III	Geschichte 4 und 5	Familientradition bewusst gebrochen bei der Geburt, Namensgebung und Beschneidung des Johannes
IV	Geschichte 6 und 7	Familientradition sorgfältig gewahrt bei der Geburt, Namensgebung und Beschneidung Jesu
V	Geschichte 8 und 9	Die Seelenpein Marias angesichts des Kreuzes: die Worte Simeons und Annas: der Zeitpunkt des Besuches Marias im Tempel
VI	Geschichte 10	Ein Knabe im Tempel. Frage: Übernatürliche Vaterschaft? Unverstand Marias und Josephs

Diese Beobachtung muss erläutert werden, und sei es nur deshalb, dass viele gegen solche Symmetrien im Aufbau von Texten eine instinktive Abneigung empfinden. In einem rein literarischen Werk gilt ihnen Symmetrie als eine billige, ans Triviale grenzende Methode, die von schlechtem Geschmack zeugt. Sie können es sich nicht vorstellen, dass ein biblischer Autor sich zu solchen Methoden herabließe. In ernsthafter

Geschichtsschreibung halten sie symmetrische Strukturen für nahezu ausgeschlossen. Geschichte sei von ihrem ureigensten Wesen her nicht symmetrisch, so ihre Argumentation. Deshalb könne man Geschichte nicht in symmetrischer Form darstellen, ohne die historischen Fakten in erheblichem Maße zu entstellen. Zudem wollen seit einigen Jahren verschiedene Theologen symmetrische Strukturen in den Schriften des Lukas gefunden haben, aber ihre Entwürfe widersprechen einander häufig. Das beweise hinlänglich, dass solche Symmetrien im Werk des Lukas objektiv nicht vorhanden seien, so die Kritiker. Es handle sich um geistige Konstrukte aufgrund der subjektiven Wahrnehmung des betreffenden Auslegers.

Die Frage des literarischen Geschmacks ist nicht so schwerwiegend, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Symmetrische Strukturen in der Literatur mögen dem modernen Geschmack nicht behagen, trotzdem wimmelt es in der antiken Literatur von Belegen, dass sie den vornehmsten Autoren des klassischen Altertums zusagten. C.H. Talbert verweist in diesem Zusammenhang auf Homer, Aischylos, Euripides, Herodot, Thukydides, Pindar, Catull, Horaz, Vergil, Properz und Plutarch.²⁶ Der Geschmack des Lukas war gewiss demjenigen des Altertums näher als dem unsrigen.

Ernsthafter ist der Einwand, der Gebrauch symmetrischer Strukturen vertrage sich nicht mit historischer Genauigkeit. Wir haben schon angedeutet (S. 16), dass dieser Einwand nicht stichhaltig ist; im Anhang 2 (S. 433ff.), wird das Problem ausführlich diskutiert.

Der dritte Einwand beruht auf einer ganz korrekten Beobachtung, aus der aber falsche Sachverhalte abgeleitet werden. Zugegeben, die Unterschiede zwischen den Symmetrien, die entsprechend ausgerichtete Gelehrte im Lukasevangelium und der Apostelgeschichte gefunden haben wollen, sind so groß, dass sie nicht alle richtig sein können. Aber sind deshalb alle falsch? Man kann bei den Ergebnissen gelehrter Exegeten und Historiker oft genug das Gleiche feststellen. Aber wer will von vornherein behaupten, dass alle exegetischen Bemühungen und historischen Forschungsansätze deshalb nutzlos seien? Wir suchen geduldig nach zuverlässigen Kriterien, um bei den einander wider-

²⁶ *Literary Patterns, Theological Themes and the Genre of Luke – Acts* (Scholars Press, 1974), S. 67. Der Verfasser dieser Zeilen ist nicht notwendigerweise mit allen Strukturen einverstanden, die Dr. Talbert präsentiert.

sprechenden Ansichten ein Urteil fällen zu können. Im Anhang 3 (S. 436ff.) werden wir auch diesen Punkt erörtern.

Im Moment nehmen jedoch einige praktische Erwägungen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In allen übrigen Kapiteln seines Evangeliums wird Lukas stets in der Weise verfahren, die wir in der ersten Phase beobachtet haben. Er gruppiert jeweils Textabschnitte nach einem gemeinsamen Thema; dabei gibt er gern in einer Geschichte einen bestimmten Aspekt des Themas wieder, um diesen in einer anschließenden Geschichte durch einen ergänzenden oder gegenteiligen Aspekt auszugleichen. Er geht so vor, weil er eine ausgewogene Sicht von dem Leben, dem Werk und den Lehren unseres Herrn präsentieren will. Beabsichtigt oder nicht – das Ergebnis besteht darin, dass sein Werk oft den Eindruck einer symmetrischen Gestaltung vermittelt. An einigen Stellen ist der entsprechende Eindruck bestechend, an anderen ist er nicht so eindeutig. Hat sich Lukas überhaupt der Symmetrie bedient, dann erwarten wir, dass er sie eher in der Anordnung von Geschehnissen und Gleichnissen gebraucht als bei der Niederschrift langer und ausführlicher Reden, worin er Lehre weitergibt. Aber – und damit berühren wir unseren ersten praktischen Punkt – die Frage, ob und in welchem Ausmaß Lukas symmetrische Strukturen erstellen wollte, interessiert uns nicht in erster Linie. Unser Hauptanliegen wird es vielmehr sein, die Abfolge und Ausgewogenheit der von Lukas präsentierten Gedanken zu erkennen. Wenn Symmetrien überhaupt vorliegen, dann sind sie gewiss kein Selbstzweck; sie ergeben sich aus der Ausgewogenheit im Denken des Evangelisten. Man kann dem Erzählfluss des Autors und dem Ebenmaß seiner Gedanken folgen, ohne entscheiden zu müssen, ob die Struktur seines Berichts nun in jeder Beziehung symmetrisch ist oder nicht.

Unser zweiter praktischer Punkt ist folgender: Um im Folgenden nicht Überdross hervorzurufen, werden wir nicht immer ausdrücklich auf die Erwägungen von der Auswahl des Stoffes, der Proportionen, der Wiederholung von Grundgedanken, des Gedankenflusses, der Anordnung und Struktur eingehen, die uns bei der Auslegung geleitet haben. Das ist auch nicht nötig, wo diese offenkundig sind.

Und noch ein letzter praktischer Punkt zu einer Methode, die Arbeit erspart. Am Anfang jeder neuen Phase werden wir eine Tabelle platzieren, die andeuten will, worin die Hauptgedanken und Hauptthemen der

Phase bestehen und wie diese zusammenhängen bzw. aufeinander einwirken. Einige davon zeigen klare, detaillierte und vollständige Symmetrie; andere weisen nur wenig oder gar nichts Diesbezügliches auf. Jeder Leser möge so viel oder so wenig Symmetrie in ihnen erblicken, wie ihm behagt.²⁷ Auch wer gar keine Symmetrien erkennen kann, findet es vielleicht hilfreich, von Zeit zu Zeit diese Tabellen aufzuschlagen, die ihm wie Landkarten die Orientierung erleichtern wollen. Damit gewinnt er einen Überblick über die gesamte Wegstrecke, während die Auslegung in gemächlicher Gangart einen Fuß vor den anderen setzt.

²⁷ Siehe C.H.Talberts Anmerkungen zu der Abneigung gegen perfekte, ungebrochene Symmetrie unter den antiken Autoren sowohl des klassischen Altertums als auch des Alten Orients (*a. a. O.*, S. 78-79). Seine Anmerkungen sind zutreffend, wenngleich es in der Literaturwissenschaft in der Praxis allzu einfach ist, auf dieses Prinzip zu verweisen, um in bestimmten Texten partielle Symmetrie dort zu behaupten, wo sie sehr zweifelhaft ist.

Das Kommen: Phase 2

Lukas 3,1 – 4,44

Die Einführung des Sohnes Gottes

Voruntersuchung

Die Sätze

1. Johannes in der Wüste und am Jordan (3,1-20)
2. Christus am Jordan und in der Wüste (3,21 – 4,13)
 3. Christus in Nazareth (4,16-30)
 4. Christus in Kapernaum (4,31-43)

PHASE 2

Die Einführung des Sohnes Gottes

Voruntersuchung

War das Hauptthema der Kapitel 1 und 2 die Ankunft des Sohnes Gottes in unserer Welt, versteht man leicht, dass das nächste Thema seine allgemeine Einführung in die Welt der Menschen und der Beginn seines öffentlichen Dienstes sein wird. Es stellt sich jedoch die Frage, ob wir nach den Erwartungen des Lukas alle nachfolgenden Kapitel als einen ununterbrochenen Fluss lesen, oder ob er wie in Phase 1 auch hier seine Geschichten so gruppiert hat, dass wir ihre Bedeutung leichter erkennen. Wir wollen deshalb damit beginnen, dass wir versuchen, die verschiedenen Schritte zu erfassen, in denen er seine Gedanken entfaltet.

Kapitel 3 beginnt damit, dass Lukas den Dienstantritt des Johannes datiert. Daraufhin identifiziert er seine Rolle und bietet Beispiele seiner Verkündigung, bis Herodes seinem Dienst ein Ende bereitet, indem er ihn ins Gefängnis wirft (3,20). Wir hören bis 7,18ff. nichts mehr von Johannes. Daher wollen wir 3,1-20 Satz 1 nennen.

Als Nächstes berichtet Lukas nicht vom Beginn des öffentlichen Dienstes Christi (dieser kommt erst in 4,14), sondern von drei anderen Dingen, die durch ein auffälliges gemeinsames Thema miteinander verknüpft sind. Zuerst die Taufe (3,21-22), bei der die Stimme aus dem Himmel proklamiert: »Du bist mein geliebter Sohn.« Dann das Geschlechtsregister (3,23-38), das mit folgenden Worten endet: »... des Adam, des Gottes«. Anschließend kommt die Versuchungsgeschichte (4,1-13), worin der Teufel zweimal mit den Worten beginnt: »Wenn du Gottes Sohn bist ...«. Nachdem die Versuchungen vorüber sind, grenzt Lukas den Abschnitt deutlich erkennbar vom nachfolgenden Geschehen ab, indem er eine formale Bemerkung anfügt: »Und als der Teufel jede Versuchung vollendet hatte, wich er für eine Zeit von ihm« (4,13). Wir wollen daher 3,21 – 4,13 Satz 2 nennen.

An diesem Punkt lenkt Lukas unsere Aufmerksamkeit auf geographische Sachverhalte. Alles in den Sätzen 1 und 2 Berichtete geschah im

Süden des Landes: In 3,2-3 kam Johannes aus der Wüste an den Jordan; in 4,1 kehrte Jesus nach seiner Taufe im Jordan in die Wüste zurück, und dann ging er in 4,9 nach Jerusalem. Aber zu Beginn seines öffentlichen Dienstes zog er nun nordwärts nach Galiläa, wobei Lukas den Bericht über jenen Dienst mit einer längeren allgemeinen Aussage einleitet: »Und Jesus kehrte in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurück, und die Kunde über ihn ging aus durch die ganze Gegend. Und er lehrte in ihren Synagogen, geehrt von allen« (Lk 4,14-15). Nach dieser allgemeinen Aussage bietet Lukas eine besondere Begebenheit: Er berichtet, wie Jesus in der Synagoge von Nazareth lehrte (siehe 4,16-30). Dies führt zu einem dramatischen Ende: Die Leute werden wütend und wollen ihn umbringen, aber »er ... ging durch ihre Mitte hindurch und ging weg« (4,30). Diese Begebenheit wollen wir Satz 3 nennen.

Eine weitere geografische Angabe scheidet Satz 3 vom Nachfolgenden: »Und er kam nach Kapernaum hinab, einer Stadt in Galiläa« (4,31). Hier wird er ganz anders empfangen: Weit davon entfernt, ihn loswerden zu wollen, bitten die Bewohner ihn, bei ihnen zu bleiben. Er besteht jedoch darauf, sie zu verlassen, um auch in anderen Orten predigen zu können (siehe 4,42-43). Wir können das Geschehen in Kapernaum (4,31-43) als Satz 4 bezeichnen.

Man beachte, was Lukas an dieser Stelle tut: Statt mit dem nächsten Geschehen fortzufahren, ruft er uns zum Innehalten, indem er eine allgemeine zusammenfassende Bemerkung einfügt: »Und er predigte in den Synagogen von Judäa«²⁸ (4,44). Diese Zusammenfassung wiederholt im Grunde die zusammenfassende Aussage von 4,15. Damit, dass eine der beiden Zusammenfassungen am Anfang von Satz 3 und die andere am Schluss von Satz 4 steht, hat Lukas diese Sätze miteinander verknüpft. In beiden werden anhand konkreter Beispiele die allgemeinen Aktivitäten beschrieben, die jeweils in den Zusammenfassungen erwähnt werden: wie Christus in den Synagogen lehrte und predigte. Wenn wir nach der Zusammenfassung von 4,44 in Kapitel 5 hineinschauen, stellen wir außerdem fest, dass dort keine Synagogen mehr erwähnt werden. Erst in 6,6 treffen wir Christus wieder in einer Synagoge an.

²⁸ Dies (und nicht »... von Galiläa«) scheint die korrekte Lesart zu sein (vgl. z. B. Luther 1984 und Schlachter 1951). »Judäa« bedeutet wahrscheinlich wie in 1,5 »das ganze Land Palästina« (siehe Marshall, S. 199).

Wir wollen also den Hinweis beachten, bei 4,44 innehalten und uns die Sätze 1 bis 4 ansehen, die uns bis dahin begegnet sind. Das meiste von Lukas hier Aufgeschriebene findet sich auch bei den anderen Evangelisten. Er hat es natürlich festgehalten, weil er seine besonderen Gründe dazu hat, was auch für die anderen Verfasser der Evangelien gilt. Einige Einzelheiten kommen aber nur bei Lukas vor, und diese helfen uns, schneller zu erkennen, in welche Richtung seine Gedanken weisen. Schauen wir uns einige davon an.

Mit Ausnahme einiger Wendungen und Gedanken ist 4,16-30 (Satz 3), die Episode in Nazareth, Sondergut des Lukas. Die Hauptaussage wird deutlich ausgesprochen: Christus gibt sich selbst zu erkennen und bestimmt das Wesen seines Dienstes, indem er einen Abschnitt aus Jesaja 61 liest und von sich sagt, er verkörpere die Erfüllung jener Weissagung. Das erinnert uns sofort an 3,2-6 (Satz 1), wo der Täufer eingeführt und dessen Dienst anhand eines ähnlichen längeren Abschnitts aus Jesaja (siehe 40,3-5) vorgestellt wurde. Die Parallele ist kaum zufällig; es kommt ihr also gewiss eine Bedeutung zu.

Satz 1 hat ebenfalls seine Besonderheit. Wie Matthäus zeigt auch Lukas, dass der Täufer die Angehörigen des Volkes auffordert, praktische Beweise für die Echtheit ihrer Buße zu liefern und der außerordentlich großen Wirkung seiner Predigt nicht auszuweichen. Er warnt sie: »Beginnt nicht, bei euch selbst zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater« (3,7-8; Mt 3,7-10). Anders als Matthäus hat Lukas sich jedoch dafür entschieden, die Notwendigkeit dieser praktischen Beweise hervorzuheben. Er berichtet als Einziger von drei verschiedenen Gruppen, die zu Johannes kamen und fragten, welche Werke sie tun müssten, um zu beweisen, dass ihre Buße echt sei (siehe 3,10-14). An dieser Stelle wenden wir uns wieder der Episode in Nazareth zu. Dort wird der Spieß gewissermaßen umgedreht: Die Leute verlangen von Christus, dass er weitere Werke vollbringen müsse, um die Behauptung hinsichtlich seiner Identität zu rechtfertigen: »Ihr werdet allerdings dieses Sprichwort zu mir sagen: Arzt, heile dich selbst; alles, was wir gehört haben, dass es in Kapernaum geschehen sei, tu auch hier in deiner Vaterstadt« (Lk 4,23). Selbstverständlich sieht Christus in dieser Forderung nach weiteren Beweisen nichts als einen Vorwand, weil die Betroffenen nicht glauben wollten. Entsprechend liefert er ihnen in der noch verbleibenden Zeit in der Synagoge den Beweis, dass es sich genau so verhält.

Vorläufig wollen wir nur feststellen, dass den dominierenden Gedanken in Satz 3 die Gedanken von Satz 1 als Ergänzungen gegenüberstehen. Aus welcher Absicht heraus dies geschieht, müssen wir uns später fragen; aber die Tatsache, dass dies geschieht, liegt wohl daran, dass Lukas den Stoff bewusst aussuchte und ordnete.

Nehmen wir noch ein Sondergut des Lukas: In 3,23-38 hat er das Geschlechtsregister Christi überliefert. Auch Matthäus bietet einen Stammbaum Christi, aber er stellt ihn an den Beginn seiner Geburts-geschichte (1,1-17), nicht zwischen Taufe und Versuchung, wie dies bei Lukas der Fall ist. Zudem läuft die Genealogie bei Matthäus vorwärts von Abraham auf Christus, nicht rückwärts von Christus bis zu »Adam, des Gottes« (Lk 3,38). Den tieferen Grund für diese besondere Anordnung bei Lukas werden wir später erörtern, aber auf den ersten Blick haben wir schon gesehen, welchem Zweck sie dient (S. 78): Infolgedessen findet sich in Satz 2 (3,21 – 4,13) dieser Phase des Lukasevangeliums im Vergleich zum entsprechenden Abschnitt bei Matthäus ein weiterer Beleg für den Titel »Sohn Gottes«, dem der Autor ferner einen zusätzlichen Sinn beilegt, in dem er verwendet wird (ergänzend zu dem Bedeutungsaspekt, den der Titel bei der Taufe und Versuchung erhält). Man vergleiche das aber mit einer weiteren Besonderheit des Lukas in 4,41 (Satz 4). Matthäus spricht ebenfalls von den Dingen, die beim Sonnenuntergang in Kapernaum geschahen (8,16). Er formuliert jedoch ganz einfach: »... und er trieb die Geister aus mit einem Wort ...« Markus sagt mehr: »... und er trieb viele Dämonen aus und erlaubte den Dämonen nicht zu reden, weil sie ihn kannten« (1,34). Lukas sagt noch mehr: »Aber auch Dämonen fuhren von vielen aus, indem sie schrien und sprachen: Du bist der Sohn Gottes. Und er gebot ihnen ernstlich und ließ sie nicht reden, weil sie wussten, dass er der Christus war« (4,41). Der Begriff »Sohn Gottes« wird bei Lukas erst in 8,28 wieder vorkommen und danach nur selten auftauchen. In der Auslegung werden wir uns fragen müssen, warum er in den beiden Sätzen 2 und 4 so großes Gewicht auf diesen Begriff legt.

Die Ähnlichkeiten, die wir fürs Erste zwischen den Sätzen 1 und 3 und zwischen den Sätzen 2 und 4 feststellen, deuten stark darauf hin, dass Lukas diese vier Sätze mit Absicht als eine eng geknüpfte Gruppe zusammengestellt hat. Wir bezeichnen sie als Phase 2 seines Evangeliums. Wir werden natürlich versuchen, unter die Oberfläche ihrer Ähnlichkeiten zum Kern der Angelegenheit vorzustoßen, damit wir

(wenn irgend möglich) verstehen, was Lukas mit dieser Auswahl und Anordnung des Stoffes zeigen wollte. Als Hilfe dazu erstellen wir eine Tabelle, die es uns erlaubt, mit einem Blick die wichtigsten Stücke der vier Sätze zu erfassen (siehe S. 83).

Die Sätze

1. Johannes in der Wüste und am Jordan (3,1-20)

Phase 1 berichtete davon, wie der Sohn Gottes in diese Welt kam: Er wurde als Säugling geboren und wuchs als Kind auf. Obwohl seine Geburt durch einen Engel vorbereitet und von einem Chor himmlischer Heerscharen kundgetan wurde, blieb sie auf der Erde nahezu unbemerkt. Diese Angelegenheit sollte damals bewusst auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben. Von der Identität des Kindes wusste außer den Familien Marias und Elisabeths kaum jemand; allenfalls merkte man, dass es irgendwie ungewöhnlich war. Die Hirten auf den Feldern Bethlehems und der enge Kreis ihrer Freunde und Bekannten wussten ebenfalls etwas. Simeon und Anna wussten mehr. Die Neugier der Schriftgelehrten im Tempel war geweckt worden. Ihre Fragen waren so beantwortet worden, dass sie sich nur wundern konnten. Aber darüber hinaus blieb die Angelegenheit fast vollständig auf einen kleinen Kreis beschränkt, wie es sich für eine gesunde und normale Kindheit gehört.

All das ändert sich mit Phase 2. Mit dem Privaten ist es nun endgültig vorbei; die Zeit ist gekommen, dass der Sohn Gottes inmitten seines Volkes und in aller Öffentlichkeit in die Welt eingeführt werden muss. Darum müssen jetzt zwei wichtige Fragen beantwortet werden: Wer genau ist Jesus Christus? Und worin genau besteht die Aufgabe, zu deren Erfüllung er gekommen ist? Seinen Zeitgenossen musste das mit aller Sorgfalt erklärt und demonstriert werden, denn deren Vorstellungen, wer der Messias sein und was er bei seinem Kommen tun würde, beruhten auf unsicheren Annahmen, waren oft verschwommen und widersprachen einander. Heute ist es nicht viel anders; selbst die Christenheit ist in diesen Fragen von Ungewissheit und Verwirrung geprägt. Darum wird Lukas es uns nicht überlassen, aus der Vielzahl der einzel-

Phase 2 des Kommens (3,1 – 4,44)

Vorbereitung für den öffentlichen Dienst (3,1 – 4,13)

1. Johannes in der Wüste und am Jordan (3,1-20)

1. Die Identität und Aufgabe des Johannes (3,4-6): die Erfüllung von Jesaja 40,3-5

2. Die Forderung an das Volk nach Beweisen: »Bringt nun der Buße würdige Früchte, und beginnt nicht, bei euch selbst zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater« (3,8).

3. Die Reaktion des Volkes: »Das Volk (war) voll Erwartung ... ob er (d.h. Johannes) nicht etwa der Christus sei ...« (3,15).

4. Herodes wirft Johannes ins Gefängnis (3,20).

2. Christus am Jordan und in der Wüste (3,21 – 4,13)

1. Die Identität Christi: »Mein geliebter Sohn« (3,22); Nachkomme Adams und Sohn Gottes (3,38); »Wenn du Gottes Sohn bist ...« (4,3.9).

2. Die Forderung an Christus nach Beweisen: »Wenn du Gottes Sohn bist, so sprich zu diesem Stein, dass er zu Brot werde ... so wirf dich von hier hinab« (4,3.9).

3. Eine Frage der Vollmacht: Der Teufel sagte: »Dir will ich diese ganze Gewalt ... geben ... wenn du nun vor mir anbetest, soll sie ganz dein sein ...« (4,6-7).

Der Beginn des öffentlichen Dienstes (4,14-44)

3. Christus in Nazareth (4,16-30)

1. Die Identität und Sendung Christi (4,17-19): der Erfüller von Jesaja 61,1-2

2. Die Forderung an Christus nach Beweisen: »Ihr werdet allerdings ... zu mir sagen: Arzt, heile dich selbst; alles, was wir gehört haben, dass es in Kapernaum geschehen sei, tu auch hier in deiner Vaterstadt« (4,23).

3. Die Reaktion des Volkes: »Alle gaben ihm Zeugnis und verwunderten sich über die Worte der Gnade, die aus seinem Mund hervorgingen; und sie sprachen: Ist dieser nicht der Sohn Josephs?« (4,22).

4. Die Leute versuchen, Jesus umzubringen (4,28-30).

4. Christus in Kapernaum (4,31-43)

1. Die Identität Christi: »der Heilige Gottes« (4,34); »der Sohn Gottes« (4,41); »der Christus« (4,41)

2. Die Ablehnung von Beweisen dämonischen Ursprungs: »Jesus gebot ihm (d.h. dem Geist) ernstlich und sprach: Verstumme ... er gebot ihnen ernstlich und ließ sie nicht reden, weil sie wussten, dass er der Christus war« (4,35.41).

3. Eine Frage der Vollmacht: »... und sprachen: Was ist dies für ein Wort? Denn mit Vollmacht und Kraft gebietet er den unreinen Geistern, und sie fahren aus« (4,36).

nen Begebenheiten und Aussprüche nach bestem Wissen herzuleiten, wer Jesus war und wozu er gesandt wurde. Er hat uns vielmehr überliefert, was bei seiner offiziellen Einführung der von Gott beauftragte Vorläufer, Gott der Vater, Christus selbst und danach sogar die Dämonen sagten. Zudem enthält schon die formale Struktur, in der Lukas diese Proklamationen präsentiert, eine deutliche Botschaft. Es liegt hier keine planlose Sammlung von Episoden vor, in der man keinen Sinn für Proportionen erkennen kann, sodass gewisse Details zu viel und andere zu wenig Gewicht bekommen. Lukas hat sich vielmehr zum Ziel gesetzt, uns ein vollständiges und geschlossenes Bild zu liefern, dessen Bestandteile sorgfältig ausgewogen sind, sodass das Ganze wohlproportioniert ist und jedem Element das ihm gebührende Gewicht beigemessen wird.

Satz 1 (3,1-20) beschreibt den Dienst des Vorläufers. Man beachte die imposante Liste von Namen, die zu Beginn genannt werden: der Kaiser Tiberius, Pontius Pilatus als Statthalter von Judäa, die Tetrarchen (Vierfürsten) Herodes, Philippus und Lysanias und schließlich die Hohenpriester Annas und Kajaphas. Diese Liste dient der Datierung des Dienstantritts von Johannes dem Täufer. Sie leistet aber noch mehr: Sie verhilft uns darüber hinaus zu einer rechten Einschätzung der Statur des Täufers. Wenn diese Leute die höchste Autorität im Land bzw. im Reich innehatten, kam Johannes mit einer höheren Autorität. Sie waren die höchsten Vertreter der damals eingesetzten Obrigkeit; Johannes kam aus der Wüste. Aber in der Wüste war das Wort Gottes an Johannes, den Sohn des Zacharias (man beachte die formale Nennung des Vaternamens), ergangen. Damit war er als Prophet in eine Reihe gestellt mit Männern wie Jesaja, Jeremia und Hesekiel, die aufgrund unmittelbarer göttlicher Inspiration Könige und Priester sowie ganze Völker berieten, manchmal rügten oder gar verurteilten.

Er kam, so Lukas, und predigte die Taufe als Ausdruck der Buße, die wiederum zur Vergebung der Sünden führte (3,3). In gewisser Weise gehörte der Ruf zur Buße natürlich zur Grundausstattung jedes Propheten bzw. Gottesboten, und doch war die Bußpredigt des Johannes anders als alles, was vor ihm verkündigt worden war. Wie groß der Unterschied war, markiert Lukas, indem er aus einer Weissagung Jesajas zitiert (Jes 40,3-5). Das Herzstück jener Weissagung bildete eine Metapher, entlehnt der antiken Gepflogenheit: Die Bürger einer Stadt, die den Besuch des Königs oder einer anderen hochgestellten Persönlichkeit er-

warteten, befreiten die Zufahrtsstraße von allen Unebenheiten; denn der hohe Besucher musste in gebührender Würde und mit standesgemäßem Gepränge in die Stadt einziehen können. Indem Jesaja diese Metapher gebrauchte, sagte er voraus, dass Israel eines Tages für einen solchen Besucher den Weg bereiten müsse. Für welchen Besucher? Jesaja ließ seine Hörer diesbezüglich nicht im Unklaren: »Bahnt den Weg des HERRN ... eine Straße für unseren Gott ... sprich zu den Städten Judas: Siehe da, euer Gott! Siehe, der Herr, HERR, kommt mit Kraft ... sein Lohn ist bei ihm, und seine Vergeltung geht vor ihm her« (40,3.9-10).

So hatte Jesaja gesprochen. Lukas verwendet nun die Worte Jesajas, um den Dienst des Johannes zu beschreiben und um die Person, die Johannes ankündigte, zu identifizieren. Es ist daher von größter Wichtigkeit, darauf zu achten, dass Lukas nicht einfach die eine oder andere klangvolle Wendung aus dem Jesajabuch entlehnt hat, um damit den Dienst des Johannes zu beschreiben, als hätte dieser lediglich eine gewisse Übereinstimmung mit den Dingen erkennen lassen, von denen Jesaja gesprochen hatte. Vielmehr sagt Lukas, dass der Dienst des Johannes die Erfüllung der Weissagung Jesajas war. Johannes war die Stimme, die gemäß Jesaja dazu verordnet war, das Volk aufzurufen, die Zufahrtsstraße zu bahnen. Folglich war der Besucher, den Johannes ankündigte, der von Jesaja vorausgesagte: Jahwe selbst.

Lukas zitiert natürlich die Weissagung Jesajas in einer griechischen Übersetzung. Wo Jesaja sagt: »Bahnt den Weg des HERRN« (d. h. den Weg Jahwes), schreibt Lukas: »Bereitet den Weg des Herrn« (griechisch *kyriou*); aber er meint genau das Gleiche wie Jesaja. Im griechischen Alten Testament wird Jahwe regelmäßig mit *kyrios* übersetzt. Die Worte Jesajas (»ebnet ... eine Straße für unseren Gott«) lauten bei Lukas: »... macht gerade *seine* Pfade« (Hervorhebung jeweils hinzugefügt). Das bedeutet indes nicht, dass Lukas die Weissagung Jesajas hinunterschraubt, um sie einer geringeren Gestalt anzupassen; denn die Grammatik zeigt deutlich, dass das Pronomen »seine« sich auf »den Herrn«, auf den in der vorhergehenden Zeile genannten »Jahwe«, bezieht. Wenn wir den poetischen Parallelismus²⁹ berücksichtigen,

29 A. d. Ü.: Unter poetischem Parallelismus versteht man ein im AT häufig angewandtes Stilmittel, bei dem man zwei Aussagen machte, die der Bedeutung nach parallel sind, in der zweiten Aussage aber einzelne Begriffe aus der ersten durch Synonyme ersetzte (z. B.: »Bereitet den Weg des **Herrn** = macht gerade **seine** Pfade« [Hervorhebung jeweils hinzugefügt]).

kommen wir zum gleichen Ergebnis. Für Lukas ist also der von Johannes angekündigte Besucher kein anderer als der von Jesaja geweissagte: Es ist Gott der Herr, Jahwe selbst, der zu seinem Volk kommt, Mensch geworden in der Person Jesu Christi. Man kann die Bedeutung des Dienstes, den Johannes als Wegbereiter für einen solchen Besucher ausführen sollte, kaum überbewerten.

Aber Lukas hat die Metapher des Jesaja noch nicht ausgeschöpft. Im Althebräischen steht: »Und die Herrlichkeit des HERRN wird sich offenbaren, und alles Fleisch miteinander wird sie sehen« (Jes 40,5). Die Septuaginta hat das interpretierend übertragen: »Und die Herrlichkeit des Herrn wird gesehen werden, und alles Fleisch wird das Heil Gottes sehen.« Lukas begnügt sich damit, den zweiten Satzteil zu zitieren. Für ihn war zweifelsohne das Heil die Form, in der sich die Herrlichkeit Gottes durch das Kommen Jesu in besonderer Weise offenbarte, und wir können seinem Gedankenfluss folgen: Johannes »kam ... und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden, wie geschrieben steht: ... ›Alles Fleisch wird das Heil Gottes sehen‹« (3,3-4.6). Es wird eines der hervorstechenden Themen des Lukasevangeliums sein, dass unser Herr das göttlich herrliche Vorrecht besaß, vollkommene Sündenvergebung zu gewähren, und es dazu verwendete, um Menschen das Heil zuzueignen (siehe 5,20-24; 7,48-50). Aber Jesaja hatte gesagt, dass die Angehörigen des Volkes dem Herrn eine Straße bereiten mussten, damit er zu ihnen kommen konnte und sie imstande waren, seine Herrlichkeit zu sehen. Nun wiederholten Johannes und Lukas, sein Geschichtsschreiber, die gleiche Bedingung: Wollten die Angehörigen des Volkes das Heil Gottes in Form der Sündenvergebung sehen, dann mussten auch sie Gott eine Zufahrtsstraße bauen, und diese hieß Buße. Gottes Herrlichkeit sehen und sich des Heils bzw. der Sündenvergebung erfreuen, das würde sich nicht automatisch aus der Tatsache ergeben, dass Gott jetzt Mensch geworden war und sichtbar unter seinem Volk weilte. Vielmehr sollten nur jene diese göttlichen Gaben empfangen und sich an ihnen freuen, in deren Herzen die Buße eine Zufahrtsstraße gebahnt hatte.

Darum verwendet Lukas immerhin acht Verse (siehe 3,7-14), um uns zu zeigen, mit wie viel Mühe und mit welcher Gründlichkeit Johannes versuchte, das Volk dazu zu bewegen, diese Straße zu bahnen. Er erinnerte daran, dass das Alte Testament nicht nur vom kommenden

Messias, sondern auch vom kommenden Zorn gesprochen hatte (3,7; siehe z. B. Mal 3,19). Vergebung war dringend nötig. Doch wie heute schreckten die Menschen auch damals vor einer gründlichen Buße zurück. Nach den Worten des Johannes verhielten sie sich wie Ottern vor einem Buschfeuer: Sie versuchten, den Flammen zu entrinnen, ohne jemals daran zu denken, dass ihre böse Natur verändert werden musste. Sie taten, als genüge es, sich dem rein äußerlichen Taufritus zu unterziehen, um dem kommenden Zorn entfliehen zu können. Dabei ließen sie aber keinerlei praktische Beweise dafür erkennen, dass wahre Buße geschehen war. Johannes wies solche Gedanken zurück; er hatte ihnen keinen solchen Ausweg gewiesen, auch wenn andere das getan haben mochten (3,7). Oder sie pochten in ihrer Unbußfertigkeit darauf, dass sie die leiblichen Nachkommen Abrahams waren. In diesem Fall musste Johannes sie warnen, denn die äußerliche Abstammung von Abraham war kein Ersatz für Buße und schützte somit niemanden vor dem kommenden Zorn (siehe 3,8). So wie man einen Baum nicht nach dem entsprechenden Artnamen, sondern einzig danach bewertet, ob er gute oder schlechte Früchte trägt, so würden auch sie bald beurteilt werden. Wenn es sich erweisen sollte, dass ihr Leben schlechte Früchte getragen hatte, würden sie umgehauen und ins Feuer geworfen werden (siehe 3,9), egal wessen Kinder sie sein mochten. Darum mussten sie Buße tun und praktische Beweise dafür liefern, dass ihre Buße echt war.

Durch diese Predigt beunruhigt, kamen Angehörige verschiedener Personenkreise und fragten Johannes, was denn Buße in ihrem Fall bedeuten würde (siehe 3,10-14). Privatpersonen wurde gesagt, ein Werk der Buße bestehe in der Bereitschaft, Lebensmittel und Kleider mit den Bedürftigen zu teilen. Zolleintreiber wurden angewiesen, dass sie damit aufhören mussten, mehr als den festgesetzten Betrag zu fordern. Soldaten wiederum wurde eingeschärft, dass sie niemanden mehr berauben bzw. misshandeln oder kein Geld mehr erpressen durften, sondern sich mit dem Sold und dem begnügen sollten, was ihnen sonst noch zustand.

Lukas hat also zunächst den Besucher identifiziert, für den man den Weg bereiten musste, und uns dann gezeigt, was es bedeutete, diesen Weg zu bereiten. Nun kehrt er in den nächsten drei Versen (siehe 3,15-17) zum Thema der unermesslichen Größe des kommenden Besuchers zurück. Es lag nahe, dass die prophetische Autorität des Johannes und sein einzigartiger Dienst eine Atmosphäre ungeheurer Erwar-

tung unter dem Volk schufen, sodass einige sich sogar zu fragen begannen, ob Johannes nicht selbst der Christus sei. Johannes wies das natürlich zurück, aber er benutzte die Gelegenheit, um die Leute darauf vorzubereiten, dass der Christus bei seinem Kommen seine unermessliche Größe erweisen würde. Dass er weit über ihm, dem Täufer, stand, ließe sich anhand seines unendlich überlegenen Dienstes erkennen. Er würde mächtiger als Johannes sein, doch nicht nur in dem Sinne, dass er mehr von der gleichen Macht wie der Täufer hatte. Vielmehr würde seine Macht zu einer ganz anderen Kategorie gehören. Johannes taufte mit Wasser, der Christus würde mit Heiligem Geist und Feuer taufen (siehe 3,16). Der Christus würde damit zwei Dinge tun, die weder Johannes noch irgendein anderer Sterblicher ungeachtet seiner Stellung tun konnten und wozu sie auch nicht berechtigt waren: Er würde jedem, der Buße tat und an ihn glaubte, geistliches Leben geben, während er an den Ungläubigen und Unbußfertigen das Gericht Gottes vollstrecken würde. Wir wissen nicht, inwieweit Johannes verstand, was alles letztendlich mit der Taufe im Heiligen Geist zusammenhing. Er wusste jedoch gewiss genug, um zu verstehen, dass der Heilige Geist keine unpersönliche Kraft, sondern das Leben Gottes selbst ist. Johannes konnte bußfertige Menschen ins Wasser tauchen, was in einem gewissen Sinn jeder hätte tun können. Aber nur jemand, der selbst Gott ist, konnte Menschen im Heiligen Geist taufen bzw. diesen Geist Menschen zueignen.

Johannes konnte auch – und das tat er oft – unbußfertige Sünder zurechtweisen und sie vor dem kommenden Zorn warnen (siehe 3,7). Aber Johannes war sich dessen bewusst, dass es ihm nicht zustand, das letzte Gericht zu vollstrecken und die endgültige Scheidung zwischen den Menschen vorzunehmen. Sie bestand darin, dass der Weizen in die himmlischen Scheunen gesammelt werden und sich der Zorn Gottes über die Spreu ergießen würde (siehe 3,17). Aber weder Johannes noch irgendein anderer durften dies tun. Wer immer sich diese Befugnis angemaßt hätte, wäre sowohl ein Wahnsinniger als auch ein Gotteslästerer gewesen. Doch genau dieses Recht, das Gericht auszuführen, schrieb er dem kommenden Besucher zu.

Anhand der Worte des Lukas verstehen wir, dass das Ende in Bezug auf den Dienst des Johannes hochbedeutend, vielleicht sogar symbolisch, war. Er hatte den kommenden Besucher angekündigt und das

Volk aufgerufen, ihm den Weg zu bereiten und ihn zu empfangen. Doch Herodes weigerte sich nicht nur, Buße zu tun; er beschloss auch, Johannes zum Verstummen zu bringen. Daher ließ er ihn ins Gefängnis werfen. Dies bedeutete so viel, wie dem Besucher die Tür zu schließen, noch bevor er kam. An einem Tag erhielt, wie Lukas später berichtet, Herodes die Gelegenheit, viele Fragen an den Besucher zu richten (siehe 23,8-9). Dabei meinte er, seine Neugier befriedigen zu können. Aber der Besucher schwieg.

2. Christus am Jordan und in der Wüste (3,21 – 4,13)

Und nun trifft der Besucher ein. Johannes hatte angekündigt, dass er niemand anders sei als Jahwe selbst, der Vergebung darreicht und der mit dem Heiligen Geist tauft, der letzte Richter aller Menschen, der Vollstrecker des kommenden Zorngerichts. All das entsprach natürlich der Wahrheit, aber es war nicht die ganze Geschichte. Um den Bericht hinsichtlich seiner Identität zu vervollständigen, müssen wir Satz 2 (mit den darin befindlichen Ausführungen zur Taufe) hören. Dort werden wir vernehmen, dass er in einem nur auf ihn zutreffenden Sinn der Sohn Gottes ist. Anhand des Stammbaums werden wir erfahren, dass er in einem für alle Menschen gültigen Sinn als Nachkomme Adams auch der Sohn Gottes ist. Und in den Versuchungen werden wir dann sehen, wie er sich als der wahre Sohn Gottes erweist, indem er seine unentwegte Treue zu den wesenhaften Prinzipien der Sohnschaft erkennen lässt.

Lukas widmet der Taufe lediglich zwei Verse (siehe 3,21-22). Bewusst beschränkt er sich unter Auslassung bestimmter Details auf ein Minimum, indem er nur die Dinge mitteilt, worauf er unsere Aufmerksamkeit lenken will. Sie sind natürlich von unaussprechlicher Erhabenheit. Der Täufer wird nicht erwähnt; Lukas hat es vorgezogen, den öffentlichen Dienst des Johannes bis an sein Ende zu verfolgen, bevor er dann zur Taufe Christi zurückkehrt. Er will die Tatsache nicht leugnen oder verbergen, dass es Johannes war, der die Taufe vollzog; aber der Täufer und der Vorgang der Taufe stehen nicht im Mittelpunkt seines Interesses. Die Schilderung der Begleitumstände ist knapp gehalten: Alles Volk, das an den Jordan kam, wurde getauft; Jesus war

getauft worden und betete. Bis dahin hätte er einer unter den Tausenden sein können, aber dann folgte das erhabene Geschehen, das die absolute Einzigartigkeit Jesu bestätigte und unter Beweis stellte: Es heißt, »dass der Himmel aufgetan wurde und der Heilige Geist in leiblicher Gestalt, wie eine Taube, auf ihn herniederfuhr und eine Stimme aus dem Himmel erging: Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.« Es werden uns somit drei Tatsachen mitgeteilt, und für kurze Zeit dürfen nur drei Personen in ihrer alleinigen göttlichen Herrlichkeit unser Blickfeld erfüllen.

Es wird uns von zwei Sachverhalten berichtet: Sowohl der Heilige Geist als auch die Stimme gehen aus dem geöffneten Himmel hervor. Beide haben mit Christus zu tun. Der Heilige Geist fährt auf ihn in leiblicher Gestalt wie eine Taube herab. Warum eine Taube? Vielleicht sollte sie an Noahs Taube erinnern, die »keinen Ruheort für ihren Fuß« auf den Wassern der Flut fand (A. d. H.: vgl. 1Mo 8,9). Möglicherweise sollte durch den Kontrast hervorgehoben werden, dass der Sohn Gottes, soeben den Taufwassern des Jordan entstiegen, ein passender Ruheort für den Geist Gottes war. Vielleicht ist es unnötig, diesbezüglich in die Vergangenheit zurückzugehen. Beim Kommen des Heiligen Geistes zu Pfingsten (siehe Apg 2) sind jedenfalls die Feuerzungen eindeutige Sinnbilder für die in göttlicher Kraft gegebenen Aussprüche, die der Heilige Geist gemäß dem Bericht des Lukas den Jüngern damals eingab. Das Herabfahren des Heiligen Geistes wie eine Taube könnte daher das Wohlgefallen und die Wonne des Vaters in Bezug auf den Sohn – beides durch die Stimme vom Himmel her bezeugt – versinnbildlichen. Worin auch immer der wahre Sachverhalt besteht – die Hauptsache, die wir erfassen müssen, ist das große Gewicht, das Lukas auf die Tatsache legt, dass der Heilige Geist in leiblicher Gestalt (also sichtbar) herabfuhr. Es handelt sich hier nicht um eine individuelle Erfahrung im Innern des Bewusstseins Christi, die für andere unsichtbar blieb und nur bekannt wurde, weil Christus später seinen Jüngern davon erzählte. Der springende Punkt im Bericht des Lukas besteht ausdrücklich darin, dass das Ausgehen des Heiligen Geistes vom Vater zum Sohn bei dieser Gelegenheit bewusst sichtbar geschah. (In Johannes 1,32-34 ist das Zeugnis des Täufers überliefert, wo er sagt, dass er es selbst gesehen habe.) Der Heilige Geist wird sichtbar, und zugleich ist die Stimme des Vaters zu hören, indem er spricht: »Du bist mein

geliebter Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.« Die Worte waren an den Sohn gerichtet: »Du bist ...« Nach Matthäus 3,17 konnten die Umstehenden diese Worte hören und die Botschaft der Stimme richtig verstehen, die ihnen Folgendes mitteilte: »Dieser ist mein geliebter Sohn« (Hervorhebung hinzugefügt). Lukas hingegen begnügt sich damit, unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf die drei Personen der Gottheit zu konzentrieren, damit wir Jesus als den Sohn in seiner einzigartigen Beziehung zum Vater und zum Heiligen Geist sehen. Hier werden keine Lehraussagen über die Trinität in schwer verständlichen philosophisch-theologischen Begriffen weitergegeben, so angemessen und notwendig später eine biblisch fundierte Dreieinheitslehre werden sollte. Hier haben wir eine Offenbarung vor uns. Hier ist der Himmel aufgetan, indem etwas von der Göttlichkeit bzw. der erhabenen Schlichtheit der herrlichen Beziehungen deutlich wird, die zwischen den Personen der Dreieinheit bestehen. Diese Offenbarung bezeugt den einzigartigen Sinn, in dem Jesus der Sohn Gottes ist.

Es gibt natürlich noch einen weiteren Sinn, in dem er der Sohn Gottes war. Lukas (wie immer bemüht, das Gleichgewicht der Wahrheit beizubehalten) fügt jetzt das Geschlechtsregister Christi an, um zu zeigen, dass er der Nachkomme »Adams, des Gottes« war. Dies bedeutet, dass er Sohn Gottes in dem Sinne wie Adam war. Jesus war ganz Mensch.³⁰ Gott und Mensch, nicht das eine ohne das andere, sondern beides. Wahrer Mensch, aber eben nicht nur Mensch.

Als Nächstes geht Lukas zur Versuchung über. Der Erzählfluss (der Nachkomme Adams und zugleich Sohn Gottes, vom Teufel versucht u. a. auch in der Frage des Essens) führt uns in Gedanken zur Geschichte Adams zurück, der im Ungehorsam vom Baum aß. Das wiederum wirft weiteres Licht auf unsere beiden Grundfragen: Wer ist Jesus, und welchem Werk sollte sein Kommen in diese Welt dienen? Er ist der zweite Mensch, der kam, um dort zu überwinden, wo der erste Mensch fiel. Er war dazu bestimmt, in der Auferstehung Anfang und Haupt einer neuen Menschheit zu sein, so wie Adam Anfang und Haupt der alten war. Die erste Versuchung zeigt den Unterschied zwischen Adam und Christus.

³⁰ Zu den Schwierigkeiten mit den Details der Genealogie siehe Marshall, S. 157-165. Welches auch die richtige Lösung ist, so muss nicht eigens betont werden, dass Lukas die Tatsachen in Verbindung mit der Menschwerdung Jesu kannte: Er hat den Bericht von der Jungfrauengeburt nicht vergessen und widerspricht ihm auch nicht, wenn er schreibt, Jesus sei, wie man meinte, der Sohn Josephs gewesen.

»Wenn du Gottes Sohn bist«, sagte der Teufel, »so sprich zu diesem Stein, dass er zu Brot werde« (4,3). Diese Aufforderung wäre natürlich für Adam und auch für uns keine Versuchung gewesen. Adam war nicht imstande, ein solches Wunder zu vollbringen, und seither ist dies auch jedem anderen Menschen verwehrt. Für Christus jedoch lag die ganze Schwere der Versuchung eben darin, dass er als der Sohn Gottes die Macht hatte, Steine in Brot zu verwandeln, wenn er wollte. Er antwortete dem Teufel nicht (mit Ehrfurcht gesagt): »Sei nicht so töricht: Ich habe nicht die Macht, aus Steinen Brot zu machen«, sondern: »Nicht von Brot allein soll der Mensch leben.« Das griechische Wort, das Lukas hier für *Mensch* gebraucht (*anthrōpos*) deutet darauf hin, dass sich Christus während seines Erdenlebens all den damit verbundenen Beschränkungen unterwarf. Die Antwort Christi zeigt also, dass er tatsächlich der Sohn Gottes, aber zugleich auch Mensch ist und sich vorgenommen hat, unter jenen Bedingungen zu leben, die den Menschen als Nachkommen Adams angemessen und Teil ihrer Bestimmung sind.

Und so wurde der erste Sieg errungen. Es war indessen kein Sieg aufgrund bloßer Askese. Der Mensch braucht für das Leben, so es denn wahres Leben und nicht nur eine Form des Existierens im Zustand des geistlichen Todes sein soll, mehr als Brot: Dieses Leben ist auf das Wort Gottes und auf die Gemeinschaft mit ihm in liebender Unterordnung unter ebendieses Wort angewiesen. Adam, der im Garten Eden von Speisen jeder erdenklichen Art umgeben war, wurde zum Ungehorsam gegenüber Gottes Wort versucht, wählte den Ungehorsam und stellte fest, dass der Ungehorsam zum Tod führte. Gott ließ Israel in der Wüste hungern (siehe 5Mo 8,3) und ernährte es dann mit dem Manna, um sein Volk zu lehren, dass der Mensch nicht von Brot allein lebt, sondern von einem jeden Wort, das aus dem Mund Gottes hervorgeht. Obwohl er 40 Tage lang in der Wüste gefastet hat und dann sehr hungrig ist, unterwirft sich Christus willig dem geschriebenen Wort (»Es steht geschrieben«) und weigert sich, unabhängig von Gottes Wort, das zu ihm gesprochen ist, zu essen.

Die zweite Versuchung bezog ihre Stärke nicht aus der Frage nach der Identität Jesu, sondern mehr aus der Autorität, die der Teufel selbst für sich beanspruchte: »Diese ganze Gewalt ... ist (mir) ... übergeben, und wem irgend ich will, gebe ich sie.« Wir brauchen nicht versuchen, die Frage zu beantworten, inwieweit die Behauptung zutrif. Zum Teil

stimmte sie gewiss. Man vergleiche damit Offenbarung 13,2. Dort wird vom Tier gesagt: »Und der Drache gab ihm seine Macht und seinen Thron und große Gewalt.« Allein schon die Wendung (»Diese ganze Gewalt ... ist [mir] ... übergeben«) verrät, wie der Teufel das Wissen nicht abschütteln kann, dass er ein Geschöpf ist und daher seine Macht letztlich vom Schöpfer hat. Aber gerade in dieser Tatsache liegt die Stärke der Versuchung: Warum gewährt Gott dem Teufel derart lange so große Macht? Wenn die erste Versuchung den Glauben an Gott als den Versorger aller Bedürfnisse des Menschen erprobte, dann stellt die zweite Versuchung den Glauben an Gott als den Regenten des sittlichen Universums auf die Probe – und damit auch an seine Verheißungen, dass »eines Menschen Sohn« und die »Heiligen« (siehe jeweils Dan 7) das Reich und die Herrschaft über alles empfangen sollen.

Es ist nicht anzunehmen, dass die von Satan geforderte Anbetung jenes Element der Bewunderung und des Lobes beinhaltete, das gewöhnlich zur Anbetung Gottes gehört. Was Satan forderte, war, dass Christus ihn als Machthaber und als unausweichliche Autorität anerkannte, die man nicht überwinden konnte, sondern mit der man rechnen und sich arrangieren musste. Unter dieser Voraussetzung war der Teufel bereit, Christus weltweiten Erfolg zu gewähren. Zahlreiche Bewegungen, politische und religiöse, haben sich vorher und seitdem Erfolg und Macht unter dieser Bedingung erkaufte. Dabei haben sie ihre Haltung damit gerechtfertigt, dass man sich anpassen, realistisch sein oder an den Notwendigkeiten orientieren müsse. Das Ergebnis davon ist, dass bei allem augenscheinlichen Fortschritt die Menschheit in der Gefangenschaft dämonischer Mächte sowohl im persönlichen Leben als auch in den gesellschaftlichen und politischen Institutionen geblieben ist. Indem Christus erneut die Schrift als den maßgeblichen Ausdruck von Gottes absoluter Autorität zitierte (siehe 4,8), verweigerte er allen und jedem außer Gott die Anbetung. Im Geheimnis der göttlichen Ratschlüsse und der göttlichen Regierung des Universums musste Christus diese Weigerung mit dem Kreuzestod bezahlen. Damit öffnete er jedoch der Menschheit jene Tür zur Freiheit, von der er bei Antritt seines öffentlichen Dienstes bald sprechen wird, wie wir in 4,18 lesen.

Die dritte Versuchung bezog ihre Stärke wieder aus der Tatsache, dass Jesus der Sohn Gottes war, aber auch aus seiner nun zweimal

bekundeten Entschlossenheit, der Heiligen Schrift zu vertrauen und Gott zu gehorchen. Daher zitierte der Teufel einen Bibelvers, der dem Messias Bewahrung durch Engel verhiess, und forderte Christus heraus, der Verheissung nicht nur zu glauben, sondern seinen Glauben auch offen zu beweisen: Er solle doch einmal entsprechend dieser Verheissung handeln! Das war eine ungeheuer raffinierte Versuchung. Wir erinnern uns daran, wie Johannes der Täufer den Angehörigen des Volkes gepredigt hatte, dass es unnütz sei, lediglich leibliche Abstammung von Abraham zu beanspruchen; sie müssten vielmehr praktische Beweise für die Stichhaltigkeit dieser Behauptung liefern. Zudem hat für eine gottesfürchtige Seele der Appell, Gottes Wort zu vertrauen und »im Glauben Schritte zu wagen«, große Anziehungskraft; denn die Weigerung, dies zu tun, oder bereits Unschlüssigkeit könnte wie Kleinglaube aussehen. Christus aber durchschaute die Täuschung: Dies war nämlich gar keine Aufforderung, Gott zu vertrauen, sondern Gott zu versuchen. Es ging nicht darum, seine Gottessohnschaft zu beweisen, sondern darum, sie zu missbrauchen. Von Gott war kein Wort an ihn ergangen, sich von der Tempelzinne zu stürzen. Weder aufgrund des Werkes Gottes noch infolge menschlicher Bedürfnisse war so etwas notwendig. Der einzige Grund, es zu tun, wäre entweder Ruhmsucht oder der Wunsch, Gott herauszufordern, um zu sehen, ob er seine Verheissung halten würde. Die Bibel aber verbietet dem Menschen, Gott in dieser Weise auf die Probe zu stellen. Gott muss man nicht testen; bezüglich seiner Treue gibt es keinen Zweifel, den man durch eine derartige Herausforderung ausräumen müsste. Mit einem Sprung vom Tempel hätte man die Initiative an sich gerissen und Gott in eine Lage gedrängt, wo ihm nichts anderes geblieben wäre, als in das Geschehen einzugreifen, um eine Katastrophe zu verhindern. Hätte er es nicht getan, hätte man ihn der Untreue bezichtigt. Damit hätte man die Rollen von Mensch und Gott sowie von Sohn und Vater vertauscht. Die an Christus gerichtete Forderung Satans, er solle doch seine Gottessohnschaft durch eine Handlung beweisen, war verlogen. Deshalb weigerte sich Christus, entsprechend zu handeln. Der Teufel erreichte nichts anderes mit seinen Versuchungen, als zu demonstrieren, dass Jesus tatsächlich der Sohn Gottes ist.

3. Christus in Nazareth (4,16-30)

Es ist auf den ersten Blick bemerkenswert, dass Lukas als erstes größeres Beispiel des öffentlichen Dienstes Christi eine Begebenheit ausgesucht hat, in der die Angehörigen des Volkes so feindlich reagierten und ihre Antwort auf seine Ansprüche eindeutig negativ war. Gewiss, Lukas hält sorgfältig fest, dass Christus vor seiner Ablehnung in Nazareth in ganz Galiläa überaus wohlwollend aufgenommen worden ist (siehe 4,14-15), und er stellt der Verwerfung in Nazareth sofort die freundliche Aufnahme in Kapernaum gegenüber (siehe 4,31-43). Und doch: Warum gibt Lukas diesem Vorfall in Nazareth solches Gewicht?

Ein Grund könnte darin bestehen, dass die Predigt in Nazareth programmatisch war und damit eine passende Einleitung zum öffentlichen Dienst Christi bildete. Um herauszustellen, wer er ist und worin seine Sendung besteht, zitierte Christus Jesaja 61,1-2 (und sinngemäß auch 58,6). Das erinnert an die Art, in der Lukas in 3,4-6 Johannes den Täufer und dessen Sendung mit einem ähnlichen Jesajazitat identifizierte. Es ist ein unveräußerlicher Bestandteil des Evangeliums, dass weder Johannes noch Jesus gekommen waren, um eine neue Religion oder Bewegung ins Leben zu rufen. Beide erhoben vielmehr den Anspruch, die Erfüllung des in der Bibel angekündigten prophetischen Heilsplans zu sein. Selbstverständlich würde kein verantwortungsbewusster Mensch das Selbstzeugnis Christi annehmen, ohne die entsprechenden Belege zu untersuchen. Nach Meinung der Bewohner von Nazareth waren die Belege unzureichend und der Anspruch ungerechtfertigt. Indem Lukas ihre Entscheidung aufgezeichnet hat, will er zeigen, dass dieses Urteil unredlich war. Gleichzeitig müht er sich aber, uns gegenüber zu verdeutlichen, weshalb es falsch war.

Ehe es uns jedoch um die Feststellung geht, warum die Bewohner Nazareths sich gegen den Anspruch Christi wandten, sollten wir gründlich untersuchen, was denn sein Selbstzeugnis war. Als Erstes behauptete Christus von sich, der gesalbte Knecht des Herrn zu sein: »Der Geist des Herrn ist auf mir, weil er mich gesalbt hat ...« (4,18). Zweitens beschrieb er seine Sendung. Predigen war sein Hauptauftrag: »... Armen gute Botschaft zu verkündigen«. Arm in welchem Sinn? Nichts berechtigt dazu, die Annahme auszuschließen, dass er damit auch die Armen in materieller Hinsicht meinte; aber es war sicher

ebenso Armut in anderen Bereichen angesprochen. Im Verlauf seiner Predigt nennt Christus zwei Personen, die in früherer Zeit die Gnade Gottes empfangen hatten: eine arme Witwe (siehe 4,26) und dazu einen sehr reichen sowie hochgestellten Beamten, den Befehlshaber des syrischen Heeres, dem es zwar nicht an Geld mangelte, aber der nichts gegen seinen Aussatz unternehmen konnte (siehe 4,27). Wir brauchen nur zum nächsten Kapitel weiterzugehen (5,27-30), um zu sehen, dass einige der Ersten, denen die Segnungen des Evangeliums zuteilwurden, die vermögenden Zöllner waren. Ihre Armut war sittlicher und geistlicher Art. Das entspricht im Grunde dem Muster im ganzen Evangelium: Der Begriff »arm« bezieht sich auf alle Arten von Armut, in erster Linie aber auf die geistliche Armut, unter der wir alle gleichermaßen leiden.

Worin bestand denn die frohe Botschaft für die Armen? Es ist anzunehmen, dass die nachfolgenden Wendungen und Worte der Weissagung darüber Aufschluss geben. Ein Bestandteil der frohen Botschaft, »Befreiung«, wird doppelt hervorgehoben: »... Gefangenen Befreiung auszurufen und ... Zerschlagene in Freiheit (wörtlich ›in Befreiung‹) hinzusenden«. Das jeweils gebrauchte griechische Wort ist beide Male *aphesis*. Das dazugehörige Verb hat einen weiten Bedeutungsumfang (»entsenden, entledigen, entlassen, loslassen, zulassen«) und dann in prägnanter Bedeutung »erlassen« = »vergeben«, da man einer Person die Schuld, Pflicht bzw. Strafe erlässt, wenn man ihr vergibt. Das Hauptwort *aphesis* kann im allgemeinen Sinne »Entlassung«, »Entledigung« und »Befreiung« oder eben auch »Vergebung« bedeuten. Die Bedeutung im vorliegenden Fall hängt davon ab, wie wir die Begriffe »Gefangene« und »Zerschlagene« verstehen. Beachten wir, dass das griechische Wort für »Gefangener« (*aichmalōtos*) im wörtlichen Sinne einen »Kriegsgefangenen« bezeichnet. Man verwendete es nicht für einen inhaftierten Kriminellen oder einen politischen Gefangenen (was in der Sprache des Neuen Testaments ein *desmios* wäre). Daraus folgt, dass unser Herr das Wort in der Synagoge von Nazareth nicht im wörtlichen Sinne gemeint haben konnte. Er erhob vielmehr den Anspruch, dass die Verheißung Jesajas an ebenjenem Tag vor den Ohren der Versammelten erfüllt worden sei: Gefangenen wurde Entlassung angeboten. Offensichtlich sprach er nicht von Kriegsgefangenen im wörtlichen Sinne. Im Evangelium haben wir hingegen zahlreiche Beispiele dafür,

wie Christus den im übertragenen Sinne Gefangenen Freiheit gewährte: Leuten, die von Schulden (siehe 7,41-50), von der zerstörenden und zugrunde richtenden Macht Satans (siehe 8,26-39) sowie von der Liebe zum Geld (z. B. 19,1-10) und dergleichen mehr gefangen waren. Wir müssen daher schließen, dass dies der Sinn war, in dem er von Gefangenen sprach.

Der nächste Bestandteil des Evangeliums an die Armen war das Angebot, den Blinden das Augenlicht wiederzugeben. Damit war offenkundig auch die Heilung der körperlich Blinden gemeint, haben wir doch im Evangelium einige Beispiele für solche Heilungen (siehe 7,21; 18,35-43). Aber auch hier ist es unmöglich, das Angebot auf die körperlich Blinden zu beschränken. Was wäre das für ein Programm gewesen, worin man angekündigt hätte, dass es um zwei Hauptanliegen gehe: um Freiheit für die Kriegsgefangenen im wörtlichen Sinne und um Wiederherstellung des Sehvermögens für physisch Blinde? Verstehen wir es aber im geistlichen Sinne, wird das Doppelangebot zu einer angemessenen Zusammenfassung des Evangeliums. Dies wird dadurch bestätigt, dass diese beiden Bestandteile wieder dort auftauchen, wo spätere Verkündiger den Inhalt des Evangeliums zusammenfassen. Nehmen wir das folgende, von Lukas überlieferte Beispiel des Apostels Paulus, wie er seine Sendung vor Agrippa umschreibt: »... um ihre Augen aufzutun, damit sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht (d. h., damit Blinde wieder sehen können) und von der Gewalt des Satans zu Gott, damit sie Vergebung (*aphesis*) der Sünden empfangen (d. h. die Befreiung der Gefangenen) und ein Erbe unter denen, die ... geheiligt sind« (Apg 26,18). In diesem geistlichen Sinne verstanden, zielte dieses Angebot unmittelbar auf diejenigen ab, die sich in der Synagoge von Nazareth versammelt hatten – und rief höchst beunruhigende Wirkungen hervor, wie wir gleich sehen werden.

Der letzte Bestandteil im Ablauf dieser heilsgeschichtlichen Ereignisse betraf den Zeitplan. Jesaja hatte geweissagt, dass der gesalbte Knecht des Herrn »das Jahr des Wohlgefallens des HERRN und den Tag der Rache unseres Gottes« ausrufen würde (61,2). Es war Lukas offensichtlich wichtig, dass wir genau verstehen, wie viel von diesem Programm gemäß der Aussage Christi an diesem Tag in Nazareth erfüllt war. Lukas stellt die Szene in anschaulichen Details dar: Christus steht auf, um zu lesen; der Diener reicht ihm die Buchrolle; er findet den

Abschnitt im Buch Jesaja und liest bis zu jener Stelle mit dieser doppelten Aussage. Er liest den ersten Teil bis zu der Wendung »das Jahr des Wohlgefallens des HERRN«, hält dann aber mitten im Satz inne, und während die Augen aller in der Synagoge auf ihn gerichtet sind, rollt er das Buch bewusst zu, gibt es dem Diener zurück, setzt sich und beginnt, zu ihnen zu sagen: »Heute ist diese Schrift vor euren Ohren erfüllt.«

Man kann die Bedeutung des springenden Punktes, den Christus so eindrücklich hervorhebt, kaum überbewerten: Er war der Messias, sein Kommen hatte das angenehme Jahr des Herrn eingeläutet; aber der Tag der Rache war jetzt nicht angebrochen. Christus war an diesem Punkt der Geschichte nicht gekommen, um das Zorngericht Gottes an den Sündern zu vollstrecken, weil die Missstände in der menschlichen Gesellschaft und in all den irdischen Einrichtungen ein unerträgliches Maß erreicht hatten.

Für viele (vor allem für jene, die an ihn glaubten) war das ein Schock und eine Enttäuschung – besonders in dem Augenblick, da sie entdeckten, was das bedeuten würde. Johannes der Täufer hatte bekanntlich angekündigt, dass Christus zwei Dinge tun würde: Er würde einerseits den Glaubenden den Heiligen Geist geben, aber andererseits würde er die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen (siehe 3,16-17). Die Erwartung war gerechtfertigt: Christus wird eines Tages das Zorngericht Gottes vollstrecken (siehe 2Thes 1,7-10). Die Enttäuschung des Johannes scheint sich hingegen aus der falschen Vorstellung ergeben zu haben, dass Christus sofort darangehen würde, das Böse zu beseitigen und die Unbußfertigen zu vernichten. Im Namen des kommenden Christus hatte Johannes die Sünden des Herodes gebrandmarkt, worauf der unbußfertige Herrscher ihn ins Gefängnis geworfen hatte. Johannes erwartete deshalb offensichtlich, dass Christus kommen, Herodes bestrafen und ihn befreien würde. Als nun Christus keine Versuche in dieser Richtung unternahm, war Johannes offensichtlich enttäuscht (siehe 7,18-23). Ihm musste versichert werden, dass die Erfüllung des prophetischen Heilsplans weder fehlgeschlagen noch aufgehoben oder blockiert war. Der Grund bestand nicht darin, dass sich das Böse so festgesetzt hatte und die Anhänger Jesu so wenige bzw. ein so schwaches Häuflein waren, dass es nicht klug gewesen wäre, Herodes schon jetzt anzugreifen, um seine Macht zu brechen. Christus beabsichtigte gar nicht, Herodes zu stürzen, um für Johannes die Pfor-

ten des Gefängnisses aufzustoßen. Auch bestand seine Aufgabe nicht darin, das Gericht an Herodes oder an anderen gottlosen Menschen zu vollstrecken. Er war vielmehr gekommen, um das angenehme Jahr des Herrn einzuführen, in dessen Verlauf das Evangelium verkündigt und damit ein Ausweg vor dem kommenden Zorn geschaffen werden sollte. Erst nachdem jenes Jahr verstrichen war (und Gottes gnadenreiche Geduld würde dafür sorgen, dass es ein sehr langes Jahr werden würde), sollte der verhältnismäßig kurze Tag kommen, an dem Gottes Vergeltung unvermittelt alle Unbußfertigen treffen würde.

Darin bestand also das Selbstzeugnis Christi, so sah der Ablaufplan aus. Die Versammelten mussten einräumen, dass seine Worte Ausdruck wunderbarer Gnade waren; aber dennoch war für sie, die als seine Verwandten, Freunde und Nachbarn galten, Jesus nur der Sohn Josephs (siehe 4,22). Und gab es irgendwelche Belege für seinen atemberaubenden Anspruch, den er soeben erhoben hatte?

Christus kannte ihre Gedanken. Er sagte: »Ihr werdet allerdings dieses Sprichwort zu mir sagen: Arzt, heile dich selbst!« Es liegt völlig auf der Hand, was sie mit dem nicht ausgesprochenen Sprichwort meinten: Sie wollten sich damit gegen den Vorwurf des Unglaubens wehren. Sie glaubten ihm nicht, das gaben sie zu. Aber das sei nicht ihr, sondern sein Fehler, denn er hatte ihnen keine hinreichenden Belege geliefert, so ihre Argumentation. Jetzt aber könne er sich selbst heilen. Es sei nicht in Ordnung, sie zu kritisieren, weil sie nicht glaubten; sie seien bereit zu glauben, wenn er ihnen nur hinlängliche Belege lieferte. An ihm liege es, sie vorzulegen. Sie hatten gehört, dass er in Kapernaum viele Wunder getan habe; aber das genügte ihnen nicht. Wollte er, dass sie seinem Selbstzeugnis glaubten, dann musste er seinen Anspruch beweisen, indem er noch viele derartige Wunder wirkte, wie sie in Kapernaum geschehen waren.

So ausgedrückt (und man beachte, dass es Christus war, der es in diese Worte gekleidet hatte; siehe 4,23), schien das Argument der Leute äußerst vernünftig. Hatte nicht Johannes analog argumentiert, als er dem Volk sagte, dass es nicht genüge, lediglich von sich zu sagen, man sei ein Kind Abrahams und habe Buße getan? Nein, man musste seinen Anspruch mit entsprechenden Werken belegen. Es schien daher ziemlich seltsam zu sein (und einige Ausleger argumentieren offenbar in diese Richtung), dass Christus ihnen nicht nur die – wie sie sagen –

berechtigterweise geforderten Belege verweigerte. Stattdessen habe er auch vieles gesagt, das streng genommen nicht relevant gewesen sei und nur dazu gedient hätte, die Zuhörer über die Maßen zu verärgern. In Wirklichkeit waren die Worte Christi weder irrelevant noch unhöflich. Er versuchte, ihnen als Erstes klarzumachen, dass die Art der von ihnen verlangten Belege nicht denjenigen Beweisen entsprach, die ihnen die Wahrhaftigkeit seiner Ansprüche hätten vor Augen führen können. Zweitens wollte er ihnen verdeutlichen, dass der Beleg, der ihnen völlige Gewissheit hätte geben können, bereits vorlag. Drittens war er bestrebt, ihnen zu zeigen, dass es nicht an ihm lag, ob sie aus diesem Beleg den Nutzen zogen, sondern an ihnen. Um auf ihre eigene Metapher zurückzugreifen: Als Arzt konnte er sie wohl heilen, und die empfangene Gesundheit wäre der unwiderlegbare Beweis dafür, dass sein Selbstzeugnis der Wahrheit entsprach. Aber ob sie zugeben würden, dass sie krank waren und Heilung brauchten, und ob sie sich von ihm heilen ließen, um so den gewünschten Beleg zu bekommen, das lag nicht an ihm, sondern an ihnen.

Christus erinnerte sie deshalb zunächst an die Berichte von seinen Wundern in Kapernaum. Diese hatten ihnen bereits den *Anscheinsbeweis*³¹ geliefert, dass der Anspruch Christi nicht unsinnig war, sondern Substanz hatte. Hätte er fortgefahren, in Nazareth gleichartige objektive Beweise zu erbringen, hätte das den Fall überhaupt nicht weiter geklärt.

Zweitens wies der Herr darauf hin, dass ihre Schwierigkeit, sein Selbstzeugnis anzunehmen, sich nicht ausschließlich aus dem (angeblichen) Mangel an objektiven Belegen ergab. Da spielte noch ein Faktor mit, eine subjektive psychologische Schwierigkeit, die eine derart allumfassende Anerkennung und Annahme fand, dass sie zu einer Redensart führte: Kein Prophet ist in seiner Vaterstadt willkommen (siehe 4,24). Diese Schwierigkeit hatte nichts mit der Frage hinlänglicher Beweise zu tun; sie bezog sich nicht auf Logik. Es ging vielmehr um ein irrationales, oder zumindest nicht-rationales, emotionales Vorurteil. Es fiel ihnen schwer, es zu überwinden; aber die Schwierigkeit lag auf ihrer Seite, nicht auf seiner. Sie mussten das Vorhandensein dieses Vorurteils anerkennen und überwinden, wenn sie die Beweislage

31 A. d. Ü.: Er wird auch »Beweis des ersten Augensehens« genannt. Es geht um einen Tatbestand, der nach den normalen Lebenserfahrungen als bewiesen anzusehen ist.

je fair beurteilen wollten. Falls sie sich das nicht eingestanden, musste man annehmen, dass ihr Einwand bezüglich der Unzulänglichkeit der Beweise lediglich eine Ausflucht war.

Drittens erwähnte Christus zwei alttestamentliche Geschichten, die ihm als Fallbeispiele dienten. An dieser Stelle müssen wir aber sehr behutsam vorgehen, weil viele Ausleger nur schwer sehen können, inwieweit die beiden Geschichten für die Forderung der Versammelten nach Belegen relevant seien. Einige haben behauptet, die Geschichten hätten keine Bedeutung für die vorangegangene Diskussion: Nach seiner Recherche in den Quellen habe Lukas einfach eine unzulängliche zusammengestückelte Arbeit vorgelegt und an dieser Stelle einige Geschichten eingefügt, die ursprünglich gar nicht zur Episode in Nazareth gehörten. Andere haben beobachtet, was Christus hervorhebt: In beiden Geschichten wurde der Prophet des Herrn gesandt, um Heiden (und nicht Angehörigen des eigenen Volkes) den göttlichen Segen zuteilwerden zu lassen. Sie haben daher vermutet, dass Christus die Engherzigkeit seiner jüdischen Zuhörer kritisierte. Diese Erklärung ist sicher dahin gehend besser als die erste, dass sie einen vernünftigen Gedankenfluss vorschlägt: Jesus habe sich gegen die Weigerung der Juden verteidigt, an ihn zu glauben. Darum habe er diese beiden alttestamentlichen Geschichten verwandt, um in einer indirekten Prophetie anzukündigen, dass viele seiner jüdischen Landsleute ihn verwerfen, aber Millionen von Heiden ihn eines Tages im Glauben annehmen würden. Diese Erklärung trifft jedoch noch nicht den Kern der Sache. Die Versammelten bemängelten die unzureichende Beweislage. Es hätte nicht genügt, würde man geantwortet haben: »Das ist nicht weiter schlimm; Millionen von Heiden werden glauben, so wie auch Nichtjuden in der Vergangenheit den Propheten Gottes geglaubt haben, als sich die Israeliten gegenteilig verhielten.« Die wirkliche Frage lautete: Worauf gründeten in der Vergangenheit die Heiden ihre Glauben? Und worin würde das Glaubensfundament der Millionen von Heiden in der Zukunft bestehen? Wenn die Juden in Nazareth die Belege unzulänglich fanden, um glauben zu können, wie sollten sie dann den Heiden genügen, damit sie zum Glauben fanden? Waren die Heiden naiv und leichtgläubig? Wir müssen offensichtlich die beiden vom Herrn angeführten alttestamentlichen Geschichten und ihre Einzelheiten eingehender betrachten.

Als die Witwe von Sarepta (Zarpat) Elia traf, sah sie ihn unseres Wissens nach zum ersten Mal (siehe 1Kö 17,8-16). Die Bitte, die er an sie richtete, war in gewissem Sinne unverschämt. Sie hatte nur noch eine Handvoll Mehl übrig, und doch bestand er darauf, dass sie zuerst ihm einen Brotfladen zubereitete. Er fügte natürlich hinzu, dass sich, wenn sie das zuerst täte und ihm den Brotfladen gäbe, ihr Mehlvorrat danach durch ein Wunder nie erschöpfen würde. Aber sie musste ihr übrig gebliebenes Mehl für den Brotfladen verwenden, um diesen zunächst für ihn zu backen. Doch warum vertraute sie ihm? Er behauptete von sich, ein Prophet zu sein, aber welche Beweise hatte er dafür? Wäre sie gesinnt gewesen wie die Bewohner von Nazareth, hätte sie gefordert, dass Elia zuerst ein Wunder tun müsse: Hätte er nicht zuerst den Mehltopf füllen können? In diesem Fall hätte sie ihm geglaubt und ihm dann gern einen Brotfladen gebacken. Aber Elia bestand darauf, dass es umgekehrt sein musste. Ohne weitere Beweise außer der im Namen Gottes ausgesprochenen Zusicherung des Propheten musste sie ihren letzten Rest Mehl hergeben und ihm einen Brotfladen backen, und dann, so seine Worte, würde das Wunder passieren.

Und tatsächlich: Sie vertraute ihm, backte den Brotfladen für Elia, und das Wunder geschah: Sie und ihr Sohn wurden bis zum Ende der Hungersnot mit dem versorgt, was sie zum Leben brauchten. Sie machte die Erfahrung, dass Elia wahrhaftig war. Jetzt hatte sie den unwiderlegbaren Beweis. Was aber bewegte sie, ihm überhaupt zu vertrauen? Die Antwort ist einfach: Es war die Einsicht, dass sie am Ende war und ihr keine menschlichen Möglichkeiten mehr offenstanden, um die Hungersnot zu überleben. Weigerte sie sich, dem Propheten zu vertrauen, konnte sie mit dem letzten Mehl für sich und ihren Sohn ein Brot backen, es essen und sich zum Sterben niederlegen. Wenn sie Elia das Mehl gab und er sich als Hochstapler erweisen würde, was hätte sie verloren? Sie würde einige Stunden früher sterben, das war alles. Wenn sie ihm aber vertraute und er sich als wahrhaftig erwies, dann war sie zusammen mit ihrem Sohn gerettet. So machte ihre totale Armut es ihr leicht, den Ernst ihrer Situation zu erfassen. Hätte sie bei der Begegnung mit Elia noch den halben Topf voll Mehl gehabt, wäre sie versucht gewesen, ihm nicht zu glauben in der nichtigen Hoffnung, dass ihr Mehl irgendwie bis zum Ende der Hungersnot reichen würde.

Es ist nicht schwer, die Relevanz der Geschichte für diejenigen zu erkennen, die in Nazareth versammelt waren. Sie wollten einen Beleg dafür, dass das Selbstzeugnis Christi der Wahrheit entsprach. Christus sagte, dass sie diesen schlüssigen Beleg haben konnten. Worin bestand denn sein Anspruch? Darin, dass er gekommen war, um als der gesalbte Knecht Gottes Heil, Vergebung, Befreiung von Schuld und geistlicher Knechtschaft solchen Menschen zuteilwerden zu lassen, die geistlich gefangen, arm und hilflos waren. Waren sie arm und hilflos, brauchten sie ihn nur anzurufen. Dann würde er ihnen – jedem persönlich – die subjektive Erfahrung ermöglichen, dass sein Selbstzeugnis der Wahrheit entsprach. Sie brauchten sich nur auf sein Angebot einzulassen. Falls es sich herausstellen sollte, dass er ein Betrüger war, hätten sie nichts verloren.

Aber gerade da lag natürlich die Schwierigkeit. Sie waren nicht arm, wenigstens nicht in ihrer Selbsteinschätzung. Sie waren ehrenwerte Leute mit Zugang zu geistlichen Reichtümern, sie waren nette Eltern, loyale Staatsbürger, ehrliche Händler, treue Synagogengänger. Er behauptete, der Messias zu sein, der gekommen sei, um die Dinge in dieser Welt in Ordnung zu bringen. Für einen jungen Mann, den sie von Kindesbeinen an gekannt hatten, war dieser Anspruch in ihren Augen ziemlich unglaublich. Sie waren jedoch willens, die objektive Beweislage zu prüfen, wenn er vor ihnen wiederholen konnte, was er angeblich in Kapernaum gewirkt hatte. Aber sie meinten, keine Not zu leiden. Wer andeutete, dass zwischen ihnen und der heidnischen Witwe gewisse Parallelen oder Beziehungen bestünden, beleidigte sie ihrer Ansicht nach. Sie galten als seine Tanten und Onkel, Schwestern und Brüder, Cousins, Freunde sowie Nachbarn. Erwartete er, dass sie ihm ihre moralische und geistliche Armut, Unzulänglichkeit sowie Hilflosigkeit bekennen würden? Rechnete er damit, dass sie sich an ihn als ihre einzige Hoffnung wandten? Das war im höchsten Maße demütigend und anstößig.

Das aber ist gerade der Grund, warum die Geschichte Naamans so angemessen ist. Als nämlich Naaman hörte, was er nach den Worten Elisas tun musste, um vom Aussatz geheilt zu werden, fand er das so demütigend, dass er sich zunächst im Zorn abwandte (siehe 2Kö 5,9-14). Was bewegte ihn, es sich doch anders zu überlegen und sich der Weisung zu fügen? Die einfache, aber nüchterne Tatsache, dass er aussätzig war. Seine Knechte wiesen ihn auf Folgendes hin: Es

war zwar demütigend, einer solchen Weisung zu gehorchen und sich im Jordan unterzutauchen, aber es war noch immer besser, das zu tun und geheilt zu werden, als den Aussatz weiterwuchern zu lassen, um letztlich die viel schlimmere Demütigung zu erfahren, welche die fortschreitende Krankheit verursachen würde.

Aber den Zuhörern in Nazareth reichte es jetzt. Wenn ihnen jemand sagte, dass sie geistlich blind, hilflos und arm seien, war das schlimm genug. Aber wenn sie nun hören mussten, dass man törichter als jener heidnische Aussätzige sei, war dies unerträglich. Sie versuchten, Christus umzubringen.

Jetzt können wir vielleicht erkennen, warum Lukas der Begebenheit in Nazareth so große Bedeutung beigemessen hat. Sie beinhaltete als Erstes ein wichtiges Selbstzeugnis Christi. Aber Lukas war sich dessen bewusst, dass es nicht genügte, dieses Selbstzeugnis abzulegen; es war eine Erhärtung durch Beweise notwendig. Es war zweifelsohne traurig, dass er berichten musste, wie Menschen aus seinem Umfeld – die Bewohner seiner eigenen Stadt – sein Selbstzeugnis verwarfen. Es war jedoch ebenso wichtig, dass er Theophilus zeigen konnte, worauf ihre Verwerfung gründete. Möglicherweise hätten die Bewohner Nazareths nicht aufgehört, zu diskutieren und einzuwenden, dass es nicht an der Unzulänglichkeit der Beweise gelegen habe. Wir können aber jetzt erkennen, dass es wenig mit mangelnden Beweisen, sondern fast ausschließlich mit ihrer Weigerung zu tun hatte, ihren wahren geistlichen Zustand einzugestehen. Anders gesagt, es ging um die Weigerung, Buße zu tun. Die Bewohner von Nazareth konnten nicht sehen, dass der Sohn Josephs, als den sie ihn kannten, der Messias war. Aber Jesaja hatte gesagt (und Johannes der Täufer hatte es wiederholt), dass die Angehörigen des Volkes, wollten sie die Herrlichkeit des Herrn bei seinem Kommen und die Herrlichkeit seines Heils sehen, ihm eine Zufahrtsstraße bauen mussten.

4. Christus in Kapernaum (4,31-43)

Für diesen abschließenden Satz in der Phase »Einführung des Sohnes Gottes« hat Lukas praktisch den gleichen Stoff ausgesucht wie Markus in seinem ersten Kapitel (1,21-39). Wenn er diese Ausführungen

mit Markus teilt, besagt dies selbstverständlich nicht, dass Lukas in diesem Satz die Prinzipien hinsichtlich seiner genauen Aussageabsichten geändert hatte (das Gleiche gilt etwa für Satz 3, der Sondergut des Lukas ist). Wenn Lukas Stoff aus dieser oder jener Quelle übernimmt, dann lässt er ihn schon durch die Übernahme zum Bestandteil des eigenen Werkes werden. Wenn er das Gleiche sagt wie Markus, dann deshalb, weil er eben den gleichen Sachverhalt wie Markus mitteilen will. Wenn er etwas aus dem gleichen Stoff stärker als Markus hervorheben möchte, dann nimmt er sich dazu alle Freiheit, wie wir bereits gesehen haben (S. 81f.). Unsere Aufgabe besteht nun darin, dass wir zu verstehen suchen, warum Lukas diesen Stoff ausgesucht hat, um seine einleitende Darstellung in Bezug auf die Identität Jesu und seine Sendung bei seinem Kommen in die Welt zu vervollständigen.

In Satz 4 wird uns berichtet, dass Christus nach Kapernaum kam und in der Synagoge lehrte (siehe 4,31), wie er es in Nazareth getan hatte. Aber diesmal erfahren wir nichts vom Inhalt der Predigt. Stattdessen richtet Lukas sein Augenmerk auf die Vollmacht seiner Verkündigung und auf ihre Auswirkungen. Und bei den verschiedenartigen Auswirkungen seines Dienstes konzentriert sich Lukas am meisten auf seine Macht über die bösen Geister. In der Synagoge trieb er den unreinen Geist eines Besessenen aus, und das bildet für Lukas den Hauptgegenstand seines Interesses (siehe 4,33-36). Der Herr verließ die Synagoge, ging ins Haus des Petrus und heilte dort dessen Schwiegermutter (siehe 4,38-39). Am Abend jenes Tages heilte er eine große Anzahl von Menschen, die von verschiedenen (nicht näher bezeichneten) Krankheiten geplagt waren (siehe 4,40). Aber damit wendet sich Lukas wieder der Macht Christi über die Dämonen zu und widmet ihrer Beschreibung einen ganzen Vers (siehe 4,41). Es ist offensichtlich, dass für Lukas die Opposition der Dämonen und der Sieg Christi über sie keine nebensächlichen Aspekte seines Dienstes bildeten; sie gehörten vielmehr zum Herzstück seines Dienstes. Die Gewichtung innerhalb von Satz 4 genügt, um das zu verdeutlichen; und wenn wir uns noch in Erinnerung rufen, was in Satz 2 (der Versuchungsgeschichte) über die Angriffe Satans auf Christus steht, wird es vollends klar. Ja, während wir diese Frage der Macht Christi über die Dämonen erörtern, werden wir feststellen, dass Satz 4 alle wichtigen Themen von Phase 2 zusammenbringt: die Wesensart und die Absicht der Sendung Christi, die Voll-

macht des Wortes, die Identität Jesu und den Beweis für die Wahrheit seiner Ansprüche.

Zuerst also die Wesensart und Absicht seiner Sendung. In der Versuchungsgeschichte war der Plan des Teufels, den Sohn Gottes zu Fall zu bringen, fehlgeschlagen; jetzt in Satz 4 sehen wir, wie der Sohn Gottes zum Angriff übergeht.

Lukas berichtet, wie der dämonisch Besessene in der Synagoge von Kapernaum laut schrie: »Ha! Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus, Nazarener? Bist du gekommen, um uns zu verderben? Ich kenne dich, wer du bist: der Heilige Gottes« (4,34). Es war eine rhetorische Frage; aber wenn wir sie beantworten müssen, können wir die Worte des Johannes anführen: »Hierzu ist der Sohn Gottes offenbart worden, damit er die Werke des Teufels vernichte« (1Jo 3,8). Dieser geistliche Krieg ist das Feld, auf dem der Kampf um das Heil des Menschen letztendlich ausgefochten wird.

Es wäre natürlich falsch, töricht und gefährlich, wollte man annehmen, dass jeder Mensch von irgendeinem Dämon besessen sei. Nach dem Neuen Testament ist Besessenheit eine extreme Form geistlicher Knechtschaft. Andererseits gehen die Schreiber des Neuen Testaments von ernsten geistlichen Tatsachen aus, wenn sie sagen, dass sich der nichtwiedergeborene Mensch in einem sehr realen Sinn unter der Macht Satans befindet (siehe z. B. Apg 26,18; 2Kor 4,3-4; Eph 2,2; Kol 1,13; 1Petr 2,9). Ihm müssen, so ihre Botschaft, dafür die Augen geöffnet werden. Er braucht Christus, der ihn aus der geistlichen Finsternis sowie Knechtschaft befreien und in die Freiheit des Lichtes Gottes führen kann. Genau das entsprach natürlich der Verkündigung Christi, als er in Nazareth sagte, dass er gekommen sei, damit die Gefangenen frei sein und die Blinden wieder sehen konnten. Die dort Versammelten waren aber nicht nur blind für die Tatsache, dass er der Messias war, sondern wurden sogar wütend und versuchten in ihrer Wut, ihn umzubringen. Das bewies nur allzu klar, dass sie Gefangene Satans waren – blind für ihren wahren Zustand und blind dafür, wo ihre Rettung lag. Wenn solche Leute je befreit werden sollten, dann musste Christus die Macht Satans über sie brechen.

In diesem großen geistlichen Krieg sind zwei Dinge von überragender Bedeutung: die Autorität des Wortes Gottes (sowohl in geschriebener als auch in gepredigter Form) und die Identität Jesu.

Die Sätze 1 bis 3 haben beharrlich die Vollmacht des Wortes Gottes, die Notwendigkeit des Gehorsams dem Wort gegenüber und die strategische Wichtigkeit seiner Verkündigung hervorgehoben (3,2.3-4; 4,4.8.12.15.16-21). Nun nimmt Satz 4 den Faden wieder auf. Er zeigt, wie Christus gegen die geistlichen Feinde in den Krieg zieht. Wie wird er vorgehen? Welche Waffen, welche Methoden wird er gebrauchen? Lukas sagt: »Er ... lehrte sie an den Sabbaten. Und sie erstaunten sehr über seine Lehre, denn sein Wort war in Vollmacht« (4,31-32). Und da geschah es, dass ein von einem bösen Geist Besessener laut schrie, weil er die überlegene Macht Christi anerkannte. Lukas begnügt sich nicht damit, die Tatsache festzuhalten, dass Christus den Dämon austrieb; nein, Lukas teilt uns auch die Reaktion der Versammelten mit: »Und ein Schrecken kam über alle, und sie redeten untereinander und sprachen: Was ist dies für ein Wort? Denn mit Vollmacht und Kraft gebietet er den unreinen Geistern, und sie fahren aus« (4,36). Die Gewichtung ist unübersehbar. Bei der Versuchung hatte Christus die ihm vom Teufel angebotene Pseudo-Autorität abgewiesen und stattdessen alles von der Vollmacht des geschriebenen Wortes Gottes abhängig gemacht. Jetzt gebraucht er als der Siegreiche ebendiese Autorität des geschriebenen Wortes Gottes durch sein gesprochenes Wort. Und zwar nicht nur gegen die Dämonen, denn als Lukas beschreibt, wie Christus die Schwiegermutter des Petrus von ihrem Fieber befreite, verwendet er den gleichen Ausdruck wie bei dem Bericht über die Dämonenaustreibung: »Er (gebod) dem Fieber« (4,39; vgl. 4,35 und 4,41).

Die Botschaft von Satz 4 ist klar. Wir wissen natürlich, dass Christus zur Befreiung und Erlösung des Menschengeschlechts später auf Golgatha eine Schlacht ganz anderer Art ausfechten musste. Aber das schmälert nicht die Bedeutung der Hauptaussage von Satz 4: Im Kampf um die Befreiung des Menschen aus der Macht Satans besteht die erste und oberste Taktik darin, das Wort Gottes zu verkündigen, das alles andere überragt und in jeder Beziehung maßgeblich ist. Hieraus folgt, dass wir, wenn wir die Predigt dieses Wortes vernachlässigen oder irgendwelche Zweifel hinsichtlich der Autorität und Zuverlässigkeit des Wortes Gottes in die Herzen säen, Satan direkt in die Hände spielen. Wir helfen ihm dann, seine Macht über die Seelen zu behaupten. Nach den Worten des Lukas wusste Christus, dass es mehr als alles andere darauf ankam, das Wort Gottes so vielen wie möglich zu verkündigen.

Darum verließ er Kapernaum (obwohl er dort so beliebt war), um auch in anderen Orten zu predigen (siehe 4,42-44).

Das Zweite, das im Krieg gegen die Mächte der Bosheit seine übertragende Bedeutung erwies, war die Identität Jesu. Zweimal kurz hintereinander wird uns berichtet (siehe 4,34 und 4,41), wozu die Dämonen beim Ausfahren gezwungen waren: Sie mussten laut anerkennen, dass Jesus der Christus, der Sohn Gottes, war. Jedes Mal brachte Christus sie zum Verstummen. Das mag auf den ersten Anblick erstaunen. In der Phase 2 ist es immer wieder vorrangig um die Notwendigkeit gegangen, Beweise zur Identität Jesu zu erbringen. Wir hätten daher vielleicht erwartet, dass Jesus die Menschen auf dieses Zeugnis der besiegten dämonischen Mächte aufmerksam gemacht hätte. Aber das tat er selbstverständlich nicht. Im Verlauf des großen Krieges mögen Satan und seine Dämonen zuweilen aus taktischen Gründen auch Wahres sagen – als Satan Jesus zum dritten Mal versuchte, hatte er sogar die Bibel zitiert. Es ist auch möglich, dass diese Mächte gegen ihren Willen genötigt werden, Wahres zu sagen. Sie sagen es aber nie aus Loyalität gegenüber der Wahrheit oder mit der Absicht, jemanden zum Glauben an die Wahrheit zu führen. Die Wahrheit ist letztlich eine Person; im großen Krieg, der in allen Heilszeitaltern ausgetragen wird, ist die Identität Christi von alles überragender Bedeutung. Man kann im absoluten Sinne nur denjenigen vertrauen, die aus Loyalität gegenüber jener Person sprechen. Alle, die leugnen, dass Jesus der Christus bzw. der Sohn Gottes ist, geben damit offen zu verstehen, dass sie auf der anderen Seite kämpfen.

Das Kommen: Phase 3

Lukas 5,1 – 7,1

Wie Christus mit Sünde und Sündern verfährt

Voruntersuchung

Die Sätze

- I. Christus und die Autoritäten (5,1-26)
- II. Christi Prinzipien geistlicher Zucht (5,27-39)
- III. Christus und die Autoritäten (6,1-19)
- IV. Christi Prinzipien der Moral (6,20-49)

PHASE 3

Wie Christus mit Sünde und Sündern verfährt

Voruntersuchung

In den jetzt folgenden Kapiteln ragt ein Thema über alle anderen heraus: die Morallehre Christi. Kapitel 6 enthält beispielsweise Lukas' Gegenstück (6,20-49) zur Bergpredigt des Matthäusevangeliums. Wir brauchen die Frage nicht zu entscheiden, ob die von Lukas hier aufgezeichnete Predigt bei der gleichen Gelegenheit gehalten wurde wie der bei Matthäus als Bergpredigt überlieferte Redeblock, oder ob Christus wie so viele andere Verkündiger bei verschiedenen Anlässen ähnliche, aber nicht identische Predigten hielt. Es ist auch nicht notwendig, dass wir uns jetzt mit der Erörterung des Unterschieds hinsichtlich der Proportionen aufhalten: Die Bergpredigt im Matthäusevangelium füllt immerhin drei Kapitel, während Lukas sich mit 30 Versen begnügt (6,20-49). Aufgrund der allgemeinen Ähnlichkeit zwischen Lukas 6,20-49 und der Bergpredigt erwarten wir jedenfalls, dass sich ein erheblicher Teil der nächsten zwei Kapitel mit der Morallehre Christi befassen wird.

Ebenso offensichtlich ist in diesen beiden Kapiteln (Lk 5 – 6) das wiederholte Vorkommen der Begriffe »Sünde«, »Sünder« und »sündig«. Die erste Geschichte in Kapitel 5 findet sich nur bei Lukas, und wir können annehmen, dass er sie an den Anfang gestellt hat, weil er ihre Botschaft als besonders passenden Einstieg zu diesem neuen Abschnitt seines Evangeliums ansah. Den Höhepunkt dieser einleitenden Geschichte beschreibt Lukas folgendermaßen: »Als aber Simon Petrus es sah, fiel er zu den Knien Jesu nieder und sprach: Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr« (5,8).

In der dritten Geschichte (siehe 5,17-26) wird einem Gelähmten, den man zu Christus gebracht hatte, zunächst etwas anderes als die erwartete Heilung zugesprochen: »Mensch, deine *Sünden* sind dir vergeben« (5,20; Hervorhebung hier und im Folgenden hinzugefügt). Als

die Schriftgelehrten einwenden: »Wer kann *Sünden* vergeben, außer Gott allein?« (5,21), antwortet Christus: »Was ist leichter, zu sagen: Deine *Sünden* sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf und geh umher? Damit ihr aber wisst, dass der Sohn des Menschen Gewalt hat, auf der Erde *Sünden* zu vergeben ...« (5,23-24).

Und in Lukas 5,30-32 finden wir folgende Sequenz: »Und die Pharisäer ... murrten ... und sprachen: Warum esst und trinkt ihr mit den Zöllnern und *Sündern*? Und Jesus antwortete ... Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern *Sünder* zur Buße.«

Und dann wieder in 6,32-34 finden wir, wie Christus seinen Jüngern in Erinnerung ruft: »Und wenn ihr die liebt, die euch lieben, was für Dank habt ihr? Denn auch die *Sünder* lieben solche, die sie lieben. Und wenn ihr denen Gutes tut, die euch Gutes tun, was für Dank habt ihr? Denn auch die *Sünder* tun dasselbe. Und wenn ihr denen leiht, von denen ihr zurückzuempfangen hofft, was für Dank habt ihr? Auch *Sünder* leihen Sündern ...« (6,32-34).

Aber nicht nur die Wörter »Sünde« und »Sünder« kommen in diesen Kapiteln häufig vor, sondern auch andere Begriffe mit ähnlicher Bedeutung. In 6,2 beschuldigen die Pharisäer die Jünger Christi, sie täten, »was am Sabbat ... nicht erlaubt ist«. Christus tritt ihrer Anschuldigung entgegen, indem er auf David und seine Männer verweist, die bei einer Gelegenheit Brote aßen, »die niemand essen darf als nur die Priester allein« (6,4).

In ähnlicher Weise besteht der Kernpunkt in der Geschichte vom Mann mit der verdorrten Hand (6,6-11) in der Frage, »ob es erlaubt ist, am Sabbat Gutes zu tun oder Böses zu tun« (6,9).

Dazu finden sich andere Stellen in diesen Kapiteln, wo die Pharisäer, ohne die Ausdrücke »falsch«, »unerlaubt« oder »sündig« zu gebrauchen, Christus unterstellen, dass sein Handeln falsch sei. Wenn sie in 5,30 fragen: »Warum esst und trinkt ihr mit den Zöllnern?«, sagten sie damit, es sei falsch, das zu tun. Die Aussage von 5,33 (»Die Jünger des Johannes [fasten] häufig ... die deinen aber essen und trinken«) ist aus ihrer Sicht ein Tadel: Es sei falsch, so die Gegner Christi, dass er seine Jünger nicht fasten lasse.

Es ist also klar, dass diese Kapitel die Lehre Christi über Richtig und Falsch, Erlaubtes und Unerlaubtes, Gutestun und Bösestun, Sünde und Sünder sowie über den Umgang mit Sündern enthalten. Ferner geht

es um Gerechtigkeit und Vergebung, Unreinheit und Reinigung, mit anderen Worten: um moralische Fragen.

Unsere erste Aufgabe ist es, nach Möglichkeit festzustellen, wie weit dieses Thema in die nachfolgenden Kapitel reicht. Dazu müssen wir herausfinden, wo Lukas einen neuen Grundgedanken aufnimmt. Diese Aufgabe ist nicht schwer: Am Ende der langen Predigt über moralische Grundsätze hat Lukas in der für ihn typischen Weise eine abschließende Bemerkung platziert, die das Ende von Phase 3 markiert und sie von Phase 4 trennt: »Nachdem er alle seine Worte vor den Ohren des Volkes beendet hatte, ging er nach Kapernaum hinein« (7,1).

Als Nächstes sollten wir uns die Auswahl und Anordnung seines Stoffes ansehen. Vieles von dem Stoff, den Lukas in dieser Phase seines Berichtes verarbeitet hat, findet sich auch bei Matthäus und/oder Markus. Aber gewisse auffällige Merkmale kommen nur bei Lukas vor. Wie wir bereits gesehen haben, umfasst die allererste Geschichte (siehe 5,1-11) in dieser Phase Sondergut des Lukas. Andererseits hat Markus nichts, das der Bergpredigt bei Matthäus entspricht; Lukas wohl, aber er platziert den entsprechenden Abschnitt anders: Matthäus legt die Bergpredigt *vor* die Reinigung des Aussätzigen (Mt 8,1-4), die Heilung des Gelähmten (9,2-8), die Berufung Levis und die kritischen Fragen der Johannesjünger (9,14-17), die Berufung der Apostel (10,1-4), das Ährenraufen am Sabbat (12,1-8) und die Geschichte vom Mann mit der verdorrten Hand (12,9-14). Lukas platziert seine Entsprechung zur Bergpredigt *hinter* all diese Ereignisse, wobei er darüber hinaus die Episoden in einer anderen Reihenfolge als Matthäus bietet. Die grobe Auswahl und die Anordnung des Stoffes bei Lukas ist ähnlich wie bei Markus; doch damit, dass er die Geschichte vom wunderbaren Fischfang (5,1-11) und einen Redeblock im Stile der Bergpredigt eingefügt hat, ist sein Gedankenfluss anders als bei Markus. Wir müssen darum sehen, ob die von Lukas gewählte Anordnung des Stoffes uns hilft zu erkennen, welches seine besondere Sichtweise ist.

Er beginnt in Kapitel 5 mit drei Geschichten, die alle mit der Wendung »Es geschah aber« bzw. »und es geschah«³² eingeleitet werden und jeweils ein Wunder enthalten. In der ersten (5,1-11) wird Petrus

32 So auch Luther 1912 und 1984. Diese Wendung wird in modernen Übersetzungen aus Rücksicht auf den heutigen Sprachgebrauch zuweilen ausgelassen. Sie ist im Lukasevangelium häufig, wird aber nicht als Einleitung zu jeder Begebenheit verwendet.

zur Selbsterkenntnis und zum Bekenntnis seiner Sünde gebracht und damit zum »Menschenfischer« gemacht. In der zweiten (5,12-16) wird ein Aussätziger gereinigt und als Zeuge zum Priester geschickt. In der dritten (5,17-26) empfängt ein Gelähmter Sündenvergebung; dann wird er geheilt und damit zur Gegenstandslektion für die Gesetzeslehrer. Da sich schon bei oberflächlicher Lektüre zeigt, dass diese drei Geschichten gewisse Gemeinsamkeiten haben, wollen wir sie Satz 1 nennen.

»Und danach ging er hinaus«, sagt Lukas (5,27). Darauf folgt, ausgelöst durch die Bekehrung Levis, eine Diskussion über die geistliche Zucht, die Christus seinen »bekehrten Sündern« und sich selbst im Umgang mit ihnen auferlegte (siehe 5,27-35). Christus schließt diese verbale Auseinandersetzung mit einem Gleichnis, das offenbar drei Vergleichspunkte enthält: alte und neue Kleidungsstücke, alte und neue Schläuche, alter und neuer Wein (siehe 5,36-39). Wir nennen diese Diskussion Satz 2.

Kapitel 6 beginnt mit drei Geschichten, die alle mit der Wendung »Es geschah aber« eingeleitet werden. In der ersten (siehe 6,1-5) kritisieren die Pharisäer den Herrn und seine Jünger, weil sie am Sabbat Ähren ausraufen sowie in den Händen zerreiben und die Körner essen. Christus weist ihre Kritik zurück. In der zweiten Geschichte (siehe 6,6-11) fordert der Herr die Schriftgelehrten und Pharisäer heraus, indem er am Sabbat in der Synagoge einen Mann mit einer verdorrten Hand heilt. Die Pharisäer werden wütend und schmieden Pläne gegen ihn. In der dritten (siehe 6,12-19) wählt sich der Herr zwölf bestimmte Nachfolger aus, nennt sie Apostel und sammelt sie öffentlich zu sich, während er sein Werk der Heilungen an großen Menschenmengen aus dem ganzen Land fortsetzt. Ein gut erkennbarer Grundgedanke läuft durch alle drei Geschichten. Fassen wir diese als Satz 3 zusammen.

»Und er erhob seine Augen zu seinen Jüngern«, fährt Lukas fort, und dann folgt eine lange Darlegung der Morallehre Christi (siehe 6,20-38). Christus schließt sie mit einem Gleichnis, das sich als ein dreifaches herausstellt: Es spricht von Sehfähigkeit (siehe 6,39-42), von fruchttragenden Bäumen und Frucht (siehe 6,43-45)³³ sowie vom Bauen

³³ Mit dem Ausdruck »Schatz« in 6,45 wird kein neues Gleichnis eingeleitet, das vom Schätzesammeln handelt. Vielmehr geht es um einen metaphorischen Ausdruck, der nebenbei verwendet wird, damit man die Anwendung des Gleichnisses von den Fruchtbäumen besser versteht: Ein guter Baum bringt gute Frucht, ein guter Mann bringt aus dem guten Schatz seines Herzens das Gute hervor.

(siehe 6,46-49). Wir wollen diese Darlegung der Morallehre Christi Satz 4 nennen.

Rein äußerlich betrachtet, ist der Stoff dieser Phase fein säuberlich und systematisch angeordnet. Wir müssen bei der Auslegung die Anordnung im Auge behalten, denn es kann sein, dass uns Lukas damit helfen will, die Bedeutung der von ihm aufgezeichneten Fakten zu erkennen. Es folgt auf S. 116 und 117 eine Tabelle, die uns erlaubt, den Inhalt dieser Phase mit einem Blick zu erfassen.

Die Sätze

Das Herzstück der Morallehre Christi löst, wenn man beim Lesen bewusst darauf achtet, unweigerlich Erstaunen aus: Nach seinen Worten ist er selbst das Kriterium und der Prüfstein von Gut und Böse.

Zu Beginn dieser Phase (siehe 5,5) ist es das Wort Christi in seiner Ausschließlichkeit, dem Petrus in seiner täglichen Arbeit als Fischer gehorchen muss, wenn er erfolgreich sein will. Am Ende der Phase (siehe 6,46-49) ist es die Heuchelei, die zur letztendlichen Katastrophe führt. Sie besteht darin, Jesus »Herr« zu nennen und dann nicht zu tun, was *er* sagt. In 5,21-25 hören wir: Weil Jesus der Sohn des Menschen ist, hat er die Vollmacht, die Gott allein besitzt (siehe 5,21), nämlich im endgültigen Sinne Sünden zu vergeben. In 6,5 hören wir: Weil er der Sohn des Menschen ist, so ist es den Jüngern erlaubt, am Sabbat für ihn zu arbeiten. Und in 6,22 hören wir: Weil er der Sohn des Menschen ist, gehört es zu den höchsten Segnungen, um seinetwillen verfolgt zu werden.

Das Herzstück seiner Morallehre ist umso erstaunlicher, wenn wir bedenken, dass er sich nicht an Leute wandte, die religiös oder moralisch unterentwickelt waren. Vielmehr lebte und lehrte er in einem Volk, dessen moralisches und religiöses Verständnis weit höher entwickelt war als in irgendeiner anderen Nation. Die jüdische Bibel kannte in der Alten Welt nicht ihresgleichen. Das lag am Monotheismus und der erhabenen Morallehre dieses Volkes, aber auch daran, was die Bibel mit allem Nachdruck lehrte: Frömmigkeit und Sittlichkeit sind die beiden Seiten der gleichen Medaille. Deshalb können sie nicht voneinander geschieden werden. Zu der Zeit, als unser Herr kam, hatten die Priester, Exegeten und Theologen des Judentums in ihrer Akribie und

Pedanterie die Fragen endlos hin und her bewegt, wie man anhand der alttestamentlichen Gebote erkennen könne, was in einer gegebenen Situation richtig und was falsch war. Es fehlte dem Judentum nicht an Experten. Die meisten akzeptierten das Alte Testament als das Wort Gottes und daher als die unverzichtbare Grundlage aller sittlichen und glaubensmäßigen Fragen. Viele von ihnen waren der Auffassung, die Überlieferungen der Ältesten seien für das Volk genauso verbindlich wie das Alte Testament. Andere lehnten das ab, was natürlich zu endlosen Disputen zwischen den verschiedenen Schulen des religiösen Denkens führte. Als sie aber beobachteten, wie Christus handelte und lehrte, waren sich die meisten Gesetzgelehrten einig, dass seine Lehren und Handlungen gotteslästerlich (siehe 5,21), lax (siehe 5,30.33) und manchmal geradezu gesetzlos seien (siehe 6,2). Sie suchten daher Gründe, ihn anzuklagen (siehe 6,7), hielten Rat, wie sie ihn ausschalten könnten (siehe 6,11), und schlossen seine Jünger als Lästere r aus (siehe 6,22). Christus verteidigte natürlich sich selbst und seine Jünger, wobei er gelegentlich zum Angriff überging und die »Experten« aufgrund ihrer Ansichten kritisierte, die in seinen Augen Perversionen aller wahren Frömmigkeit und Moral waren. Es ist daher nicht überraschend, dass es in dieser Phase mehrere Dispute bzw. Hinweise auf Widerstand gibt (siehe 5,21-24.30-32.33-35; 6,2-5.7-11.22-23), und Lukas scheut sich nicht, uns diese mitzuteilen. Besser ein hellwaches moralisches Gewissen, auch wenn das zu viel Streit führt, als ein fauler Friede, der moralische Gleichgültigkeit hervorbringt.

Lukas wird uns also zeigen, wie Christus auf zwei verschiedenen Ebenen in Opposition zu den Auffassungen des zeitgenössischen Judentums und seinen »Experten« stand. Allgemein gesagt, zeigt uns Lukas in Kapitel 5 das Judentum als eine Lebensordnung, die seinerzeit gut und sogar von Gott gegeben war. Es wird keine Kritik an ihr geübt, sondern nur gesagt, dass sie jetzt alt und bald überholt ist. Auf diesem Hintergrund zeigt uns Lukas, wie Christus etwas vollständig Neues, etwas Höheres und Besseres einführt. In Kapitel 6 hingegen zeigt uns Lukas das Judentum als ein System, das durch die abartigen Auslegungen der religiösen und theologischen Autoritäten pervertiert worden ist. Christus bringt diese Perversionen ans Licht und stellt stattdessen sich selbst, sein Vorbild und sein Wort als die einzige wahre und endgültige Autorität hin.

Phase 3 des Kommens (5,1 – 7,1)

A. Der neue Weg (5,1-39)

I. Christus und die Autoritäten (5,1-26)

1. Im Fischerboot (5,1-11): Christus, der Herr der täglichen Arbeit. Petrus, der sachkundige Fischer, wird der Sünde überführt, aber gleichzeitig zum Menschenfischer gemacht.

2. Der unberührbare Aussätzige (5,12-16): Christus »streckte die Hand aus (und) rührte ihn an«. Der gereinigte Aussätzige wird als Zeugnis zu den Priestern gesandt.

3. Die Heilung des Gelähmten (5,17-26): Es sind Christus, Pharisäer und Gesetzeslehrer aus ganz Galiläa, Judäa und Jerusalem anwesend. »Und die Kraft des Herrn war da, dass er heilte« (5,17). Der Gelähmte wird den Theologen zum Zeugnis.

II. Christi Prinzipien geistlicher Zucht (5,27-39)

1. Die Haltung Christi gegenüber den durch Betrug reich gewordenen und gesellschaftlich geächteten Zöllnern (5,27-28): Christus führt den Zöllner Levi zum Glauben, der seine inakzeptable Art des Gelderwerbs aufgibt und Christus nachfolgt.

2. Die Haltung Christi im Umgang mit Sündern (5,29-32): Pharisäer kritisieren Christus, weil er sich an einem Festessen mit reichen Zöllnern und Sündern beteiligt. Christus nennt seine Gründe: Die Kranken brauchen einen Arzt.

3. Die Haltung Christi zum Fasten und zu geistlichen Übungen (5,33-35): Das Verhalten der »Gefährten des Bräutigams« richtet sich nach der Anwesenheit oder Abwesenheit des Bräutigams.

4. Ein dreifaches Gleichnis (5,36-39): (a) alte und neue Kleidungsstücke; (b) alte und neue Schläuche; (c) alter und neuer Wein.

B. Der einzige Weg (6,1-49)

III. Christus und die Autoritäten (6,1-19)

- 1. Ährenraufen am Sabbat (6,1-5):** Christus, der Herr über den Sabbat. Die Jünger werden der Sünde bezichtigt, aber Christus verteidigt und rechtfertigt sie.
- 2. Der Mann mit der verdorrten Hand (6,6-11):** Christus sagt: »Strecke deine Hand aus!« Die Heilung wird zu einer Lektion für die Schriftgelehrten und Pharisäer.
- 3. Die Heilung der Volksmengen (6,12-19):** Es sind Christus und seine soeben berufenen Apostel anwesend. Eine große Volksmenge aus ganz Judäa, Jerusalem, Tyrus und Sidon findet sich sein. »Es ging Kraft von ihm aus und heilte alle.«

IV. Christi Prinzipien der Moral (6,20-49)

- 1. Die rechte Haltung gegenüber Armut, Hunger, Kummer und Ausgrenzung (6,20-23):** »Glücklich ihr Armen ... Glücklich seid ihr ... wenn sie euch ausschließen ... um des Sohnes des Menschen willen.«
- 2. Die rechte Haltung gegenüber Reichtümern, Gesellschaft, Lachen und Beliebtheit (6,24-26):** »Wehe euch Reichen ... die ihr jetzt satt seid ... wenn alle Menschen gut von euch reden ...«, denn »ihr habt euren Trost bereits empfangen«.
- 3. Die rechte Haltung gegenüber Feinden und Bittstellern (6,27-38):** Das Verhalten von »Söhnen des Höchsten« muss mit demjenigen ihres Vaters übereinstimmen.
- 4. Ein dreifaches Gleichnis 6,39-49:** (a) gute und schlechte Sehfähigkeit; (b) gute und schlechte Fruchtbäume; c) gutes und schlechtes Bauen.

Nun ist es an der Zeit, dass wir uns den Bericht des Lukas im Detail ansehen.

I. Christus und die Autoritäten (5,1-26)

In mancherlei Hinsicht hängen die drei ersten Geschichten der Phase 3 als eine Gruppe zusammen. In jeder finden wir Christus in Beziehung zu einer Autorität auf einem bestimmten Gebiet. In Geschichte 1 (siehe 5,1-11) haben wir es mit Fischerei zu tun, und die Autorität ist hier Petrus, der sich beim Fischfang auskannte. In Geschichte 2 (siehe 5,12-16) geht es um zeremonielle Reinheit oder Unreinheit, und die Autoritäten sind hier die Priester. Und Geschichte 3 (siehe 5,17-26) dreht sich um Bibelauslegung, und hier sind die Autoritäten die Gesetzeslehrer (siehe 5,17).

Auf jedem Gebiet übertrifft Christus zur Verwunderung aller (siehe 5,9-10.15.26) die Experten. Ja, sein Handeln geht über alles hinaus, was sie für möglich gehalten haben. Nachdem der versierte Fischer die Erfolglosigkeit der letzten Nacht eingestanden und seine Einwände vorgebracht hat (siehe 5,5), lässt er auf das Wort Christi hin noch einmal das Netz hinab und macht einen gewaltigen Fang (siehe 5,6). Die Priester waren die Fachleute, wenn es darum ging, Aussatz zu diagnostizieren (siehe 3Mo 13 und 14). Sie hatten die Autorität, einen Aussätzigen für rein zu erklären, falls er je geheilt werden sollte. Aber die Priester konnten keinen Aussätzigen heilen; Christus hingegen konnte es und tat es. Die Gesetzeslehrer galten als Autoritäten in theologischen Fragen. Sie hätten ausführlich und mit einigem Nutzen über die alttestamentliche Lehre der göttlichen Vergebung referieren können, aber sie konnten natürlich keine Sündenvergebung erwirken und keinen Sünder von der Sündenschuld befreien. Christus behauptete von sich nichts Geringeres, als dass er ebendiese Autorität besaß – und er belegte seinen Anspruch, indem er ein Wunder tat (siehe 5,20-26).

Ja, jede dieser Geschichten enthält ein Wunder. Wir haben bereits festgestellt, dass Christus die Leute, für die er das jeweilige Wunder wirkt, zu einem Zeugnis für andere macht. Petrus bekommt einen Auftrag gegenüber allen Menschen: »Von nun an wirst du Menschen fangen« (5,10). Der Aussätzige wird ausdrücklich zum Priester gesandt

»ihnen³⁴ zum Zeugnis« (5,14). Der geheilte Gelähmte, der Vergebung empfangen hat, wird zu einem Zeugnis sowohl für die Theologen (siehe 5,17) als auch für die vielen Zuschauer aus dem einfachen Volk (siehe 5,26). Aber die Wunder enthalten keine Kritik, die sich etwa gegen die Fachleute auf den betreffenden Gebieten des jüdischen Lebens richten würde. Es ist wichtig, dies hier zu beachten, denn in Kapitel 6 wird Christus einige dieser »Experten« scharf rügen. Der wunderbare Fischfang will nicht besagen, dass die jüdischen Fischer zu ebensolchen Fängen imstande wären, wenn sie es nur geschickter anstellten. Mit der wunderbaren Reinigung des Aussätzigen soll nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass die jüdischen Priester die Aussätzigen ebenfalls heilen könnten, wenn sie nur heiliger wären. Und die wunderbare Heilung des Gelähmten will nicht demonstrieren, dass die jüdischen Gesetzeslehrer, wenn sie nur mehr Erkenntnis besäßen und die Schrift exakter auslegten, ebenfalls die Vollmacht bekämen, die Sünden der Menschen zu vergeben. Selbstverständlich nicht. Die Wunder sind eben, was sie sind. Sie offenbaren die Einzigartigkeit Jesu: Er ist der Sohn des Menschen; und die Wunder demonstrieren, dass mit dem Kommen des Menschensohnes ein neues Zeitalter begonnen hat. Mit ihm ist eine neue Methode, das uralte Problem der Sünde und Sünder zu lösen, eingeführt worden. Dies wird auf drei Gebieten unter Beweis gestellt: bei der täglichen Arbeit und ihrem Antrieb; bei der zereemoniellen, vom Gesetz vorgeschriebenen Handlung und ihrem Verhältnis zu persönlicher Reinheit; und bei der Bibelauslegung sowie ihrem Verhältnis zum praktischen Leben.

Wenden wir uns nun den drei Geschichten im Einzelnen zu.

1. Im Fischerboot (5,1-11). Es ist wirklich sinnvoll, in einer Reihe von Geschichten und Predigten, die von Sünde handeln, als Erstes zu zeigen, dass Christus die Fähigkeit hat, bei einem Menschen Sündenerkenntnis zu wirken. Wie sollte ein Mensch sündige Einstellungen je korrigieren, wenn er sich ihrer nicht bewusst ist? Es ist auch sinnvoll, dass die erste Geschichte das Problem der Sünde gerade dort angehen sollte, wo diese ihren weitesten Wirkungsbereich hat: im täglichen Leben.

³⁴ A. d. H.: Die Mehrzahl kann sich hier auf mehrere Priester beziehen (wenn sich der Fall herumspricht) und/oder für alle gelten, die von dieser Heilung hören.

An einem bestimmten Tag, so wird uns berichtet (siehe 5,3), verwendete Christus das Boot des Petrus als Kanzel. Petrus saß während der ganzen Predigt zu den Füßen Christi, aber soweit wir es erkennen können, weckte sie in ihm keine Sündenerkenntnis. Als sie vorbei war, sagte Christus ihm, er solle auf die Tiefe hinausfahren und dort die Netze zum Fang hinablassen. Predigen gehörte vielleicht nicht zu den Stärken eines Petrus, aber vom Fischen verstand er etwas. Hier war er eine Autorität, wobei er mit seinem Fachwissen und anhand der eben gemachten Erfahrung wusste, dass es keinen Sinn hatte, die Netze noch einmal auszuwerfen. Weit und breit gab es keine Fische. Eine lange Nacht des fruchtlosen Fischens hatte das gezeigt, und dies sagte er Christus auch (siehe 5,4-5). Aber dann traf er eine Entscheidung, die seine ganze Haltung gegenüber der täglichen Arbeit revolutionieren sollte: »Aber auf dein Wort hin will ich ...«, sagte er (5,5). Bis dahin hatte Petrus nur *einen* offensichtlichen und ganz natürlichen Antrieb gekannt, die Netze herabzulassen: die Hoffnung auf einen guten Fang und darauf, Gewinn zu machen. Warum auch nicht? Aber an diesem Tag, da keine Aussicht auf Fische oder auf Gewinn mehr bestand, ließ er die Netze aus einem anderen Grund mit einem völlig anderen Antrieb hinab: Christus hatte es befohlen; er wollte Christus gehorchen und ihm gefallen. Das Ergebnis war ein ungeheurer Fang – so groß, dass er ihn nicht selbst an Land schaffen konnte.

Die Wirkung auf Petrus ist begreiflich. Das Wunder lehrte nicht bessere Fangtechniken, die Petrus größere Gewinne beschert hätten; vielmehr lenkte es seine ganze Aufmerksamkeit auf die Person Jesu. Petrus mag damals nur schwach erkannt haben, wer Jesus war, aber er hatte den Heiligen Gottes entdeckt. Er war der Herr über die Fische und die Fischer, der Herr über die Natur, der Herr über die Menschen und ihre tägliche Arbeit. Und hier stand dieser Herr nicht auf einer Kanzel, um zu predigen. Vielmehr stand er neben Petrus in dessen Boot, während dieser bei seiner täglichen Arbeit war. Und er wollte diesem Fischer nicht nur Arbeitsanweisungen geben. Nein, das Verlangen des Herrn bestand darin, dass Petrus bei allem Arbeiten sein Wohlgefallen suchte. Man bedenke: Eben erst hatte sich Petrus im Vertrauen auf sein Können und Fachwissen angemaßt, Christus zu sagen, dass seine Anweisung zum Herablassen der Netze töricht sei. Das machte Petrus seine ganze Sündhaftigkeit bewusst: Er passte, so sein Eindruck, nicht ins gleiche

Boot und war nicht fähig, in der gleichen Arbeit wie Christus beschäftigt zu sein. Daher die Bitte: »Geh von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch, Herr« (5,8).

Wir lesen allerdings nichts davon, dass Christus wegging oder Petrus kritisierte. Es war nicht die Schuld des Petrus, dass er bis zu jenem Tag seiner Arbeit nachgegangen war, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten und um darin so viel Erfüllung wie irgend möglich zu finden. Er hatte bisher nicht erkannt, wer Jesus war, und dieser hatte bis dahin nie angedeutet, dass er auch in der Arbeit des Petrus die entscheidende Instanz sein wollte. Als Petrus gefragt worden war, hatte er sein Boot gern bereitgestellt: Was ihm in beruflicher Hinsicht gehörte, sollte den geistlichen Interessen Christi dienen. Aber auch dann hatte er nicht geahnt, dass es ihm offenstand, in all seinem Tun für Christus zu arbeiten. Doch sobald ihm das aufging, zeigte er sich bereit, die Herausforderung anzunehmen.

Wir jedoch, die wir seit Langem die Identität Jesu kennen und außerdem wissen, was er von uns im Arbeitsleben verlangt, müssten wohl veranlasst sein, uns noch sündiger zu fühlen als Petrus. Unsere Sündhaftigkeit als Christen zeigt sich nicht am klarsten in gelegentlichen krassen Übertretungen, sondern in der chronisch mangelhaften Motivation bei unserer täglichen Arbeit. Wann haben wir zuletzt unser Tagewerk so getan, dass wir dabei nicht in erster Linie an den materiellen Nutzen oder an die Befriedigung dachten, die daraus erwächst, die anstehenden Aufgaben erledigt zu haben? Wann ging es uns dabei zuallererst darum, dem Herrn zu gefallen und ihm zu gehorchen? Wenn es aber für den Christen eine Sünde ist, einen anderen obersten Beweggrund hinsichtlich seiner täglichen Arbeit zu haben als das Verlangen, dem Herrn zu gefallen (siehe Mt 6,31-32; Kol 3,23), wie viele Tage haben wir dann vollständig in der Sünde vertan?

Als Petrus seine Sündhaftigkeit bekannte, antwortete der Herr jedoch nicht mit Worten wie: »Fürchte dich nicht, deine vielen Sünden sind dir vergeben.« Petrus dachte nicht an spezifische Sünden seines Lebens, die er begangen hatte, sondern an seine grundsätzliche Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit als Person: »Ich bin ein sündiger Mensch!« Die Erwiderung Christi lautete im Grunde: »Hab keine Angst; trotz deines Zustands kann ich aus dir etwas machen und dich gebrauchen: Von jetzt an wirst du Menschen fangen.« Der Ausdruck »Menschen fangen« ist lehrreich.

Bei seiner täglichen Arbeit fing Petrus Fische, und dazu waren allerhand Fertigkeiten erforderlich. Nun sollte er diese Fertigkeiten nicht fahren lassen, sondern sie auf einer höheren Ebene einsetzen. Die tägliche Arbeit des Petrus sollte auf eine höhere, nämlich geistliche, Ebene gehoben werden, wofür die niedrigere materielle Ebene lediglich die notwendige praktische Grundlage bildete: Um zu leben, müssen wir essen, und Fisch dient diesem Zweck genauso gut wie alle anderen Speisen. Aber Leben ist mehr als Essen, und darum dient sogar Fischen, wenn es aus den rechten Motiven heraus getan wird, letztgültigen Zwecken, die weit über das bloße Bemühen um den Lebensunterhalt hinausreichen. Nachdem der Herr über die tägliche Arbeit den Fischer Petrus gelehrt hatte, diese Arbeit mit den rechten Beweggründen zu tun («Aber auf dein Wort hin will ich ...»), ruft er ihn darum zum Dienen auf jener höheren Ebene des eigentlichen Zweckes aller irdischen Arbeit. Er sagt: »Von nun an wirst du Menschen fangen« (d. h., Seelen für Gott und sein Reich gewinnen). Damit verließ Petrus seine weltliche Arbeit, um sich ganz der geistlichen Arbeit zu widmen (siehe 5,11). Aber man darf nicht vergessen, dass er die Schüsselerfahrung, die den Beginn seiner Nachfolge und seines großen geistlichen Wirkens markierte, in seiner weltlichen Arbeit gemacht hatte. Für den Gläubigen sind weltliche und geistliche Arbeit lediglich die beiden Seiten eines ungeteilten Spektrums, wobei die weltliche Arbeit die gleichen Ziele auf dieser höheren Ebene verfolgen muss wie die geistliche. Seit der Messias gekommen ist, dürfen wir in unserem täglichen Wirken uns nicht damit zufriedengeben, niedrigere Ziele im Auge zu haben, als ihm und seiner Sache zu dienen.

2. *Der unberührbare Aussätzige (5,12-16)*. Nachdem die Sündhaftigkeit des Petrus ans Licht gebracht worden war, kam ein Mann zu Christus, der »voller Aussatz« war (5,12). Seine Unreinheit musste nicht ans Licht gebracht werden; er war längst von einem Priester untersucht worden, sodass er verpflichtet war, fortan zu rufen: »Unrein, unrein!« (3Mo 13,45-46). Sein Aussatz war ohnehin jedem offenbar: Sein ganzer Körper war davon bedeckt.

Wir wissen nicht genau, welche Krankheit oder welches Krankheitsbild in biblischer Zeit mit »Aussatz« bezeichnet wurde. Was es auch war, die Krankheit wurde oft wie jede andere als etwas gesehen, das Gott verhängt hatte, um den Betroffenen wegen seiner Sünden zu stra-

fen (man vergleiche den Fall des Königs Ussija in 2Chr 26,16-21). Das war jedoch nicht immer der Fall.³⁵ Dennoch machte der Aussatz in alttestamentlicher Zeit wie viele andere körperliche Gebrechen (siehe 3Mo 15) den Menschen nicht nur körperlich unrein, sondern schloss ihn auch von jeder Art des Gottesdienstes aus. Und sowohl die körperliche als auch die zeremonielle Unreinheit galten als ansteckend. Deshalb musste die Krankheit von einem Priester festgestellt werden. Daraufhin war es notwendig, den Kranken für unrein zu erklären und von der Teilnahme an den Tempelgottesdiensten sowie vom sozialen Umgang auszuschließen. Sollte der Aussätzige je von der Krankheit genesen, musste er wieder den Priester aufsuchen, der verpflichtet war, die Heilung zu bestätigen. Zudem musste der Betreffende gewisse Opfer darbringen und bestimmte Waschungen vornehmen, bevor er endgültig und offiziell für rein erklärt werden konnte (siehe 3Mo 14). Die Vorschriften in Bezug auf den Kranken waren streng, aber sie waren notwendig für den Schutz des Volkes und für die Einhaltung allgemeiner hygienischer Grundsätze.

Die aufwendige zeremonielle Behandlung des Aussatzes und die entsprechenden Reinigungsvorschriften haben in allen Jahrhunderten die Christen veranlasst, im Aussatz ein Bild für die Unreinheit der Sünde zu sehen. Demgemäß haben sie die Reinigung des Aussätzigen als ein Gleichnis hinsichtlich der Macht Christi betrachtet, das Leben eines Menschen reinigen zu können. Nun haben in neuerer Zeit gewisse empfindsame Seelen gegen diesen Gedanken Einwände erhoben, weil er die an Lepra Erkrankten stigmatisiere. Der Einwand ist verständlich, aber (mit allem Takt gesagt) unlogisch. Lahmheit (siehe Hebr 12,12), Blindheit (siehe Joh 9,1-3.40-41) und Krebs (siehe 2Tim 2,17) werden alle im Neuen Testament als Metaphern für geistliche Missstände verwendet. Aussatz ist nur eine unter vielen körperlichen Krankheiten, die ausnahmslos Metaphern oder Gleichnisse für moralische und geistliche Mängel sind, wobei wir in Gottes Augen alle moralisch und geistlich unrein sind. Je mehr das Leben eines Menschen von Heiligkeit geprägt ist, desto schneller erkennt er das an (siehe Jes 6,5). Schon die Erfahrung lehrt uns, dass weder moralische und geistliche Unreinheit

35 Zwar lehrt auch das Neue Testament, dass Krankheit Ausdruck göttlicher Züchtigung für Sünde im Leben eines Gläubigen sein kann (1Kor 11,29-32), aber sie ist keineswegs immer die Folge von persönlicher Sünde (Joh 9,1-3).

noch die Gefahr der Ansteckung eingebildet sind. Diese Dinge machen auch unserer modernen Welt zu schaffen, weshalb wir gespannt sind zu sehen, wie Christus mit dem unreinen Mann verfährt und seine Haltung zu den jüdischen Gesetzen über Unreinheit aussieht.

Als Christus den Aussätzigen reinigte, demonstrierte er gleichzeitig zwei Dinge: sein göttliches Erbarmen und seine Wundermacht. Er hätte den Mann mit einem bloßen Befehl (»Sei gereinigt!«) reinigen können, aber in seinem Erbarmen streckte er seine Hand aus und berührte den Unreinen (siehe 5,13). Es braucht kein großes Vorstellungsvermögen, um sich auszumalen, was die Berührung durch diese Hand für einen Mann bedeutete, der von der Gesellschaft als ein Unberührbarer ausgestoßen war. Aber wir dürfen das Erbarmen Christi nicht falsch verstehen: Es beinhaltete keine Kritik an den jüdischen Priestern. Er wollte damit nicht sagen, dass sie, wenn sie nur ein wenig barmherziger gewesen wären, den Mann nicht ausgeschlossen hätten. Die Berührung durch Christus hatte die wunderbare Macht, den Aussatz zu vertreiben. Die Priester hatten keine solche Macht. Hätten sie den Aussätzigen berührt, hätten sie sich angesteckt und die Krankheit verbreitet; und das wäre nur eine scheinbare Barmherzigkeit gewesen. Ihre von Gott aufgetragene Pflicht bestand darin, die Regeln der Reinheit zu befolgen, den Aussatz festzustellen, den Aussätzigen für unrein zu erklären und ihn (so schmerzhaft und drastisch es auch war) aus der Gemeinschaft zu entfernen. Als Christus den Aussätzigen berührte, hintertrieb er nicht die Entschlossenheit der Priester, aller Unreinheit zu wehren. Im Gegenteil, er bestätigte ihre Autorität; denn als er den Mann gereinigt hatte, sandte er ihn zur Untersuchung zu den Priestern. Außerdem befahl er ihm, die vom mosaischen Gesetz gebotenen Opfer zu bringen (siehe 5,14).

Die Analogie gilt auch für moralische und geistliche Unreinheit. Viele denken heute, die Barmherzigkeit, die Christus Unreinen erwies, rechtfertige ungebührliche Nachsicht. Aber das ist eine falsche und gefährliche Auffassung. Gott verurteilt Unreinheit in seinem Gesetz und warnt uns davor, dass wir, wenn wir in ihr verharren, ewig von ihm getrennt sein werden (siehe Offb 21,27). Christus kann gewiss dasjenige tun, was das Gesetz nicht vermag (siehe Joh 13,10; Eph 5,26). Aber das bedeutet keineswegs, dass er mit dem Gesetz nicht einverstanden ist. Wer einen Menschen reinigt, handelt nicht so wie derjenige, der sagt, dass man um der Barmherzigkeit willen Schmutz nicht mehr

als Schmutz im eigentlichen Sinne ansehen solle. Reinigung setzt voraus, dass Schmutz Ausdruck von Unreinheit, hässlich, gefährlich und unannehmbar ist. Ja, wie wir ebenfalls bei Lukas lesen (siehe 16,1-18), verneinte es Christus ausdrücklich, dass er gekommen sei, um einer lascheren Haltung gegenüber den moralischen Forderungen des Gesetzes das Wort zu reden. Und seine Apostel haben später nachdrücklich darauf hingewiesen, dass jede Form von moralischer Unreinheit ansteckend ist (siehe 1Kor 5,6; Hebr 12,14-15).

Auf der anderen Seite demonstrierte Christus eine zweite, überaus wichtige Wahrheit, als er den Aussätzigen – wie im Gesetz vorgesehen – zu den Priestern sandte (»ihnen zum Zeugnis«). Er veranlasste sie damit, zur Kenntnis zu nehmen, dass jemand gekommen war, dessen Macht unendlich größer als ihr Vermögen war und an die auch die Wirkung der vorgeschriebenen Riten bei Weitem nicht heranreichte: Sie konnten keinen Aussätzigen heilen, wohl aber Christus.

Und wieder gilt die Analogie auch auf der moralischen und geistlichen Ebene. Hier sehen wir die Herrlichkeit der Macht Christi. Es ging nicht nur darum, dass die jüdische Auffassung von zeremonieller Verunreinigung und die entsprechenden Riten, Opfer und Waschungen bald verschwinden würden, weil sie lediglich äußerliche Symbole waren, die zu einer Welt, in die inzwischen die volle Offenbarung gekommen war, nicht mehr passten. Es ging vielmehr darum, dass das dem Volk Israel verordnete Gesetz trotz seiner göttlichen Herkunft nicht die Kraft hatte (auch nicht im tiefsten Grunde und mit den besten geistlichen Voraussetzungen), im Herzen und im Leben des Menschen jene Reinheit hervorzubringen, die es zu Recht forderte. Doch was das Gesetz weder vermochte noch vermag, dazu ist Christus imstande. Das ist das beständig wiederholte Thema des Neuen Testaments (siehe z. B. Apg 15,8-9; Röm 7,7 – 8,11; Tit 3,3-7; Hebr 9,9-14).

3. *Die Heilung des Gelähmten (5,17-26)*. Sowohl Matthäus (siehe 9,1-8) als auch Markus (2,1-12) haben die Heilung des Gelähmten überliefert, wovon nun auch Lukas in den angegebenen Versen berichtet. Lukas sagt uns aber als Einziger im einleitenden Vers, dass »... Gesetzeslehrer, die aus jedem Dorf von Galiläa und Judäa und aus Jerusalem gekommen waren«, dort saßen (5,17). Ja, der Begriff »Gesetzeslehrer« (*nomodidaskalos*) kommt im Neuen Testament nur noch

an zwei anderen Stellen vor. Damit will Lukas offensichtlich die Tatsache hervorheben, dass bei dieser Gelegenheit eine Anzahl offizieller Lehrer des Alten Testaments anwesend waren. Diese Leute unterschieden sich von den Priestern, über die wir soeben nachgedacht hatten: Die Priester wussten, wie man die jeweiligen jüdischen Riten anwenden musste; die Gesetzeslehrer kannten sich demgegenüber in der jüdischen Theologie aus.

Was Christus diese Kenner des Gesetzes lehren wollte, war nicht die Tatsache, dass Gott als ein vergebender Gott dem bußfertigen Sünder gern vergibt. Das wussten die jüdischen Theologen (und wohl auch die jüdischen Schulkinder) bereits aus dem Alten Testament. Was Christus sie vielmehr lehrte, war etwas geradezu aufregend Neues: Er sprach persönlich einen Menschen von seiner Sündenschuld frei (siehe 5,20). Die Theologen begriffen sofort, was diese behauptete Vollmacht mit sich brachte. Das Alte Testament verlieh niemandem (keinem Priester, keinem Propheten, keinem Theologen) eine solche Vollmacht. Diese konnten im Namen Gottes die Zusage geben, dass Gott diese oder jene Sünde vergeben habe oder vergeben werde. Niemand jedoch besaß die Vollmacht, in seinem eigenen Namen jemandem Vergebung zuzusprechen, so wie es Christus eben getan hatte. Seine Kritiker warfen ihm daher vor, in gotteslästerlicher Weise sich ein göttliches Vorrecht angemaßt zu haben (siehe 5,21). Und mit seiner Antwort wollte Christus nicht erklären, dass sie ihn falsch verstanden hätten. Weit gefehlt! Vielmehr demonstrierte er als Nächster mit einem Wunder, dass er als Sohn des Menschen persönlich hier auf Erden die Autorität hatte, in seinem eigenen Namen umfassende und endgültige Sündenvergebung zu gewähren, ohne auf einen abschließenden Richterspruch warten zu müssen (siehe 5,22-25).

So erstaunlich das für die Theologen war – noch wunderbarer ist die neue Bedeutung, welche die Vergebung durch den Tod, die Auferstehung und die Erhöhung Christi bekommen hat und die nun allen zugeeignet werden kann. Selbstverständlich hatte das Judentum schon immer göttliche Vergebung gekannt und erfahren. Aber es war eine Vergebung, die auch die Gottesfürchtigsten unter ihnen »dem Gewissen nach ... nicht vollkommen machen« konnte (Hebr 9,9; vgl. 10,1-23). Darum konnten die Betroffenen nie empfinden, dass die Sünde endgültig und vollständig beseitigt war. Deshalb mussten sie immer neu ihre

Opfer darbringen, um mit neuen Sünden in der vorgeschriebenen Weise zu verfahren. Daher war für sie die Vergebung zu jeder Zeit eine unvollständige Sache: Sie hatten keine Freiheit, im Allerheiligsten vor Gott zu erscheinen, und die Frage der endgültigen Annahme bei Gott blieb noch offen. Im Gegensatz dazu macht die durch Christus gewährte Vergebung das Gewissen »vollkommen« in dem Sinne, dass jedem, dem vergeben ist, auch zugesichert wird: Gott wird seiner »Sünden ... nie mehr gedenken« (Hebr 10,17), und die Frage der Schuld bzw. der vom Gesetz verordneten Strafe vor dem Richterstuhl Gottes wird nie mehr aufkommen. Damit ist er frei von jeder Notwendigkeit, für seine Sünden noch weitere Opfer zu bringen. Infolgedessen hat er die vollkommene Freiheit, schon hier und jetzt sowie in der kommenden Welt in Gottes Gegenwart zu treten, wo er freudig erwartet wird.

Wir sollten jedoch sogleich beachten, dass die Reaktion der Theologen (zumindest in dieser Phase) noch kein Ausdruck von Verstocktheit war, als sie die Worte Jesu für gotteslästerlich hielten. Wäre er nicht der göttliche Sohn des Menschen gewesen, wäre sein Anspruch tatsächlich gotteslästerlich gewesen; und zunächst hatten sie kaum Anhaltspunkte dafür (man beachte, dass viele der Gesetzeslehrer aus dem Süden angeeignet waren; siehe 5,17), dass sich dieser besondere Anspruch als wahr erwies. Um sich ihnen gegenüber zu legitimieren, tat Christus als Nächstes ein Wunder. Selbstverständlich war es kein beliebiger Wunder, sondern ein Zeichen, das demonstrierte, dass die von ihm zugesicherte Vergebung kein leeres Wort oder kein Ausdruck offener Gesetzlosigkeit war. Vielmehr war sie echt und wahrhaft göttlichen Ursprungs. Nachdem er dem Gelähmten die Vergebung zugesprochen hatte, befreite er ihn von der Lähmung und gab ihm die Kraft, zur Verherrlichung Gottes umherzugehen. Der Geheilte selbst, so Lukas, ging in sein Haus und verherrlichte Gott. Alle, die es sahen, waren voller Staunen und verherrlichten Gott ebenfalls, denn sie hatten miterlebt, wie der einst Gelähmte gehen konnte (siehe 5,25-26).

Nun trifft es sich gerade, dass im Hebräischen »umhergehen« oder »wandeln« als stehender Begriff für das Leben und das Verhalten eines Menschen verwendet wird (z. B. Eph 4,17). Was Christus hier tat, wird damit – wie wir leicht erkennen können – zum Gleichnis: Dies meinten die Apostel, wenn sie davon sprachen, dass Christus jeden, dem er vergeben hat, befähigt, »in Neuheit des Lebens (zu) wandeln« (Röm 6,4).

II. Christi Prinzipien geistlicher Zucht (5,27-39)

Lukas hat uns an drei Beispielen aus drei repräsentativen Lebensbereichen die neue und bessere Art gezeigt, in der Christus mit Sünde bzw. mit Sündern verfährt. Jetzt wendet sich der Evangelist der geistlichen Zucht zu, die Christus von seinen Nachfolgern erwartete und die er sich selbst sowie seinen Jüngern in seinem Umgang mit ihnen auferlegte. Um die Frage der Zucht zu veranschaulichen, führt Lukas einige extreme Fälle an.

1. Die Haltung Christi gegenüber den durch Betrug reich gewordenen und gesellschaftlich geächteten Zöllnern (5,27-28). Alle Menschen sind Sünder, doch nach der Einschätzung der Juden waren die Zöllner in dreifacher Hinsicht schlecht. Erstens arbeiteten sie für die verhassten Herrscher im Reich, und allein dies machte sie in den Augen vieler zu Verrätern. Zweitens galten Zöllner in ihrer Gesamtheit als notorische Ausbeuter und Betrüger: Die Rabbiner stuften sie als Räuber ein. Drittens waren sie nach Ansicht von Juden, die das Gesetz besonders streng befolgten, permanent kultisch unrein, da ihre Arbeit sie zwang, regelmäßigen Umgang mit den Heiden zu pflegen. All das zusammen bedeutete, dass man die Zöllner zu den untersten Schichten der Verkommenen zählte und sie deshalb stets mit »Sündern«, d. h. mit Prostituierten, in einem Atemzug nannte. Damit waren sie gesellschaftlich Geächtete.

Levi war Zöllner. Was alles erwartete Christus von ihm, wenn er sich bekehrte?

Wir erinnern uns vielleicht, wie Johannes der Täufer gelehrt hatte, dass es moralisch unbedenklich sei, für die römischen Herrscher Abgaben einzuziehen. Schuldig wurde man aber durch die betrügerischen und erpresserischen Praktiken, derer sich die meisten Zöllner bedienten. Wahre Buße bedeutete deshalb laut Johannes nicht unbedingt, dass man seinen Job als Zöllner aufgeben musste. Sie kam aber darin zum Ausdruck, dass man mit Betrug und Ausbeutung aufhören musste (siehe 3,12-13). Christus scheint grundsätzlich die gleiche Haltung eingenommen zu haben. Als sich z. B. Zachäus zu ihm bekehrte, wandte sich dieser von Betrug sowie Ausbeutung ab und versprach Wiedergutmachung, nicht aber, dass er seine Arbeit als Zöllner aufgeben werde. Es scheint auch, dass Christus dies nicht von ihm verlangte (siehe 19,1-10).

Bei Levi ging es aber nicht nur darum, dass er den Minimalforderungen der Moral genügte. Christus rief ihn in seine Nachfolge, »und er verließ alles, stand auf und folgte ihm nach«. Was Christus tat, war nichts Geringeres, als dass er Levis Liebe zum Geld bezwang und ihn zu einem selbstlosen Nachfolger machte. Das war etwas, das weder jahrelange Zucht und Lehre in der Synagoge und noch viel weniger die gesellschaftliche Ächtung geschafft hatten.

2. *Die Haltung Christi im Umgang mit Sündern (5,29-32)*. Die Bekehrung zu Christus weckte in Levi eine sofortige Liebe zu den Sündern. Plötzlich war er um seine ehemaligen Kollegen besorgt, die aus dem gleichen, als sündig geltenden Gewerbe kamen. Zuvor hatte er sich nie um sie oder um irgendwelche anderen Leute gekümmert. Doch nun hatte er das Verlangen, dass auch sie sich bekehrten. Kann man eine wahre Bekehrung durch die Gnade Christi erlebt haben, ohne dass man sich infolgedessen nach der Bekehrung anderer sehnt? Aufgrund seines Verlangens schritt Levi zur Tat: Er veranstaltete ein großes Festessen, zu dem er seine früheren Berufskollegen einlud; sie sollten Christus kennenlernen und seine Predigt hören.

Die Pharisäer und die Schriftkenner kritisierten Christus und seine Jünger jedoch dafür, dass sie an diesem Festessen teilnahmen. Man bestätige, so die Kritiker, diese notorischen Sünder nur in ihrem Fehlverhalten, wenn man sich gesellschaftlich mit ihnen einlasse, und zudem mache dies die evangelistischen Bemühungen Christi unglaubwürdig. Es mag sein, dass die Anwesenheit der Pharisäer bei solchen Festessen die Sünde legitimiert hätte. Sie hatten kein Evangelium; sie besaßen nicht die Kraft Christi, um Sünder zu bekehren; ihre Fähigkeiten reichten bei Weitem nicht an die Vollmacht des großen Arztes heran. Sie wären vielleicht in der Gefahr gewesen, selbst der moralischen Ansteckung zu erliegen. Christus wies sie auch nicht an, solche Feste zu besuchen. Man lässt schließlich nicht jemanden, der selbst Pocken hat, einen Patienten pflegen, der an dieser Krankheit leidet. Auf der anderen Seite hat der Kranke keine Möglichkeit, gesund zu werden, wenn kein Pfleger oder Arzt sich seiner annimmt, und er wird unweigerlich seiner Krankheit erliegen. Es muss also jemand zum Kranken gehen: »Und Jesus ... sprach zu ihnen: Nicht die Gesunden brauchen einen Arzt, sondern die Kranken; ich bin

nicht gekommen, Gerechte zu rufen, sondern Sünder zur Buße« (5,31-32).

Es wäre gewiss eigenartig, wenn ein Arzt behauptete, dass er alles in seinen Kräften Stehende und von ihm Geforderte gegen Krankheiten tue, und dann vor Gesunden Vorlesungen über die Gefahren von Krankheiten halten würde, ohne jemals zu den Kranken zu gehen. Und waren nicht »Gerechte« und »Sünder« in diesem Zusammenhang relative Begriffe? Waren die Pharisäer in jeder Beziehung so gerecht, dass sie überhaupt keinen Arzt brauchten?

3. Die Haltung Christi zum Fasten und zu geistlichen Übungen (5,33-35).

Doch die Kritiker Christi warfen ihm noch etwas anderes vor. Diesmal betraf der Punkt nicht die Dinge, die er auf sich nahm, um Jünger zu gewinnen. Vielmehr ging es um die gängige Praxis unter denen, die schon seine Jünger waren: »Die Jünger des Johannes (fasten) häufig und verrichten Gebete, ebenso auch die der Pharisäer; die deinen aber essen und trinken« (5,33). Diese Laschheit fanden sie beunruhigend; diese beraube doch die wahre Frömmigkeit ihres Ernstes, so ihre Meinung.

Christus antwortete mit einer Analogie: »Ihr könnt doch nicht die Gefährten des Bräutigams – d. h. die Gäste des Bräutigams – fasten lassen, während der Bräutigam bei ihnen ist« (5,34). Selbstverständlich nicht. Würde man jemanden bei einer solchen Gelegenheit zum Fasten nötigen, wäre dies unpassend, geradezu absurd.

»Es werden aber«, fährt Christus fort, »Tage kommen, und zwar, wenn der Bräutigam von ihnen weggenommen sein wird, dann ... werden sie fasten« (5,35). Inzwischen hatte die Analogie Züge einer Metapher angenommen: Christus war der Bräutigam. Seinen Jüngern brachten seine Gegenwart, seine Vergebung, die Befreiung von geistlicher Knechtschaft und die Ausblicke, die er ihnen eröffnete, eine Freude, wie man sie bei einem Hochzeitsmahl kennt. Es wäre völlig unangemessen und unnatürlich gewesen, hätte man ihnen in jener Phase ihrer geistlichen Erfahrung Fastenübungen auferlegt. Fasten um des Fastens willen hat keinen Sinn. Um irgendwie nützlich zu sein, muss es eine Beziehung zur geistlichen Wirklichkeit in der jeweils gegebenen Situation haben.

Das bedeutete nicht, dass die Jünger nie fasten würden. Sie würden es tun, wenn der Bräutigam von ihnen genommen sein würde.

Das geschah in historischer Hinsicht bei der Kreuzigung, obwohl ihr Schmerz bald der Freude der Auferstehung wich, der sich die Himmelfahrt und das gewaltige Kommen des Heiligen Geistes anschlossen (siehe Joh 16,19-22). Im geistlichen Sinne geschieht es, wenn ein Gläubiger sich möglicherweise nicht mehr freuen kann, weil er die Gegenwart des Herrn nicht mehr *spürt*, obwohl Christus nach wie vor da ist. Oder er befindet sich vielleicht in der Hitze irgendeines geistlichen Kampfes. Dann kann Fasten durchaus angebracht sein.

Zwei Sachverhalte müssen in der Antwort, die Christus diesen Kritikern gibt, auffallen. Der erste ist gesunder Menschenverstand; bei unserem Herrn fand sich kein Hauch von Religiosität. Der zweite ist von weit größerer Bedeutung. Einmal mehr stellt sich Christus hier, wie so oft in dieser Phase, als derjenige vor, welcher der Schlüssel zu wahrer geistlicher Gesinnung ist und entsprechende Prinzipien sowie Leitlinien vorgibt. Das Leben seiner Jünger wird nicht so sehr von Regeln und Ordnungen regiert als viel mehr von der praktischen Wirklichkeit einer lebendigen Beziehung zu einem lebendigen Herrn. Für sie stehen und fallen Vergebung, Errettung, Moral, Ethik und geistliche Übungen mit einer persönlichen Beziehung zu Christus.

Das war für das Judentum etwas Neues. Als Nächstes wird Christus uns etwas über das Verhältnis vom Alten zum Neuen sagen.

4. Ein dreifaches Gleichnis (5,36-39). Beim Abschreiten dieses ersten Teils der Phase 3 ist es immer offenkundiger geworden, dass Christus in seinem Umgang mit Sünde bzw. Sündern die Zuhörer nicht zu einem strikteren Gehorsam gegenüber dem ihnen bekannten Judentum aufrief. Vielmehr hatte sein Kommen etwas ganz Neues und weitaus Besseres eingeführt. In ihm hat Gott, wie es ein späterer Schreiber sagt, »etwas Besseres vorgesehen« (Hebr 11,40).

Um das Verhältnis zwischen diesem Neuen und dem Alten zu erläutern, erzählt Christus ein Gleichnis (siehe 5,36-39). Es ist ein einziges Gleichnis, aber es besteht aus drei Teilen, wobei allen drei gemein ist, dass »das Alte« für das Judentum und »das Neue« für Christus bzw. das Christentum steht.

Das alte und das neue Kleidungsstück. Das Judentum war gekennzeichnet von der »Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz ist« (Röm 10,5). Seine Riten und Gebote mögen ursprünglich noch so gut gewesen sein,

doch inzwischen glichen sie einem alten, abgetragenen Kleidungsstück. Man kann seine Nützlichkeit nicht damit retten, dass man versucht, es mit einigen Flecken zu versehen, die dem Evangelium Christi entnommen sind. Das alte Gewand muss abgelegt und an seiner statt das neue angezogen werden.

Es sollte sich zeigen, dass einige der Judenchristen diese Lektion nur schwer lernten. Leute wie Paulus und Barnabas akzeptierten sie sofort (siehe Apg 15; Gal 5,3-4; Phil 3,2-14). Andere wie Petrus akzeptierten sie zwar (siehe Apg 15,7-11), waren aber manchmal versucht, Zugeständnisse ans Judentum zu machen (siehe Gal 2,11-21). Die Christenheit hat nicht immer der verlockenden Vorstellung widerstanden, dass das Evangelium mithilfe von Riten, Zeremonien, Opfern und geweihten Priestern nach Art des Judentums seinen Ausdruck finden könne. Aber die Warnung Christi gilt: Man versuche einmal, ein altes Gewand mit einem Stück von einem neuen Gewand zu flicken; beide Gewänder gehen kaputt, und das Flickwerk hält nicht.

Die alten und neuen Schläuche. Christus bringt ein neues Ferment der Freude in den Herzen seiner Jünger hervor. Die alten Formen der jüdischen Traditionen, die den Rahmen für das gottesdienstliche Leben dieses Volkes bildeten, sind starr und unbeweglich geworden. Der neue Wein des neuen Lebens in Christus konnte sich unmöglich in eine solche Hülle strenger Beschränkungen zwängen lassen. Das heißt natürlich nicht, dass christliche Freude und christlicher Eifer ohne jegliche Zucht und Zurückhaltung auskommen; doch sie müssen neue Formen finden, die beweglicher bzw. anpassungsfähiger und damit auch stärker sind.

Der alte und neue Wein. Der Wein des Judentums ist durch die Jahrhunderte der Erfahrung und zunehmenden Tradition milde und abgeklärt geworden. Das Evangelium Christi und das darin vermittelte Heil sind neuer Wein. Wer sich den Geschmack der traditionellen Würde des Judentums in all seiner Förmlichkeit angewöhnt hat, wird nicht so schnell den christlichen Glauben wertschätzen; er wird die Neuerungen vielleicht eher beargwöhnen. Damals taten es viele, und es ist heute nicht anders.

Man beachte, dass der Vergleich zwischen Judentum und Christentum (mit dem Evangelium Jesu als Kernbotschaft) zwar stets zum Vorteil des Letzteren ausfällt, dabei aber nie etwas Abschätziges über das

Judentum gesagt wird. Das Gewand des Judentums ist inzwischen sehr alt, aber es kann nicht gezeugnet werden, dass es zu seiner Zeit gut war, denn Gott hatte es gegeben. Die Weinschläuche des Judentums sind alt, sodass sie für den neuen Wein zu eng geworden sind. Doch seinerzeit haben sie ihren Zweck erfüllt und den alten Wein ordnungsgemäß aufbewahrt. Ja, entsprechend wird zum Schluss auch zugestanden, dass manchen Leuten das Judentum in gewisser Hinsicht zunächst besser schmecken wird als das Christentum. Kurz, das Evangelium Christi wird verglichen mit den unverfälschten, ursprünglichen Lebensordnungen des jüdischen Volkes, die Gott selbst eingesetzt hatte, um einem wirklichen Bedürfnis zu genügen, bis Christus kommen sollte.

III. Christus und die Autoritäten (6,1-19)

Wir sind in der Mitte dieser Phase angekommen, und von hier an wird der Ton ernster. Das Evangelium Christi wird nicht mehr mit Merkmalen des Judentums verglichen, die einst gut gewesen, inzwischen aber alt und überholt waren. Vielmehr muss es sich jetzt dagegen stellen, dass es durch das zeitgenössische Judentum falsch gedeutet und sogar regelrecht pervertiert wird. In der ersten Episode dieses Satzes beschuldigen die Pharisäer Christus und seine Jünger, das Gesetz Gottes zu brechen. Daraufhin muss Christus ihnen zeigen, dass diese Anklage auf einer mangelhaften Auslegung der Heiligen Schrift beruht. In der zweiten Episode muss Christus die Zusatzvorschriften der Pharisäer zum Sabbatgebot abweisen, weil sie nicht nur mangelhaft, sondern geradezu unmoralisch sind. In der dritten Episode übergeht Jesus als der Messias Israels alle traditionellen religiösen Autoritäten im Judentum und setzt zwölf Apostel ein, die seine bevollmächtigten Repräsentanten gegenüber der Nation sein sollen. Damit tut er einen ersten Schritt auf dem Weg, der am Ende zur völligen Trennung des Christentums vom geistlich erstarrten Judentum führen würde. Wir wollen uns nun diese drei Episoden im Einzelnen ansehen.

1. Ährenraufen am Sabbat (6,1-5). Das alttestamentliche Gesetz verbot Arbeit am Sabbat (siehe 2Mo 20,8-11). Darüber bestand kein Zweifel. Als die Jünger unseres Herrn am Sabbat Ähren ausraufeten, sie zwi-

schen den Händen zerrieben und die Körner aßen, warfen ihnen daher einige der Pharisäer vor, sie hätten das Sabbatgebot gebrochen (siehe 6,1-2). Wäre der Vorwurf gerechtfertigt gewesen, hätten sie die Jünger und damit auch Christus der Sünde überführen können.

Dieses Geschehen ist auch bei Matthäus (siehe 12,1-8) und Markus (siehe 2,23-28) überliefert. In beiden Evangelien wird uns mitgeteilt, dass der Herr in seiner Erwiderung eine Reihe verschiedener Gründe als Rechtfertigung für das Handeln seiner Jünger angibt. Lukas hat es vorgezogen, nur eine Ursache zu nennen, weshalb wir uns hier nur mit dieser befassen. Unser Herr hätte darauf hinweisen können, dass die von den Pharisäern gegebene Definition dessen, was am Sabbat als Arbeit zu gelten habe, ziemlich willkürlich sei und von der Schrift nicht gestützt werde. Aber er entschied anders und zeigte ihnen, dass ihre Anwendung des allgemeinen Sabbatgebots im vorliegenden Fall falsch war: Sie übersah die Tatsache, dass die Schrift selbst unter gewissen Umständen Ausnahmen erlaubte. Man denke an den Präzedenzfall, den David schuf, als er am Sabbat von den Schaubroten aß (siehe 6,3-4; 1Sam 21).

Das Gesetz bezüglich der Schaubrote war kein moralisches Gebot, sondern lediglich eine gottesdienstliche Vorschrift. Daran, dass die Schaubrote in besonderer Weise Gott und seinen Priestern vorbehalten waren, sollte Israel die heilige Wesensart des Herrn, die Heiligkeit des Gottesdienstes und die Unantastbarkeit derer erkennen, die von ihm zum Priesterdienst erwählt worden waren. Daher durfte niemand, der nicht Priester war, die Symbole dieses Dienstes antasten. Aber die in 1. Samuel 21 aufgezeichnete Begebenheit beinhaltete keinen Normalfall. Erstens war David kein gewöhnlicher Israelit, sondern der Gesalbte des Herrn (1Sam 16). Als er später König über Israel war, regierte er an Gottes statt. Dazu befand er sich zu diesem Zeitpunkt auf der Flucht vor Saul, der ihn töten wollte, und er brauchte dringend etwas zu essen. Es war für den Herrn von höchster Wichtigkeit, dass sein Gesalbter zu essen bekam. Daher war es absolut in Ordnung, dass ein Sinnbild, dessen Unantastbarkeit das Volk Gottes Ehrfurcht und Achtung vor dem Dienst des Herrn lehren sollte, nun hergegeben wurde, um den Bedürfnissen des Gesalbten des Herrn zu dienen. Und wenn es damit auch den Bedürfnissen seiner Knechte diente, dann gab es daran nichts auszusetzen.

Nun folgt die Analogie zwischen dem Gesetz in Bezug auf die Schaubrote und dem Sabbatgebot sowie zwischen David als dem Gesalbten des Herrn und Jesus als dem Sohn des Menschen. Einer der Hauptgründe, warum das Sabbatgebot gegeben wurde, war folgender: Die Israeliten sollten lernen, an einem Tag der Woche nicht länger sich selbst zu dienen, sondern jenen Tag dem Dienst ihres Gottes zu weihen. Aber Jesus war kein gewöhnlicher Mensch. Er war der Christus, der Sohn Davids (siehe 1,32), der Gesalbte des Herrn (siehe 4,18), der Sohn des Menschen im umfassendsten Sinne; und als der Sohn des Menschen erklärte er sich zum Herrn des Sabbats. Er hatte ein Recht darauf, dass seine Jünger ihm unablässig dienten. Wenn das Ausraufen der Ähren in seinem Dienst geschah, dann war es absolut in Ordnung, dies sogar an einem Sabbat zu tun.

Wenn ein Tourist sich auf einem großen Anwesen umsieht und auf eine Tür stößt, die mit »privat« markiert ist, dann muss er dieses Verbot des Besitzers respektieren. Wenn aber der Sohn des Besitzers herauskommt und ihn zum Essen einlädt, dann übertritt der Tourist das Verbot des Besitzers nicht, wenn er der Aufforderung des Sohnes folgt und durch die entsprechend gekennzeichnete Tür eintritt. Wir wollen einmal annehmen, die Pharisäer hätten nicht erkannt, dass Jesus der einzigartige Sohn des Menschen und als solcher über alle Erdenbewohner weit erhaben war (siehe Dan 7,13-14). Dann gilt dennoch: Sie wandten – wenn auch unwissend – das Sabbatgebot falsch an, als sie die Jünger der Sünde bezichtigten. Warum? Weil die Jünger an Gottes Sabbat für Gottes Sohn arbeiteten!

Bevor wir fortfahren, wollen wir darüber nachdenken, wie diese Geschichte den Maßstab der Forderungen Gottes gegenüber Israel nicht senkt, sondern hebt. Die Angehörigen dieses Volkes hatten gelernt, an sechs Tagen ihre eigene Arbeit zu tun, um dann einen von sieben Tagen dem Herrn zu heiligen. Es geschieht in unserer säkularisierten Welt nur allzu leicht, dass der Christ dem Irrtum verfällt, die christliche Freiheit erlaube ihm, jenen Standard zu senken, bis kein einziger Tag dem Herrn mehr heilig ist. In Wirklichkeit lehrt unser Herr aber, dass der Christ jeden Tag der Woche dem Dienst des Herrn heiligen sollte. Wir können uns in Erinnerung rufen, wie Christus in 5,1-11 Petrus lehrte, dass er der Herr der täglichen Arbeit des Gläubigen ist. Hier lehrt er die Jünger, dass er auch der Herr ihrer Sabbate ist.

2. *Der Mann mit der verdorrten Hand (6,6-11)*. Es folgt nun eine andere Auseinandersetzung zwischen Christus und den pharisäischen Bibelauslegern. Sie fand in einer Synagoge an einem folgenden Sabbat statt. In der Synagoge war ein Mann mit einer verdorrten Hand, und die Pharisäer belauerten Christus, um zu sehen, ob er ihn heilen würde. Dann hätten sie ihn der Sünde bezichtigen können; denn nach ihrer Auffassung war die Heilung der verdorrten Hand eines Menschen Arbeit und deshalb am Sabbat verboten.

Christus, der in 5,14 mit solcher Sorgfalt die Autorität der Priester bestätigt hatte, widerspricht jetzt diesen selbst ernannten Autoritäten. Er kannte das Unausgesprochene, das ihre Gedanken beherrschte, und bat den Mann, sich in die Mitte zu stellen, wo jeder ihn sehen konnte. Damit war die Aufmerksamkeit aller auf diesen Armseligen mit der verdorrten und unbrauchbaren Hand gelenkt. Wie konnte jemand denken, dass das Halten des Sabbats dazu dienen sollte, diesen bemitleidenswerten Zustand zu verlängern? Gott hatte in seiner großen Barmherzigkeit den Sabbat gegeben, sodass die Hände der Menschen ruhen und damit für weitere Arbeit wieder gekräftigt werden konnten. Ihm ging es nicht darum, die Leidenszeit eines Menschen mit einer verdorrten Hand zu verlängern. Christus, der in seinem Erbarmen die Hand ausgestreckt und den Aussätzigen geheilt hatte (siehe 5,13), forderte nun diesen Mann auf, seine Hand auszustrecken, und heilte ihn.

Es war aber nicht nur Barmherzigkeit, die den Herrn trieb. Er berief sich diesmal auch nicht auf seine besondere Stellung als Sohn des Menschen bzw. als Herr des Sabbats und noch nicht einmal auf die Vollmacht einer besonderen Bibelstelle. Stattdessen appellierte er an die Autorität der Moral, indem er argumentierte, dass eine Auslegung des Sabbatgebots, die fundamentaler Sittlichkeit widersprach, falsch sein müsse. Das Verbot der Pharisäer war nämlich eine Verunglimpfung der Wesensart Gottes, der den Sabbat verordnet hatte. Wenn man die Heilung der Hand eines Menschen an diesem Tag verbot, war das für Christus gleichbedeutend damit, dass man dem Betroffenen Schaden zufügte. »Ich frage euch«, sagte Christus, »ob es erlaubt ist, am Sabbat Gutes zu tun oder Böses zu tun, Leben zu retten oder es zu verderben?« (siehe 6,9).

Als Christus den Schriftgelehrten und Pharisäern auf diese Weise widerstand und den Mann heilte, »wurden (sie) mit Unverstand erfüllt

und besprachen sich untereinander, was sie Jesus tun sollten« (6,11). Religiöses Denken ist ein wunderliches Gebilde. Es ist nicht unbedingt an Moral interessiert; noch weniger an der Linderung menschlichen Elends und Leids. Es ist vielmehr daran interessiert, Regeln zu befolgen – besonders Regeln, die der eigenen Lieblingsbibelauslegung oder -tradition entspringen. Und diesen selbst ersonnenen Regeln wird die unabänderliche Autorität Gottes zugeschrieben. Da mag Gott im Fleisch erscheinen und gegen diese Auslegung mit einem Wunder göttlicher Güte eingreifen, um menschliches Leid zu beheben – aber statt die religiöse Interpretation zu hinterfragen, weiß man nichts Besseres, als Pläne zu ersinnen, wie man weitere Wunder dieser Art verhindern kann. Lukas nennt diese Haltung zu Recht »Unverstand« (siehe 6,11). Es muss nicht eigens betont werden, dass dieses Judentum auf schlimme Abwege geraten und in dieser Form nicht mehr gottgewollt war. Dabei vergesse man nicht, dass das Christentum immer wieder ähnlichen Fehlinterpretationen erlegen ist.

3. Die Heilung der Volksmengen (6,12-19). Damit war der Zorn der Schriftgelehrten und Pharisäer gegenüber Christus erregt, weil er sich ihrer Autorität öffentlich widersetzt und vor allen die Torheit derjenigen Bibelauslegungen bloßgestellt hatte, die ihnen am meisten zusagten. Dieser Zorn war ernster, als er zunächst ausgesehen haben mag. Er ruhte nicht, bis es zur Hinrichtung Jesu gekommen war. Daher sagt Lukas, dass unser Herr »in diesen Tagen« (6,12) eine Nacht auf einem Berg im Gebet verbrachte; danach tat er zwei Dinge.

Erstens suchte er sich in seinem erweiterten Jüngerkreis in aller Sorgfalt zwölf Männer aus, die er als seine Apostel einsetzte. Was diese Männer sein und was sie tun sollten, teilt uns Lukas später mit – ergänzt durch andere Kapitel des Neuen Testaments. Schon bald sollten sie die offiziellen Abgesandten des Messias sein und unter ihren Landsleuten wirken, wobei die Zahl Zwölf nicht zufällig der Zahl der Stämme Israels entsprach. Ihnen übertrug er seine Kraft und Gewalt (siehe 9,1). Nach Pfingsten wurden sie zu seinen offiziellen Zeugen (siehe Apg 1,8.22) und zu den führenden Persönlichkeiten der neuen Gemeinschaft, der christlichen Gemeinde. Aus ihrer Mitte wurden danach einige als die inspirierten Schreiber des Neuen Testaments ausgewählt. Somit wurden sie zu Werkzeugen der Offenbarung, derer sich der erhöhte Herr

bediente, als er seiner Gemeinde durch den Heiligen Geist diesen Teil der Heiligen Schrift gab (siehe Joh 14,26; 15,27; 16,13-15).

Zweitens stieg Christus, nachdem er die Nacht im Gebet verbracht und die Zwölf erwählt hatte, vom Berg herab und stellte sich auf einen ebenen Platz inmitten einer gewaltigen Ansammlung von Jüngern und einer großen Volksmenge aus dem ganzen Land, aus dem Norden und Süden (siehe 6,17). Dies war das erste Mal, dass diese zwölf Männer zusammen mit ihm in der Öffentlichkeit vor einer solchen Volksmenge standen, deren Angehörige aus allen gesellschaftlichen Schichten und aus allen Landesteilen kamen. Sie sollten weder jenen Anlass noch seine Worte vergessen, die er an jenem Tag an sie richtete, um ihnen zu erklären, wofür er und seine Lehre standen. Lukas berichtet, dass die Volksmengen kamen, »um ihn zu hören und von ihren Krankheiten geheilt zu werden ... und ... es ging Kraft von ihm aus und heilte alle« (6,18-19). Wir erinnern uns an jene andere Menschenansammlung, von der Lukas uns kürzlich berichtet hat (siehe 5,17): Damals war eine repräsentative Auswahl von Gesetzeslehrern aus jedem Dorf Galiläas, aus Judäa und aus Jerusalem zugegen gewesen. Bei jener Gelegenheit hatte Christus gegenüber diesen Lehrern die besondere Wesensart seiner Lehre unter Beweis gestellt. Die Heilungsmacht des Herrn war spürbar, und es wurde offenbar, dass seine Lehre auf die Wiederherstellung von Menschen abzielte. Dies zeigte sich z. B. darin, dass er einem Gelähmten zuerst die Sünden vergab, ihn dann von seiner Lähmung befreite und ihm schließlich die Kraft gab, zur Verherrlichung Gottes zu wandeln. So auch jetzt: Als seine soeben eingesetzten Apostel auf diesem ebenen Platz neben ihm standen, ging Kraft von ihm aus, und er heilte die Volksmengen. Und in Zusammenhang mit diesen Heilungen »erhob (er) seine Augen zu seinen Jüngern« (6,20) und lehrte sie, was die Hirtenbriefe später als »die heilsamen Worte unseres Herrn Jesus Christus« bezeichneten (1Tim 6,3; Luther 1984).

IV. Christi Prinzipien der Moral (6,20-49)

Wir kommen jetzt zu jenem Abschnitt im Lukasevangelium, der das Gegenstück zur Bergpredigt bildet. Es ist nicht nötig, die Frage zu entscheiden, ob der von Lukas aufgezeichnete Stoff zum gleichen Rede-

block gehört wie die Bergpredigt, die Christus gehalten hat und von Matthäus überliefert worden ist. Viele Verkündiger geben bei verschiedenen Gelegenheiten ähnlichen Stoff mit leichten Variationen weiter, und das kann Christus sehr wohl auch getan haben. Für unsere Zwecke sind die Unterschiede in dem von Lukas und Matthäus vorgestellten Stoff besonders hilfreich. Wir können nicht hoffen, der gesamten moralischen Lehre unseres Herrn, wie Lukas sie hier zusammenfasst, gerecht zu werden. Das würde eine exakte Exegese jeder Einzelheit und weit ausgreifende Erörterungen ihrer praktischen Anwendungen erfordern. Eine solche Abhandlung würde den Rahmen des vorliegenden Werkes bei Weitem sprengen. Wir müssen uns deshalb damit begnügen, den allgemeinen Gedankenfluss des Autors zu verfolgen. Die besonderen Merkmale, welche die Predigt im Lukasevangelium von der Bergpredigt bei Matthäus unterscheidet, werden uns dabei als Leitlinie dienen.

1. Die rechte Haltung gegenüber Armut, Hunger, Kummer und Ausgrenzung (6,20-23). Zunächst halten wir fest, dass die Predigt bei Matthäus neun und bei Lukas nur vier Seligpreisungen enthält (siehe 6,20-23). Hier werden keine Segnungen ausgesprochen, die mit positiven Zuständen wie Sanftmut, Barmherzigkeit, Herzensreinheit oder Friedfertigkeit zu tun haben. Vielmehr werden nur die negativen Zustände (Armut, Hunger und Weinen) genannt. Alle, die solches erleiden, werden wegen des Lohns, den sie bereits bekommen und noch bekommen werden, als glücklich bezeichnet. Die letzte Seligpreisung bekommt mehr Aufmerksamkeit als die drei vorangegangenen zusammengenommen. Sie nennt diejenigen glücklich, die gehasst, aus der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossen sowie geschmäht werden und deren Namen um des Sohnes des Menschen willen als böse verworfen wird. Kurz: Es geht um jene, die nicht um irgendeiner Ursache willen, sei sie gut oder schlecht, gesellschaftlich geächtet werden, sondern um Christi willen.

2. Die rechte Haltung gegenüber Reichtümern, Gesellschaft, Lachen und Beliebtheit (6,24-26). Die Weherufe des Herrn in diesen Versen haben keine Entsprechung in der von Matthäus aufgezeichneten Bergpredigt; sie sind Sondergut des Lukasevangeliums. Sie drücken eine Mischung von Entrüstung und Kummer aus, wobei der Kummer über-

wiegt. Indem sie in negativer Form weithin das wiederholen, was die Seligpreisungen sagen, unterstreichen sie diese. Wir hatten eben gesehen, dass in den Seligpreisungen die um des Sohnes des Menschen willen Gehassten, Geächteten und in Verruf Gebrachten am meisten hervorgehoben werden: Sie erleiden, wie Christus erklärt, das gleiche Geschick wie die Propheten (siehe 6,23). Im entsprechenden Weheruf (6,26) heißt es daher, dass denjenigen, von denen die Leute gut reden, das Gleiche widerfährt wie den falschen Propheten. Lukas lässt uns nicht im Unklaren darüber, woran Christus dabei dachte. Er hatte die harsche Kritik an seiner Lehre im Sinn, wovon wir in der vorliegenden Phase genügend Beispiele bekommen haben, und mehr noch die Feindschaft, die ihm die Tatsache einbrachte, dass er die falsche Lehre der Pharisäer entlarvte. Wir sind einem Beweis für diese Feindseligkeit in 6,11 bereits begegnet. Sie würde, wie wir wissen, schließlich zu seiner Ermordung führen. Und in der Apostelgeschichte berichtet Lukas davon, dass mehrfach eine Verfolgung ausbrach, die gegen die Gemeinde gerichtet war.

Sodann ist eine weitere kleine, aber bedeutungsvolle Eigenheit des Lukasevangeliums beachtenswert. Nach Matthäus drückt sich Christus wie folgt aus: »Glückselig die Armen im Geist, denn *ihrer* ist das Reich der Himmel« (5,3). Bei Lukas heißt es: »Und er erhob seinen Augen zu seinen Jüngern und sprach: Glückselig *ihr* Armen, denn *euer* ist das Reich Gottes« (6,20; Hervorhebung hinzugefügt). So wie hier verwendet der Herr in allen Seligpreisungen und Weherufen die zweite und nicht die dritte Person Plural.

Der Effekt besteht darin, dass Christus seine große Zuhörerschaft in zwei Gruppen teilt: Ihr, die ihr arm seid, hungert und weint, auf der einen Seite, und ihr, die ihr reich und satt seid sowie lacht, auf der anderen. Hier ihr, die ihr zu beglückwünschen seid, und dort, ihr, die ihr zu bedauern seid. Der abschließende Kontrast ist von besonderer Bedeutung. Er besteht nicht zwischen denen, die geschmäht werden, und denen, die von allen Lob bekommen. Vielmehr besteht er zwischen denjenigen, die *um des Sohnes des Menschen willen* geschmäht werden, und jenen, denen von allen Lob gezollt wird. Das Gleiche gilt für die übrigen Gegenüberstellungen. Mit anderen Worten: Die beiden Gruppen bestehen nicht aus denen, die aus einen beliebigen Grund arm, hungrig und traurig sind, und den anderen, die gleicherweise aus

irgendeinem Grund reich, satt und fröhlich sind. Das grundlegende Kriterium, das die große Menschenmenge in zwei Gruppen teilt, ist die Frage, ob sie wahre Jünger Christi sind oder nicht.

An Levi, dem Zöllner (siehe 5,27-32), können wir diesen Sachverhalt veranschaulichen. Vor seiner Bekehrung war er wie all seine Berufskollegen von den Leuten gehasst, gesellschaftlich geächtet und geschmäht. Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass er deshalb zu den Glückseligen gehörte, von denen Christus spricht. Er wurde ja nicht um Christi willen in dieser Weise behandelt. Er gehörte in Wahrheit zu den Reichen, den Satten und den Lachenden – eine passende Beschreibung der Gäste zu den Festen, die er vor seiner Bekehrung gab. Aber dann wurde er von Christus verändert: Er hörte mit aller Erpressung auf, quittierte seinen einträglichen Job und lebte fortan wie sein Herr von der mageren gemeinsamen Kasse einer Gruppe umherziehender Evangelisten, welche die Heilsbotschaft ihren Landsleuten bringen sollten. Bemerkenswerterweise veränderte seine Bekehrung in einer bestimmten Hinsicht kaum etwas: Man redete noch immer schlecht von ihm. Die Pharisäer verurteilten zwar das Einziehen von Steuern, aber dass er sich zu Christus bekehrte hatte und nun versuchte, andere Zöllner zu Christus zu führen (siehe 5,29-30), gefiel ihnen überhaupt nicht. Und die Armen waren gewiss froh, dass einige Zöllner weniger da waren. Als sie aber entdeckten, dass Jesus nicht willens war, eine Revolution gegen die Machthaber im Reich anzuzetteln, stellten sie sich auf die Seite der Pharisäer und Sadduzäer, verwarfen Christus und die Apostel samt Levi und wählten lieber einen revolutionären Aktivisten (siehe 23,18-25). Nun aber erfüllte Levi die Voraussetzungen, um die vom Herrn verheißene Glückseligkeit zu empfangen: Die Armut, das Leiden, die Kritik und die Ächtung, die er jetzt auf sich nahm, ertrug er wegen seiner Treue zu Christus und zu dessen Evangelium.

Ein weiteres Detail aus der Lehre Christi soll uns in diesem Abschnitt noch kurz aufhalten: sein bemerkenswertes Mitgefühl mit den skrupellos Reichen. In 5,27-31 hatte er, getrieben vom Mitgefühl des wahren Arztes für die Schwerkranken, sich zu ihnen gesellt und dafür von den Pharisäern scharfe Kritik geerntet. Nun ruft er hier in 6,25-26 sein Wehe über die Reichen aus und erklärt uns, was ihn dazu bewegt: Es ist der Gedanke, dass sie außer allen Annehmlichkeiten, die sie in diesem Leben genießen, keinerlei Glück mehr finden werden. Wenn

wir zur Geschichte vom reichen Mann und Lazarus kommen (siehe 16,19-31), werden wir noch deutlicher sehen, was er meint: Diese Leute haben bereits alles Gute empfangen, das sie je genießen werden (siehe 16,25). Damit verstehen wir sein Mitgefühl umso besser. Es wird interessant sein, auch zu beachten, dass die Pharisäer zu jenem Zeitpunkt (siehe 16,13-15) ihre Haltung gegenüber der Sündhaftigkeit des Mammonsdienstes in gewisser Hinsicht revidiert hatten.

3. Die rechte Haltung gegenüber Feinden und Bittstellern (6,27-38).

Es folgt eine Reihe detaillierter moralischer Ermahnungen. Sie sind für sich genommen schon wichtig, aber sie sind auch als Gegengewicht zum eben Gesagten gemeint. Angenommen, jemand wird von der Gesellschaft geächtet, geschmäht und als böse verworfen. Wenn er sich angesichts dessen freut und das ihm geltende Wehe bedenkt, falls alle Leute gut von ihm reden, steht er in der Gefahr, charakterlich sehr unangenehm zu werden – ein regelrechter Ismael, dessen Hand gegen alle und gegen den die Hand aller ist. Christus beugt dieser Gefahr vor, indem er seinen Jüngern sagt, was ihre Haltung gegenüber den Feinden sein muss, die sie ausstoßen und schlecht von ihnen reden: »Liebt eure Feinde; tut wohl denen, die euch hassen, segnet die, die euch fluchen; betet für die, die euch beleidigen ... leiht ... seid barmherzig ... richtet nicht ... verurteilt nicht ... lasst los ... gebt.«

In all diesen Ermahnungen sind zwei grundlegende Prinzipien erkennbar. Erstens sind Nachfolger Christi berufen, in ihrem Verhalten die Sünder bei Weitem zu übertreffen (siehe 6,32-34). Es ist eine Tatsache, dass manches Nette, Freundliche und Großzügige, wofür wir uns selbst beglückwünschen und das wir durch entsprechende Taten bekräftigen, Ausdruck von Haltungen ist, die alle Angehörigen einer Gruppe gegenüber ihresgleichen einnehmen. Wir alle lieben gleich gesinnte Menschen, ob sie nun Sozialisten, Kapitalisten, Parteiliebende, Mitbürger oder Glaubensgeschwister sind. Das ist nichts Besonderes; die Sünder tun das auch. Aber Christus beruft seine Jünger dazu, ihre Feinde, ihre Bedrücker, ihre Ausbeuter und ihre Peiniger zu lieben und ihnen Gutes zu tun (siehe 6,27-29).

Zweitens müssen die Jünger Christi von der gleichen Wesensart wie ihr Vater geprägt sein (siehe 6,35-36). Er ist gerecht, aber mehr als nur gerecht: Er ist barmherzig. Das muss auch für seine Söhne gelten. Es

geht nicht so sehr darum, dass man sich an Regeln hält oder lautstark von Gerechtigkeit redet. Vielmehr geht es darum, dass der Betreffende durch die neue Geburt die Natur des Vaters erbt und als ein mündiger Sohn diese Natur auslebt. Man kann fast sagen, Sohnschaft oder Kinderschaft sei der Schlüssel zur ganzen Morallehre Christi. Wir erinnern uns an 5,34-35. Dort erklärte der Herr, dass das Verhalten der »Gefährten des Bräutigams« (so heißen im Griechischen dessen Gäste) durch die Gegenwart oder Abwesenheit des Bräutigams bestimmt wird. Und weil die Analogie hier zur Metapher wird, sagen wir: Christus ist der Bräutigam, und seine Jünger sind die »Gefährten des Bräutigams«. Hier werden seine Jünger als Söhne des Höchsten bezeichnet. Und wiederum folgern wir, dass rechtes sittliches Verhalten für sie nicht so sehr am Einhalten von Regeln hängt, als viel mehr daran, dass das Leben aus Gott, das ihnen in der Gemeinschaft mit Christus geschenkt ist, ihren Charakter der Wesensart Gottes immer ähnlicher macht.

4. *Ein dreifaches Gleichnis (6,39-49)*. Die zweite Hälfte der Phase 3 endet wie die erste Hälfte mit einem dreifachen Gleichnis. Aber die Botschaft der beiden Gleichnisse enthält einen wichtigen Unterschied. Das erste Gleichnis, das drei Aspekte verdeutlicht (siehe 5,36-37), wollte den Gegensatz zwischen dem Neuen und Besseren und dem einst Guten lehren, das inzwischen veraltet und unzulänglich geworden war. Das zweite dreifache Gleichnis will jedoch den Gegensatz zwischen dem Wahren, Guten und Rechten und dem in jeder Beziehung Falschen bzw. zutiefst Bösen lehren.

Der erste Teil des zweiten Gleichnisses (siehe 6,39-42) beruht auf einem Vergleich mit der Sehfähigkeit; es bezieht sich auf Leute, die andere belehren wollen. Zwei Fehler werden darin gezeigelt. Der erste Fehler besteht darin, dass man gar nicht sehen kann und doch meint, andere leiten zu müssen (siehe 6,39-40). Das unausweichliche Ergebnis: Der Leiter fällt selbst in die Grube, und die Jünger, die definitionsgemäß den sie unterweisenden Lehrer nicht überflügeln können, fallen ebenso hinein. Welch eine Tragik, einem Menschen zuzuhören, der die Rettung in Christus nicht persönlich erfahren hat, während er versucht, anderen, die ebenfalls verloren sind wie er, das Evangelium Christi zu erklären!

Der zweite Fehler betrifft jemanden, der zwar sehen kann, dessen auf dem Sehvermögen beruhendes Urteil aber schwer geschädigt ist: Der

Herr verwendet als Stilmittel die sogenannte Hyperbel (d. h. die Übertreibung) und spricht von einem Mann, der einen regelrechten Balken im Auge hat und nicht recht sehen kann. Nüchtern ausgedrückt, hieße das: Er hat irgendeine schlechte Gewohnheit oder Haltung in seinem Leben, die jedermann sieht, nur seltsamerweise er selbst offenbar nicht. Aber damit nicht genug: Er zeigt mit dem Finger beständig auf die kleinen Fehler sowie Mängel anderer und meint, er müsse ihnen helfen und die Splitter aus ihrem Auge entfernen, damit sie wieder sehen können. In Wirklichkeit könnte er den Balken in seinem eigenen Auge schon sehen, wenn er nur wollte. Aber seine Kritiksucht dient nur der Verdrängung seines eigenen, viel größeren Fehlers, den er nicht eingestehen und ablegen will. Unser Herr nennt ihn einen »Heuchler« (siehe 6,41-42).

Der zweite Teil des Gleichnisses (6,43-45) beruht auf einer Analogie mit Fruchtbäumen und deren Früchten. Die Frucht eines Baumes gibt unfehlbar Aufschluss über die Natur des Baumes. Ebenso geben die Taten, Worte und Haltungen eines Menschen unfehlbar Auskunft über den Zustand seines Herzens. Aber wir sind alle beständig versucht, den schmerzlichen Schlussfolgerungen auszuweichen, die sich einstellen, sobald wir dieses Prinzip auf uns selbst anwenden. Ich beobachte meine wenigen guten Handlungen sowie Worte und sage mir, das sei »typisch für mich«. Doch angesichts der vielen schlechten Handlungen und Worte sage ich mir: »Das bin ich ja gar nicht, nein, in Wirklichkeit bin ich nicht so!« Damit betrügen wir nur uns selbst. Es stimmt zwar, dass der Christ mit Paulus sagen kann: »Wenn ich aber das, was ich nicht will, ausübe, so vollbringe nicht mehr ich es, sondern die in mir wohnende Sünde« (Röm 7,20). Nur: Paulus erklärt hier, warum auch Gläubige sündigen; er liefert ihnen keine Entschuldigung dafür, dass sie in der Sünde verharren können, ohne sich einen Deut darum zu scheren. Ein Mensch, dessen Reden (6,45) im Großen oder Kleinen fortwährend von bösen Dingen überfließt, hat ein böses Herz. Denn was das Herz voll ist, des geht der Mund über³⁶. Der wirklich Gottesfürchtige kann zuweilen erschrecken über ein gelegentliches Hervorbrechen eines Wortes, das ihm durch den Filter seines sittlichen Urteils geschlüpft ist; denn es zeigt ihm, wie viel Unreinheit noch in den Tiefen seines alten

36 A. d. H.: So auch Luther 1912 und Luther 1984 in Lukas 6,45.

Wesens verborgen ist. Wenn aber der Grundton von jemandes Sprache böse ist, dann muss auch die Quelle böse sein. Keine Ausflüchte können den Zusammenhang zwischen der Frucht und der Natur eines Baumes auflösen.

Und schließlich beruht der dritte Teil des Gleichnisses auf einer Analogie, die der Baukunst entnommen ist (siehe 6,46-49). Es gibt nur eine Bauweise, die einem Haus angesichts aller Stürme Standfestigkeit verleiht: Man muss tief graben und das Fundament auf den Felsen gründen. Aber es kostet Mühe, tief zu graben. Es geschieht nur allzu leicht, dass man mit einer oberflächlichen Kenntnis des christlichen Glaubens zufrieden ist und bei einem bloßen Lippenbekenntnis stehen bleibt, ohne Christus wahrhaft zu gehorchen (6,46). Es gibt aber nur *ein* Fundament, das trägt: Nur jene, die in persönlicher Verbindung mit Christus stehen und sich ohne Abstriche auf sein Wort gründen bzw. dieses Wort im Glauben annehmen und ausleben, können die heutigen und die künftigen Stürme überstehen.

Das Kommen: Phase 4

Lukas 7,2 – 8,56

Christi Methode der Errettung

Voruntersuchung

Die Sätze

1. Errettung vom Tod: eine Gabe an den Glauben (7,2-17)
2. Falsche Erwartungen bezüglich der Errettung;
Verwerfung des Retters (7,18-35)
3. Errettung und dienende Liebe derer, die Vergebung
empfangen haben (7,36 – 8,3)
4. Die Geheimnisse des Reiches bezüglich der Errettung (8,4-21)
 5. Errettung von den Naturgewalten (8,22-25)
 6. Errettung von den Mächten der Geisteswelt;
Verwerfung des Retters (8,26-39)
7. Errettung vom Dahinschwinden der Lebenskräfte (8,40-48)
8. Errettung und eine »geheime« Totenaufweckung (8,49-56)

PHASE 4

Christi Methode der Errettung

Voruntersuchung

Die Kapitel 7 und 8 des Evangeliums enthalten zum Großteil einzelne Berichte von Heilungen und Wundern, die Christus wirkte. In 9,1 beginnt Lukas dann mit einem neuen Thema, indem er sich der Sendung der zwölf Apostel zuwendet. Es war wohl die Absicht des Evangelisten, die Kapitel 7 und 8 als Phase 4 des Evangeliums nebeneinanderzustellen.

Ein Thema bekommt in diesen beiden Kapiteln besonderes Gewicht: der Grundgedanke der Errettung. Das können wir zunächst am häufigen Vorkommen des griechischen Verbs für »retten« (*sōzō*) erkennen. Dieses Verb und das dazugehörige Kompositum³⁷ *diasōzō* (befreien, sicher hindurchtragen, retten) hat einen weiten Bedeutungsumfang. Im Neuen Testament wird *sōzō* für die Errettung aus Gefahr und vor dem Untergang im leiblichen Sinne verwendet, wenn man z. B. jemanden vor dem Ertrinken rettet (siehe Mt 8,25). Es steht auch für »retten« im Sinne von Heilung wie in Matthäus 9,22³⁸. Häufig wird es ebenso in der tieferen Bedeutung »Vergebung« und »Errettung von einem Leben der Sünde« verwendet (siehe Lk 7,50; Tit 3,5). Die verwandten Hauptwörter *sōtēria* (Errettung) und *sōtēr* (Erretter, Heiland) werden in Zusammenhang mit der Vollendung des Heils bei der Wiederkunft Christi benutzt (siehe Röm 13,11; Phil 3,20-21). Daher kann man in einem gewissen Sinne sagen, dass im Grunde das ganze Neue Testament mit dem Thema der Errettung befasst ist. Dennoch gilt darüber hinaus, dass in den beiden Kapiteln 7 und 8 des Lukasevangeliums der Begriff »retten« häufiger als sonst auftritt. Das Verb *diasōzō* kommt in 7,3 vor und sonst nirgends im ganzen Evangelium. Vor Kapitel 7 kommt *sōzō* ein einziges Mal

37 A. d. Ü.: Svv. zusammengesetztes Wort.

38 A. d. H.: Vgl. Anmerkung in Elb 2003.

(siehe 6,9), aber in den Kapiteln 7 und 8 gleich fünfmal vor (siehe 7,50; 8,12.36.48.50). Schauen wir uns diese Stellen an.

Die Episode von der Frau im Haus Simons (siehe 7,36-50) findet sich nur bei Lukas. Darin wird in bewegender Weise ihre Errettung geschildert: »Dein Glaube hat dich gerettet; geh hin in Frieden« (7,50).

Die übrigen Episoden hat Lukas mit den anderen Evangelisten gemein, aber er verwendet das Wort »retten« häufiger als diese.

Indem Matthäus die Heilung des Knechts des römischen Hauptmanns beschreibt, verwendet er zwei Verben: *therapeuō* (8,7), das »behandeln« oder »heilen« bedeutet, und *iaomai* (8,8.13), das mit »heilen« wiedergegeben werden kann. Lukas gebraucht drei Verben – zunächst *iaomai* (7,7) und *hygiainō* (»gesund sein«), aber in der Einleitung der Geschichte (7,3) verwendet er darüber hinaus *diasōzō* (»retten«): Der Knecht wird vor dem Sterben gerettet.

In 8,4-15 hat Lukas das Gleichnis vom Sämann festgehalten, das sich auch bei Matthäus (siehe 13,3-23) und Markus (siehe 4,3-20) findet. Es ist offensichtlich, dass alle drei Evangelisten erklären, wer diejenigen sind, die der auf den Weg fallende Same versinnbildlicht: Das sind Menschen, die das Wort hören, und sofort kommt der Teufel und nimmt weg, was in ihre Herzen gesät worden ist. Lukas allein fügt die Erklärung hinzu, warum der Teufel dies tut: »... damit sie nicht glauben und errettet werden« (8,12).

Matthäus (8,28-34), Markus (5,1-20) und Lukas (8,26-39) berichten vom Besessenen, und alle drei halten fest, wie die Zuschauer den Volksmengen, die aus der nahen Stadt kamen, berichteten, was vorgefallen war. Doch nur Lukas formuliert ihre Erklärung folgendermaßen: »Die aber, welche es gesehen hatten, erzählten ihnen auch, wie der Besessene gerettet³⁹ worden war« (8,36 [Schlachter 2000]; Hervorhebung hinzugefügt).

Alle drei Synoptiker haben die beiden ineinander verwobenen Geschichten von der blutflüssigen Frau und der Tochter des Jairus überliefert. Alle drei berichten, dass die Frau »gerettet«, d. h. geheilt, wurde (Mt 9,22; Mk 5,34; Lk 8,48). Doch als es um die Tochter des Jairus geht, verwendet Matthäus den Begriff »gerettet« überhaupt nicht. Mar-

39 A. d. Ü.: UELB, RELB, Elb 2003 und Menge: »geheilt«; Luther 1912, Luther 1984 und Zürcher: »gesund geworden«; Schlachter 1951: »geholfen worden«; KJV: »healed« (gr. *esōthē* von *sōzō*).

kus gebraucht ihn im Hilferuf, den Jairus an den Herrn richtete, solange seine Tochter noch lebte (siehe 5,23). Lukas benutzt den Begriff zwar auch, aber nicht an diesem Punkt der Erzählung. Er wartet, bis die Tochter gestorben und alle Hoffnung dahin ist, und dann fügt er die Worte Christi an Jairus hinzu: »Glaube nur, und sie wird gerettet werden« (8,50). Das gibt dem Wort »retten« eine besondere Bedeutung.

Lukas hat also in diesen beiden Kapiteln eine Reihe von Beispielen zusammengestellt, die er uns als Beispiele für Errettung präsentiert. Schon ein flüchtiger Blick offenbart, dass er in ihnen jeweils verschiedene Aspekte der Errettung hervorhebt. Zudem hat er diesen Beispielen andere Geschehnisse beigegeben, die zwar den Begriff »retten« nicht verwenden, aber ganz offenkundig wollte Lukas sie als weitere Beispiele der Errettung einfügen. In der Zusammenschau bilden sie alle ein beeindruckendes Panorama. Der Knecht des Hauptmanns wird vor dem Sterben gerettet (siehe 7,2-3.10); der Sohn der Witwe von Nain, bereits tot und auf dem Weg ins Grab, wird aus dem Tod errettet (siehe 7,12-15). Die Frau im Haus Simons wird durch die Gabe der Vergebung von ihrer schuldbeladenen Vergangenheit gerettet (siehe 7,47-50). Die Jünger auf dem See werden durch die Sturmstillung vor dem Ertrinken gerettet (siehe 8,23-24). Der Besessene wird von der Macht der Dämonen gerettet (siehe 8,27-36). Die blutflüssige Frau wird von einer körperlichen Krankheit gerettet, die sie zunehmend ausgezehrt hat (siehe 8,43-48). Die Tochter des Jairus wird wiederum aus dem Schlaf des Todes errettet (siehe 8,50-55).

Offenkundig hat Lukas diese Episoden als repräsentative Beispiele für die Macht Christi als Retter zusammengestellt. Aber zusätzlich zu diesen Episoden enthalten die Kapitel 7 und 8 zwei längere kommentierende und lehrhafte Abschnitte. Der erste wurde veranlasst durch Fragen, die der Dienst Johannes' des Täuflers aufgeworfen hatte (siehe 7,18-35); der zweite Abschnitt enthält eine Reihe von Gleichnissen (siehe 8,4-21), deren wichtigstes dasjenige vom Sämann ist (siehe 8,4-15). Ganz organisch stellt sich dabei die Frage, ob die in diesen beiden Abschnitten erörterten Dinge etwas mit dem Thema der Errettung zu tun haben, und falls ja, in welcher Weise. Wir haben bereits gesehen, wie Lukas das Gleichnis vom Sämann ausdrücklich mit der Frage der Errettung verknüpft hat (siehe 8,12). Der mit Johannes dem Täufer befasste Abschnitt verwendet den Begriff jedoch nicht ausdrücklich.

Markus enthält keine Parallele zu diesem Abschnitt. Anders dagegen Matthäus (siehe 11,2-19), der ihn allerdings in einen ganz anderen Zusammenhang gestellt hat als Lukas: Er steht nach der Aussendung der zwölf Apostel, während er sich im Lukasevangelium vor jener Aussendung findet. Um nach Möglichkeit festzustellen, warum Lukas ihn an dieser Stelle eingefügt hat, und wie er in den Kontext passt, wollen wir untersuchen, in welcher Weise Lukas seinen Stoff während dieser Phase in ihrer Gesamtheit angeordnet hat. In einem sehr frühen Stadium unserer Untersuchungen (S. 14f.) stellten wir fest, dass die Geschichte von der Frau in Simons Haus, die nur Lukas überliefert hat, auffällige Ähnlichkeiten mit der Geschichte von der blutflüssigen Frau hat, die sich auch bei den anderen Evangelisten findet. Vielleicht hat er die Episode mit Johannes dem Täufer in diesen Kontext eingefügt, weil sie für ihn Fragen aufwirft, die an anderer Stelle in der vorliegenden Phase seines Evangeliums bereits angeklungen sind. Wir müssen ganz einfach gut beobachten und dann weitersehen. Wir beginnen damit, dass wir die Inhalte auflisten.

Die erste Episode (siehe 7,2-10) berichtet, wie der Knecht des Hauptmanns vor dem Sterben errettet wird. Lukas verknüpft sie durch die Worte »und es geschah danach« (7,11) mit der Geschichte vom Sohn der Witwe zu Nain (siehe 7,11-17), den Christus aus den Toten erweckte. Da Lukas diese beiden Begebenheiten miteinander verbindet und sich beide mit der Errettung vom Tod befassen, wollen wir sie Satz 1 nennen.

Als Nächstes (siehe 7,18-23) berichtet Lukas, wie Johannes der Täufer zwei seiner Jünger mit einer Frage zu Christus sandte und wie Christus auf diese antwortete. Dem folgt nach der Rückkehr der Johannesjünger eine recht lange Rede, worin er die Volksmenge wegen ihrer mehrheitlichen Verstocktheit sowohl gegenüber Johannes als auch ihm selbst gegenüber zurechtweist (siehe 7,24-35). Da beide Abschnitte mit Johannes zu tun haben, nennen wir sie Satz 2.

Darauf folgt die Geschichte von der Frau in Simons Haus, die unter Tränen Christi Füße küsste und sie salbte. Diese Episode verknüpft Lukas durch die Worte »und es geschah danach« mit seiner Anmerkung zu einer Gruppe von Frauen, die Christus und seinen Jüngern folgten und »ihm mit ihrer Habe dienten« (vgl. 8,1-3). Wir wollen diese beiden Abschnitte, die von Christus ergebene Frauen handeln, Satz 3 nennen.

In 8,4 beginnt Christus, in Gleichnissen zu lehren. Da finden sich das Gleichnis vom Sämann (8,4-15) und von der Lampe (8,16-18). Am Schluss dieses Abschnitts wird davon berichtet, dass seine Mutter und seine Brüder zu ihm kommen wollten (8,19-21). Daraufhin verkündete er in metaphorischer Sprache: »Meine Mutter und meine Brüder sind diese, die das Wort Gottes hören und tun« (8,21). Wir wollen diesen Abschnitt, der vorwiegend Gleichnisse beinhaltet (8,4-21), Satz 4 nennen.

An dieser Stelle schließt sich der Bericht von der Überfahrt Christi an, wie er mit seinen Jüngern den See überquerte und dann zurückkehrte. Hier und im Folgenden finden wir vier unterschiedliche Episoden. Zunächst der Sturm, der bei der Überfahrt aufkam (siehe 8,22-25). Wir können diese Geschichte Satz 5 nennen. Danach die Errettung des Besessenen, die geschah, nachdem sie auf der gegenüberliegenden Seite angelegt hatten (siehe 8,26-39); wir können dieses Geschehen als Satz 6 bezeichnen. Die nächsten beiden Episoden fanden statt, nachdem sie zurückgekehrt waren. Dabei ging es zuerst um die Errettung der blutflüssigen Frau (siehe 8,40-48), die für uns als Satz 7 gelten soll. Darauf geschah die Errettung der Tochter des Jairus (8,49-56), die wir Satz 8 nennen können.

Die Episode von der Frau in Simons Haus und die Geschichte von der blutflüssigen Frau weisen gewisse Ähnlichkeiten und Kontraste hinsichtlich ihrer thematischen Details auf; so verhält es sich auch mit den übrigen Episoden. Das tritt klar hervor, wenn wir die wichtigsten Punkte der acht Sätze in eine Tabelle eintragen (S. 154 und 155). Eine unserer Hauptaufgaben bei der Auslegung wird darin bestehen, diese Ähnlichkeiten und Kontraste herauszuarbeiten.

Die Sätze

1. Errettung vom Tod: eine Gabe an den Glauben (7,2-17)

Es besteht kein Zweifel darüber, welcher Aspekt der Errettung durch die Episoden von dem Knecht des Hauptmanns und dem Sohn der Witwe zu Nain präsentiert wird. Es ist die Errettung vom Tod. Die beiden Geschichten sind sehr dramatisch: Einer lag im Sterben, der andere war schon tot und sollte gerade zu Grabe getragen werden; beide wurden gerettet und mit dem Leben beschenkt.

Das sind die grundlegenden Sachverhalte dieser Geschichten; wir sind aber nicht auf uns gestellt, um mit ihnen anzufangen, was wir wollen. Es ist vielmehr das ausdrückliche Anliegen der Geschichten, uns mitzuteilen, unter welchen Bedingungen die beiden vom Tod ins Leben hinübergerettet wurden.

Beginnen wir mit dem Hauptmann. Er war Heide; in seiner Demut (siehe 7,7) sandte er einige jüdische Älteste zu Christus mit der Bitte, dass er komme und seinen Knecht gesund mache. Diese machten jedoch den üblichen Fehler und baten um die Errettung des Kranken aufgrund der verdienstlichen Werke des Hauptmanns. Nun hatte dieser Römer gewiss ein bemerkenswertes Zeugnis guter Werke aufzuweisen: Er liebte die jüdische Nation und hatte den Juden am Ort eine Synagoge gebaut (siehe 7,5). Wenn wir bedenken, was ein solcher Bau kostete, und dazu berücksichtigen, dass die Römer wie der spätere Satiriker Juvenal die Juden mit ihrer Glaubenspraxis und ihren Bethäusern normalerweise verachteten, können wir vielleicht verstehen, warum die Juden inständig für ihn baten: »Er ist würdig, dass du ihm dies gewährst« (7,4). Christus hörte auf sie und machte sich mit ihnen auf den Weg zum Haus des Hauptmanns. In den Werken des Hauptmanns erkannte der Herr zweifelsohne Zeichen eines aufrichtigen Herzens, das Gott zu gefallen suchte, so gut es konnte.

Der Hauptmann aber wusste Besseres, als seine Bitte um die Rettung seines Knechtes auf seine persönlichen Verdienste zu gründen. Als er hörte, dass der Herr unterwegs sei, sandte er Freunde zu ihm, die ihm sagen ließen: »Herr, bemühe dich nicht, denn ich bin nicht wert, dass

Phase 4 des Kommens (7,2 – 8,56)

1. Errettung vom Tod: eine Gabe an den Glauben:

der Knecht des Hauptmanns und der Sohn der Witwe von Nain (7,2-17)

1. Der Hauptmann zu Christus: »Sprich ein Wort, und mein Knecht wird geheilt werden. Denn auch ich bin ein Mensch, der unter Befehlsgewalt gestellt ist ... und ich sage ... Geh!, und er geht; und ... Komm!, und er kommt ... Jesus ... verwunderte ... sich über ihn ... und sprach ... Selbst nicht in Israel habe ich so großen Glauben gefunden.«
2. Der Sohn der Witwe von Nain wurde zu Grabe getragen, als Christus sagte: »Jüngling ... steh auf! (gr. *egerthēti*). Und der Tote setzte sich auf und fing an zu reden ... Alle aber ergriff Furcht.«

2. Falsche Erwartungen bezüglich der Errettung; Verwerfung des Retters:

Johannes und »die Menschen dieses Geschlechts« (7,18-35)

1. Johannes fragt sich, ob Jesus »der Kommende« sei, oder ob man auf einen anderen warten solle. Jesus tut vor den Augen der Boten des Johannes viele Wunder und trägt ihnen auf: »Geht hin und verkündet Johannes, was ihr gesehen und gehört habt ...«
2. »Was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Menschen, mit weichen Kleidern bekleidet? ... Die in herrlicher Kleidung und in Üppigkeit leben, sind an den Königshöfen. Aber was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Einen Propheten? Ja ... sogar mehr als einen Propheten.«
3. »Das ganze Volk ... rechtfertigte Gott dadurch, dass sie (d. h. die Einzelnen aus der Menge) mit der Taufe des Johannes getauft wurden; die Pharisäer aber ... machten ... den Ratschluss Gottes wirkungslos, weil sie sich nicht von ihm taufen ließen ... Ihr sagt: Er hat einen Dämon.«

3. Errettung und dienende Liebe derer, die Vergebung empfangen haben:

die Frau im Haus Simons und die Frauen, die dienten (7,36 – 8,3)

1. »Eine Frau ... hinten zu seinen Füßen stehend ... fing ... an, seine Füße mit Tränen zu benetzen ...«
2. »Der Pharisäer ... sagte: Wenn dieser ein Prophet wäre, so würde er erkennen, wer und was für eine Frau es ist, die ihn anrührt ...«
3. »Er sprach ... zu der Frau: Dein Glaube hat dich gerettet; geh hin in Frieden.«
4. »... Einige Frauen, die ... geheilt worden waren ... die ihm mit ihrer Habe dienten.«

4. Die Geheimnisse des Reiches bezüglich der Errettung:

die Gleichnisse vom Sämann, der Lampe und der Familie (8,4-21)

1. »Euch ist es gegeben, die Geheimnisse (d.h. die offenbarten Geheimnisse) des Reiches Gottes zu erkennen, den Übrigen aber in Gleichnissen, damit sie sehend nicht sehen und hörend nicht verstehen.«
2. »... der Teufel ... nimmt das Wort von ihren Herzen weg, damit sie nicht glauben und errettet werden.«
3. Der wahre Familienkreis: Mutter und Brüder Christi »sind diese, die das Wort Gottes hören und tun.«

5. Errettung von den Naturgewalten:

die Jünger und der Sturm auf dem See (8,22-25)

1. »Er (Jesus) ... schalt den Wind und das Wogen des Wassers, und sie hörten auf ... Er aber sprach ... Wo ist euer Glaube? ... Sie (erstaunten) und sagten ... Wer ist denn dieser, dass er auch den Winden und dem Wasser gebietet und sie ihm gehorchen?«
2. »Er ... schlief ... ein ... und das Schiff lief voll Wasser, und sie waren in Gefahr ... und weckten ihn auf (gr. *diēgeiran*) ... Er aber wachte auf (gr. *diegertheis*), schalt den Wind ... Erschrocken aber ...«

6. Errettung von den Mächten der Geisteswelt; Verwerfung des Retters:

der Besessene und die Bewohner des Landes (8,26-39)

1. Der gerettete Besessene bittet, Christus begleiten zu dürfen, aber dieser schickt ihn nach Hause: »Kehre in dein Haus zurück und erzähle, wie viel Gott an dir getan hat. Und er ging hin und machte in der ganzen Stadt bekannt, wie viel Jesus an ihm getan hatte.«
2. »Sie aber gingen hinaus, um zu sehen, was geschehen war ... und fanden den Menschen (der lange keine Kleider getragen hatte) ... bekleidet und vernünftig zu den Füßen Jesu sitzen.«
3. »Die ... verkündeten ihnen aber, wie der Besessene geheilt worden war (d.h., sie erzählten ihnen, wie die Dämonen in die Schweine gefahren und diese im See ertrunken waren). Und die ganze Menge ... bat ihn (Jesus), von ihnen wegzugehen.«

7. Errettung vom Dahinschwinden der Lebenskräfte:

die blutflüssige Frau (8,40-48)

1. »... Eine Frau ... trat von hinten herzu und rührte die Quaste seines Gewandes an ...«
2. »... Jesus sprach: Wer ist es, der mich angerührt hat? Als aber alle leugneten ... Jesus aber sprach: Es hat mich jemand angerührt, denn ich habe erkannt, dass Kraft von mir ausgegangen ist.«
3. »Er ... sprach zu ihr: Tochter, dein Glaube hat dich geheilt (d.h. gerettet); geh hin in Frieden.«
4. »... Eine Frau, die ... den ganzen Lebensunterhalt an die Ärzte verwandt hatte (und) von niemand geheilt werden konnte ...«

8. Errettung und eine »geheime« Totenaufweckung: die Auferweckung der Tochter des Jairus aus dem Todesschlaf (8,49-56)

1. »... erlaubte er niemand, hineinzugehen, außer Petrus und Johannes und Jakobus und dem Vater des Kindes und der Mutter ... Er aber sprach ... Sie ist nicht gestorben, sondern sie schläft. Und sie (d.h. die Leute aus der Menge) verlachten ihn, da sie wussten, dass sie gestorben war ... Er ... gebot ihnen (d.h. den Eltern), niemand zu sagen, was geschehen war.«
2. »Einer ... sagt zu ihm: Deine Tochter ist gestorben, bemühe den Lehrer nicht ... Jesus ... antwortete ... Glaube nur, und sie wird gerettet werden.«
3. Der wiederhergestellte Familienkreis: Christus, seine Apostel, der Vater, die Mutter und das aus den Toten auferweckte Kind.

du unter mein Dach trittst. Darum habe ich mich selbst auch nicht für würdig erachtet, zu dir zu kommen« (7,6-7). Wäre es lediglich der Kaiser Tiberius gewesen, den er um irgendeine Gefälligkeit gebeten hätte, so hätte er sich nicht für würdig oder wichtig genug erachtet, den Kaiser persönlich in sein Haus zu bemühen – so sehr ihm das ein Anliegen gewesen wäre. Er war höflich genug und hatte erst recht ein gesundes geistliches Empfinden, um zu begreifen, dass es ganz verfehlt gewesen wäre, vor Christus von den eigenen Verdiensten zu faseln. Er wusste, wie belanglos es war, die eigenen Verdienste heranzuziehen, wollte er Christus veranlassen, sich in sein Haus zu bemühen, um die gewünschte Errettung zu bewirken. Das Allererste, was er tat, bestand darin, jeden Anspruch auf Verdienst von sich zu weisen.

Zudem hatte der Hauptmann beobachtet, wie weit die Vollmacht Christi reichte: Er musste ohnehin nicht in sein Haus kommen, um die Bitte zu erfüllen. Christus brauchte nur einen Befehl zu geben, und der Knecht wäre auf der Stelle gesund (siehe 7,7-8). Als Heeresoffizier musste auch der Hauptmann nur einen Befehl erteilen, sodass seine Männer eilten, um ihn auszuführen; denn hinter ihm und seinem Befehl stand die ganze Macht des Oberbefehlshabers der römischen Legionen, seine kaiserliche Majestät. Über wie viel Autorität Christus verfügte, wusste der Hauptmann nicht im umfassenden Sinne; aber allein schon seine Bitte zeigte, dass er annahm, Christus habe Vollmacht über Leben und Tod. Weil er erkannte, dass alle Würdigkeit, Macht und Kraft in Christus sowie in seinem Wort waren, brachte er demütig seine Bitte vor: »Sprich ein Wort, und mein Knecht wird geheilt werden.« In seinem Erstaunen kommentiert der Herr diese Bitte. (Man beachte: Es ist die Anmerkung des Herrn, nicht unser Gedanke, der in die Geschichte eingefügt wurde.) In 7,9 heißt es dazu: »Ich sage euch, selbst nicht in Israel habe ich so großen Glauben gefunden.«

Dieses erste Beispiel für Errettung hat also ausdrücklich die fundamentalen Prinzipien dargelegt, nach denen die Errettung in jenem Fall und damit auch in allen übrigen Episoden zugeeignet und empfangen wurde: Errettung wird nicht aufgrund der guten Werke, der Würdigkeit oder der Verdienste eines Menschen gewährt; sie wird geschenkt, weil der Betreffende glaubt. Und gemäß der vorliegenden Geschichte beinhaltet Glaube nicht die Zuversicht, dass wir unser Bestes gegeben haben und darauf hoffen, Gott werde unseren Einsatz wohlwollend bewerten.

Glaube heißt vielmehr, dass wir alles Vertrauen auf unsere Werke und Verdienste aufgeben und jeden Gedanken, wir seien der Errettung würdig, fahren lassen, um uns stattdessen vollständig und rückhaltlos auf die Person Christi und auf die Autorität seines Wortes zu stützen.

Diese Lektion ist äußerst wichtig und dennoch schwer zu begreifen. (Man beachte noch einmal die Verwunderung des Herrn darüber, dass ein Heide klar erkannte, was viele Juden nicht sehen konnten.) Angesichts dessen will Lukas ihr Nachdruck verleihen: Er fügt darum an dieser Stelle einen Bericht ein, der sich in keinem anderen Evangelium findet, den Bericht von der Witwe zu Nain (siehe 7,11-17). Sie bildet einen starken Kontrast zu dem Hauptmann: Er, ein starker Mann, im Befehlen geübt, dem vieles zu Gebote steht und der viele gute Werke auf seinem Konto hat; sie, eine schwache, vereinsamte Witwe. Sie folgte gerade ihrem einzigen Sohn auf dem Weg zum Grab, als Jesus, von Mitleid bewegt, den Trauerzug aufhielt, den Jüngling ins Leben zurückrief und ihn der Mutter gab (siehe 7,15). Man beachte das Verb: Er *gab* ihr ihren Sohn. In diesem ganzen wunderbaren Geschehen wurden keine Bedingungen genannt, keine Versprechungen abverlangt. Das überwältigende Geschenk neuen, unerwarteten Lebens umfasste offenkundig eine bedingungslose Gabe, einen Akt der vorbehaltlosen Gnade Gottes.

In der Zusammenschau wird in diesen beiden Geschichten dargelegt, was die Bedingungen zur Errettung sind und was nicht. Ob man zahlreiche gute Werke auf seinem Konto hat und einem wie dem Hauptmann vieles zu Gebote steht, oder ob man gar nichts hat wie die Witwe, ist einerlei; denn die Errettung erfolgt nicht aus Werken – seien es viele oder wenige, gute oder schlechte. Sie geschieht aus Gnade durch Glauben. Sie ist eine Gabe Gottes.

Hinsichtlich der letzten beiden Sätze habe ich, wie der Leser bemerkt, auf Paulus zurückgegriffen (siehe Eph 2,1-10). Das ist nicht ganz willkürlich. Der Zusammenhang, in dem Paulus diese Worte gebraucht, ist die Errettung aus dem geistlichen Tod durch die Gabe des neuen Lebens in Christus. Aber offenkundig sind die grundlegenden Prinzipien dieselben, ob es sich nun um Errettung vom leiblichen Tod handelt wie beim Knecht des Hauptmanns und dem Sohn der Witwe, oder um Errettung vom geistlichen Tod.

Kehren wir einen Augenblick zum Hauptmann zurück. Als Christus seinen Glauben rühmte, bezeugte er, er habe nicht einmal in Israel so

großen Glauben gefunden (siehe 7,9). Wir fragen uns nach dem entsprechenden Grund. Wenn die Errettung vom Tod eine Gabe ist, warum verlangten die Leute nicht inständig danach?

Eine Antwort lautet: Die Errettung erfolgte nicht nur aus Glauben, sondern geschah aus Glauben an Christus. Das wiederum hieß (wie zahlreiche Episoden aus der vorliegenden Phase deutlich zeigen werden), dass man die Identität Jesu erkennen musste, auch wenn die diesbezügliche Vorstellung noch so verschwommen war. Dies hatten der Hauptmann bzw. die Angehörigen der Trauergesellschaft vor den Toren von Nain getan (siehe 7,16). Aber gerade an dieser Stelle begannen für viele die Zweifel und die Schwierigkeiten, wie wir als Nächstes sehen werden.

2. Falsche Erwartungen bezüglich der Errettung; Verwerfung des Retters (7,18-35)

Wenn Errettung den Glauben an Jesus als den Christus, den Sohn Gottes, voraussetzt, dann wird sogleich klar, warum viele seiner Zeitgenossen sich nicht an ihn mit der Bitte um Errettung wandten: Sie glaubten nicht, dass er der Christus war: Die Indizien bezüglich seiner Messianität, so ihre Argumentation, seien nicht nur mangelhaft, sondern sprächen sogar gegen seine entsprechende Behauptung. Indem sich Lukas an Theophilus (und damit auch an uns) wendet, ist er in dieser Beziehung ganz offen. Er hält fest, was die Zeitgenossen Christi sagten sowie taten, und nennt die Gründe, warum sie sowohl Johannes den Täufer als auch Jesus verwarfen. Er zeichnet auch auf, was Jesus als Antwort darauf sagte und tat. Und dann überlässt er es seinen Lesern, selbst zu entscheiden.

Von allen Aussagen des vorliegenden Abschnitts ist das Aufwühlendste vielleicht die Tatsache, dass Johannes der Täufer selbst eine Zeit lang von Zweifeln bezüglich der Identität Jesu geplagt wurde und diesbezüglich verwirrt war. In seinem öffentlichen Dienst hatte er Jesus als »den Kommenden« angekündigt, d.h. als den, dessen Kommen von den Propheten seit langer Zeit verheißen worden war. Er hatte verkündigt, dass der Kommende einen zweifachen Dienst tun würde: Er würde alle, die Buße taten und glaubten, mit dem Heiligen Geist tau-

fen; zugleich würde er aber auch »die Spreu ... verbrennen mit unauslöschlichem Feuer« (3,16-17). »Jeder Baum ... der keine gute Frucht bringt«, würde »abgehauen und ins Feuer geworfen« werden (3,9). Der von ihm gebrauchte Ausdruck »schon ist ... die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt« (3,9) drückt wohl die Erwartung des Johannes aus: Er rechnete damit, dass Gottes Zorngericht vor der Tür stand und sehr bald hereinbrechen würde.

Aber inzwischen befand sich Johannes im Gefängnis (siehe 3,20). Dort setzt das Geschehen im vorliegenden Abschnitt ein (man vergleiche 7,18-19 mit Mt 11,2-3). Johannes hörte nun von seinen Jüngern, dass Jesus große Wunder wirkte (siehe 7,18), und dies passte natürlich genau zum ersten Aspekt dessen, was Johannes von dem Kommenden erwartete. Aber offensichtlich wirkte Jesus nicht darauf hin, auch den zweiten Aspekt der Erwartungen zu erfüllen, die der Täufer hegte. Jesus hatte nicht das Geringste unternommen, um Johannes aus dem Gefängnis zu befreien oder Gottes Gericht an dem bösen Herodes zu vollstrecken, der ihn eingekerkert hatte. Warum nicht? Wie konnte er der Messias sein, wenn er das nicht tat? Es war ja ganz in Ordnung, dass er hier einen Knecht heilte und dort den Sohn einer Witwe auferweckte, dagegen hatte Johannes nichts einzuwenden. Aber wo blieb das wirklich Entscheidende? Wann würde Jesus anfangen, mit Unterdrückerregimes abzurechnen und Despoten wie Herodes vom Thron zu stoßen? Wann würde er der Tyrannei Roms ein Ende bereiten, um Israel wieder seine politische Unabhängigkeit unter einer gerechten Regierung zu geben? Wie konnte Jesus überzeugend von sich behaupten, er sei die Antwort auf die Probleme dieser Welt, wenn er all das nicht tat, sondern sich damit zufriedengab, einzelne Menschen zu retten? Diese Sache brachte Johannes derart in Verwirrung, dass er zwei seiner Jünger zu Christus sandte mit der Frage: »Bist du der Kommende, oder sollen wir auf einen anderen warten?«

Johannes ist nicht der Einzige, der mit diesem Problem gerungen hat. Bis zum heutigen Tag gibt es viele, die meinen, dass sie nicht an Jesus glauben könnten, wenn er nur daran interessiert sei, Einzelne zu retten, und nichts unternahme, um die großen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Missstände der Welt zu korrigieren.

Die Antwort des Herrn (siehe 7,21-23) lautete nicht, dass er nie Gottes Gericht an bösen Menschen und Obrigkeiten vollstrecken werde.

Seine Antwort bestand vielmehr darin, dass er eine Reihe von Wundern tat, die Jesaja in Bezug auf das Wirken des Messias geweissagt hatte (siehe Jes 35,3-5; 61,1-3), und dann Johannes den Bericht davon sandte. So sollte dieser zweifelsfrei erkennen, dass Jesus einen Teil des von den Propheten angekündigten Heilsplans erfüllte. Außerdem sollte dem Täufer deutlich werden, dass Jesus später auch den zweiten Teil erfüllen würde, nachdem er den ersten erfüllt hatte.

Es lag im Wesen des messianischen Heilsplans, dass er offensichtlich gewisse Prioritäten berücksichtigte. In Erfüllung alttestamentlicher Weissagungen, bestand Christus darauf, dass die Predigt des Evangeliums für den Einzelnen (siehe 7,22) vor dem Vollstrecken des göttlichen Gerichts über die Gottlosen im Allgemeinen und über ungerechte Obrigkeiten im Besonderen Vorrang haben müsse. Wir wären alle schlecht dran, wenn es sich nicht so verhielte. Der Tag des Herrn wird kommen, auch wenn manche beklagen und monieren, dass er zu lange verziehe (siehe 2Petr 3,3-10). Für viele Menschen wird er nur zu bald kommen. Gott wartet mit dem Gericht, weil er »langmütig (ist) ... da er nicht will, dass irgendwelche verlorengehen, sondern dass alle zur Buße kommen«. Wir finden vielleicht wie Johannes, dass die Ungerechtigkeiten, die wir erleiden, nach Rache schreien. Vielleicht sind wir wie Johannes auch der Meinung, dass Jesus seinen Ruf als Messias aufs Spiel setzt, wenn er derart lange wartet, bis er die Missstände in der Welt beseitigt und das Recht wiederherstellt. Aber wir dienen einem Messias, der barmherzig ist und die Menschen liebt. Ihm bedeutet die Errettung des Einzelnen mehr als sein eigener Ruf.

Aber für die meisten Zeitgenossen Christi waren es im Unterschied zu Johannes ganz andere Gründe, die es ihnen schwer machten, Jesus als den Messias anzunehmen. Nachdem die Boten des Johannes gegangen waren, wandte sich unser Herr daher an die Volksmengen und begann, zu ihnen über Johannes zu sprechen; denn er wollte das Gewissen seiner Zuhörer durchforschen. Tatsache ist, dass die Leute zu Tausenden zu ihm hinausgegangen waren, als er anfang, in der Wüste zu predigen (siehe 3,7). Danach hatten jedoch viele versucht, das Ganze zu vergessen. Doch unser Herr ließ ihnen in dieser Beziehung keine Ruhe. Mit kraftvoller und tief ins Innere leuchtender Ironie erinnerte er sie nicht nur daran, *dass* sie zu Johannes dem Täufer in die Wüste gegangen waren, sondern auch daran, *warum* sie hinausgezogen waren

(siehe 7,24-28). Sie waren nicht in die Wüste gegangen, um ein vom Wind hin und her bewegtes Schilfrohr oder einen Menschen zu sehen, der mit weichen Kleidern bekleidet war. Offenkundig nicht. Sie waren zu Johannes dem Täufer hinausgegangen, weil sie geglaubt hatten, dass er der von Jesaja geweissagte Vorläufer des Messias war (siehe Jes 40). War aber Johannes der Vorläufer des Messias, dann war Jesus der Messias selbst. Jeder Einzelne des ganzen Volkes hätte dann an ihn glauben und ihn als Retter sowie souveränen Herrn annehmen müssen. Dies hatten zahlreiche Juden tatsächlich getan, aber es gab auch viele, die dies unterlassen hatten und nun zu verdrängen suchten, dass sie je gedacht hatten, Johannes der Täufer sei irgendetwas Besonderes. Inzwischen behaupteten sie, Johannes sei besessen (also von Sinnen), während Jesus in moralischer Hinsicht viel zu lasch und geradezu unverantwortlich zügellos sei (siehe 7,33-34).

Es kommt häufig vor, dass Menschen von irgendeiner religiösen Begeisterung mitgerissen werden und nachher ihre diesbezügliche Meinung ändern, wobei ihnen die einstige Erregung peinlich ist. Was uns aus dem historischen Abstand heraus interessieren muss, ist die Frage, was denn diesen Umschwung auslöste. Anhand dessen, was Lukas uns sagt, war es die Verkündigung des Johannes. Dabei ging es besonders um die Bedeutung, die er seiner Taufe zuschrieb (siehe 7,29-30). Johannes predigte, dass Gott die Sünden der Angehörigen des Volkes nicht mehr ertragen konnte. Blieben sie unbußfertig, würde der Zorn Gottes unweigerlich kommen: »Ihr Otternbrut! Wer hat euch gewiesen, dem kommenden Zorn zu entfliehen?«, so hallten ihnen seine Worte wie Donnerschläge entgegen. Viele in der Volksmenge, unter ihnen auch Zöllner (vielleicht sogar hauptsächlich diese), erkannten an, dass Johannes' Verkündigung der Wahrheit entsprach (siehe 7,29). Sie wussten, dass sie Sünder waren. Als Johannes ihre Sünden verurteilte und Gottes Zorn ankündigte, akzeptierten sie das gerechte Urteil Gottes über ihr Leben: Sie ließen sich taufen und bekannnten damit in aller Demut, dass sie Sünder waren und Errettung nötig hatten. Anders die Pharisäer und diejenigen, die sich im Gesetz Moses auskannten. Diese Leute waren stolz auf ihr verdienstliches Halten des Gesetzes Gottes und gaben sich damit zufrieden, ihre Heilshoffnung ohne Weiteres auf ihre Verdienste setzen zu können. Es ging nicht darum, dass sie behauptet hätten, das Gesetz Gottes vollkommen gehalten zu haben. Aber sie waren über-

zeugt davon, dass der allmächtige Gott bei der Abrechnung am Tag des Gerichts wie ein großzügiger Schulmeister oder ein nachsichtiger Professor ihre Fehler übersehen würde, sodass sie die Prüfung mit Auszeichnung bestehen könnten. Doch Johannes wies nachdrücklich darauf hin, dass Gott in seiner Heiligkeit nicht die geringsten Fehler dulden könne. Das war für sie Extremismus. Johannes fügte hinzu, dass sie im Prinzip das Gesetz genauso wie die Zöllner und das unwissende Volk gebrochen hatten und gleichermaßen unter dem Zorn Gottes standen bzw. das Heil brauchten. (Vielleicht sündigten sie nicht in dem gleichen Ausmaß wie diese, doch auch daran gab es Zweifel.) Daraufhin konnten sie nur urteilen, seine Predigt sei grotesk und überspannt; Johannes sei besessen und habe jedes emotionale Gleichgewicht verloren. »Seht euch nur seine asketischen Essgewohnheiten an«, sagten sie, als ob man den moralischen Wahrheitsgehalt einer Predigt am Speisezettel und an den persönlichen Gewohnheiten des entsprechenden Verkündigers ablesen könne. Christus aber bestätigte, dass es Gottes Gesetz war, das Johannes in seiner Predigt ausgelegt hatte. Als sie die Botschaft des Johannes von der Heiligkeit Gottes und seinem drohenden Zorn abwiesen, verwarfen sie folglich den Ratschluss Gottes (siehe 7,30).

Christus zeigte seinen Zuhörern im Weiteren, worin ihre Konsequenz bestanden hätte: Wenn es berechtigt gewesen wäre, Johannes zu verwerfen, hätten sie zumindest Jesu Botschaft annehmen müssen, da diese andere Schwerpunkte hatte als die Verkündigung des Johannes. Obwohl auch Jesus manchmal den Zorn Gottes eindringlicher predigte, als es irgendjemand vor ihm je getan hatte (Mt 5,21-22; 10,15; Mk 9,45-48; Lk 16,22-31), so verkündigte er doch vor allem eine Botschaft der Vergebung und Errettung sowie der wunderbaren Liebe Gottes, die alle Erwartungen überstieg. Er habe – so sein Anspruch – die Vollmacht, den Menschen hier auf Erden Vergebung im umfassenden, absoluten und endgültigen Sinne zu gewähren (siehe 5,24). Das hätte doch den Pharisäern zusagen müssen. Ihnen hatte verständlicherweise die Predigt des Johannes missfallen, der nichts als Gottes Gericht verkündigt hatte. Aber hier ging es um eine Verkündigung von der Liebe Gottes und von einer Vergebung, die so großzügig und so sicher war, dass man bereits hier auf Erden wissen konnte, ob man von Gott angenommen war, und nicht erst das Endgericht abwarten musste. Eine solche Predigt hätte ihnen doch behagen müssen. Bußfertige Zöllner

und Sünder nahmen diese Botschaft natürlich freudig auf. Nicht aber die Pharisäer! Sie verwiesen darauf, dass die Essgewohnheiten Christi keine Askese erkennen ließen, und auf seinen Umgang mit Zöllnern und Sündern. (Dabei berücksichtigten sie jedoch nicht sein Motiv: Er wollte Menschen zum Glauben führen.). Infolgedessen verurteilten sie ihn als einen religiös zuchtlosen Menschen, dessen Lehren die Leute ermutige, das Gesetz zu ignorieren und der Sünde zu frönen.

Der Herr kommentierte das Verhalten der Pharisäer mit einem Vergleich. Sie waren wie Kinder auf dem Marktplatz, denen weder Tanzen noch Weinen zusagte (siehe 7,31-32). Ihnen behagten weder die Heiligkeit und der Zorn Gottes noch die Liebe und Vergebung Gottes. Was sie wollten, war ein Gott, der klein genug war und es nicht so genau nahm – ein Gott, der mit ihrer unvollkommenen Einhaltung des Gesetzes zufrieden sein sollte. Dabei wollten sie eine Errettung, die klein genug war, um mit eigenen Leistungen erarbeitet zu werden, und sie wollten eine Heilslehre, die das Urteil des endgültigen Gerichts in dezenter Schwebelage behielt.

Wenn dies demnach die Gründe waren, welche viele Zeitgenossen Christi veranlassten, sowohl Johannes den Täufer als auch Jesus abzulehnen, dann fällt es uns wenigstens nicht schwer, sie zu verstehen: Wir hören sie in unserer Zeit immer wieder. Aber der Vorwurf an die Heilslehre Christi, sie sei eine Form des Antinomismus⁴⁰, ist schwerwiegend. Und er scheint nicht weit hergeholt zu sein: Eine oberflächliche und einseitige Darstellung der Heilslehre kann sich tatsächlich wie Antinomismus anhören. An dieser Stelle lässt jedoch Lukas zwei nur von ihm überlieferte Berichte folgen, die folgenden Effekt haben: Sie demonstrieren, dass dieser Vorwurf unbegründet ist. Dieser Effekt ist natürlich beabsichtigt.

3. Errettung und dienende Liebe derer, die Vergebung empfangen haben (7,36 – 8,3)

Die beiden Geschichten von Satz 1 ließen erkennen, dass die Errettung nicht aus Werken, sondern aus Gnade durch Glauben erfolgt. Satz 3

⁴⁰ A. d. Ü.: D. h. die Lehre, dass man an keinerlei Gebote gebunden sei.

präsentiert nun zwei Geschichten, die zeigen wollen, dass die Errettung zwar nicht aus Werken geschieht, aber dennoch gute Werke hervorbringt, nachdem man sie empfangen hat. Damit widerlegen sie den Vorwurf, den die Pharisäer und Gesetzeslehrer im eben untersuchten Abschnitt (d. h. in Satz 2) gegen Christus vorgebracht hatten.

Einer der Pharisäer lud Christus zu einem Essen ein (siehe 7,36). Vielleicht war er bezüglich der Person Jesu hin und her geworfen. Möglicherweise war er von seiner Sittenlehre beeindruckt, sodass er meinte, Jesus könne durchaus ein Prophet sein. Gleichzeitig mag er von der Art der Leute, unter die er sich mischte und die er als seine Jünger ausgab, abgestoßen worden sein. Da betrat plötzlich eine Frau, die als Sünderin bekannt war, sein Esszimmer. Als sie Christus sehr nahe kam und dieser sie ruhig gewähren ließ, schien für Simon die Sache endgültig erledigt zu sein: Jesus war kein Prophet: »Wenn dieser ein Prophet wäre, so würde er erkennen, wer und was für eine Frau es ist, die ihn anrührt; denn sie ist eine Sünderin« (7,39; vgl. das gesamte einleitende Geschehen in V. 37-39). Wenn überhaupt jemand, dann waren doch die Propheten diejenigen, die den moralischen Zustand einer Person wahrhaft erkennen konnten.

Es stimmte zwar, dass diese Frau unmoralisch gelebt hatte; aber offenkundig war sie durch Glauben an Christus gerettet worden (siehe 7,50) und hatte Vergebung ihrer Sünden empfangen. (Es ist wichtig zu beachten, dass in 7,48 das Verb im Perfekt steht. Es heißt also nicht: »Deine Sünden werden dir jetzt [in diesem Augenblick] vergeben«; sondern: »Deine Sünden sind vergeben« worden [zu einem vergangenen Zeitpunkt, auch wenn dieser ganz kurz zurückliegt]. Das trifft auch auf V. 47 zu.) Die Schwierigkeit bestand darin, Simon davon zu überzeugen. Jeder, der an Christus glaubt, hätte das Wort Christi zu dieser Sache angenommen. Aber Simon glaubte nicht an Christus. Er würde einen in jeder Beziehung hinreichenden Beweis brauchen, um sich überzeugen zu lassen. Darum erzählte ihm der Herr ein Gleichnis, das von zwei Schuldnern handelte. Dessen Kernaussage lautete, dass ein Schuldner seinen Gläubiger lieben wird, wenn dieser ihm seine Schuld erlassen hat: je größer die erlassene Schuld, umso größer die Liebe. Die Handlung des Gleichnisses war lebensnah, in keiner Weise gekünstelt oder aufgesetzt. Ja, Simon selbst bestätigte ohne Weiteres das allgemein anerkannte Verhalten, das die Geschichte illustrierte. Und damit konnte

er der Anwendung des Gleichnisses, als sie erfolgte, nicht widersprechen. Frei formuliert, lautete die Anwendung folgendermaßen:

»Simon, hör zu«, sagte Christus sinngemäß, »die vielen Sünden dieser Frau sind vergeben worden. Wenn du fragst, wie ich dazu komme, so etwas zu behaupten, dann schau dir bitte die Indizien an: Diese Frau weint über meinen Füßen, trocknet sie mit ihren Haaren, küsst und salbt sie. Woher kommt das alles, Simon? Hast du nicht selbst soeben gesagt, dass jeder Schuldner angesichts eines großen Schulderrasses dem Gläubiger, der ihm alles erlassen hat, unendlich dankbar ist und diesen von ganzem Herzen liebt? Gewiss, diese Frau hatte einen enormen Schuldenberg aufgehäuft, aber schau dir ihre ungeheuer große Dankbarkeit und Liebe mir gegenüber an. Ist das nicht nach deinen eigenen Worten der Beweis dafür, dass ihre riesige Schuld vergeben worden ist?« Das war ein Beweis – vorausgesetzt, dass Christus der große Schuldherr war, der die Gewalt hatte, die Sünden der Menschen zu vergeben. Alle anderen Gäste, die zu diesem Mahl eingeladen waren, hielten den Atem an, als ihnen plötzlich aufging, was die Worte Christi bedeuteten, und sie diese zu begreifen suchten: »Wer ist dieser, der auch Sünden vergibt?« (7,49).

Inzwischen hatte Simon sein eigenes Problem, mit dem er fertig werden musste. Christus hatte ja Simon daran erinnert, dass er als Gastgeber seinem Gast sogar die üblichen Zeichen der Gastfreundschaft vorenthalten hatte (siehe 7,44-46). Wenn Dankbarkeit und Zuneigung gegenüber Christus der Beweis dafür waren, dass man Sündenvergebung empfangen hatte, was sagte dann die Undankbarkeit Simons über ihn als Gastgeber aus?

Doch zurück zu der Frau: Lukas hätte kaum ein Beispiel aussuchen können, das an dieser Stelle seines Berichts besser gepasst hätte. Vergebung umfasst jenen Aspekt der Errettung, der die Frage nach der Echtheit der Errettung am dringlichsten stellt. Ist Vergebung mehr als ein stillschweigendes Dulden der Sünde? Und ist nicht unter allen Arten von Sündern, die Vergebung nötig haben, gerade eine derartige Frau die Person, deren Buße man am ehesten anzweifelt? Wartet man nicht gerade bei ihr gleichsam darauf, dass sie bald wieder ins alte Leben zurückfallen wird? Sieht man nicht eine derartige Bekehrung von vornherein als unecht an? Ging denn das Verhalten der Frau über eine flüchtige Sentimentalität hinaus, als sie die Füße unseres Herrn

küsste, salbte und mit ihren Haaren trocknete? Oder war es womöglich Schlimmeres?

Gestatten wir Lukas jedoch, seine Geschichte zu Ende zu erzählen. Er fährt fort: »Und es geschah danach« (8,1), dass der Herr durch die Städte und Dörfer des Landes zog und predigte. Dabei folgten ihm einige Frauen, die ihre Zeit, ihr Geld und ihre Kräfte einsetzten, um Christus und die Schar seiner Apostel zu unterstützen und zu versorgen (8,1-3). Gesellschaftlich gesehen, waren sie eine sehr gemischte Gruppe; zumindest eine von ihnen gehörte zur Oberschicht. Was sie aber verband, war ihre Dankbarkeit dafür, dass Christus sie von bösen Geistern und Krankheiten gerettet hatte. Nicht damit zufrieden, ihre Dankbarkeit in bloßen Gefühlsregungen auszudrücken, hatten sie sich freiwillig entschlossen, auf eigene Kosten diese mühevollen Arbeit fern von aller Romantik zu tun.

Zusammengenommen ergeben also die beiden Geschichten von Satz 3 folgenden Kernpunkt: Die Errettung – wie könnte es anders sein – geschieht nicht aus Werken, sondern aus Gnade durch Glauben. Dennoch wird sie, wo sie echt ist, Liebe und Dankbarkeit gegenüber dem Retter hervorbringen; und genau diese Liebe und diese Dankbarkeit werden wiederum zu inniger Hingabe und zu guten Werken im praktischen Bereich führen. Es sind natürlich nicht alle Bekenntnisse zur Errettung echt. Um gerade dies zu zeigen, ist der nächste Satz (d.h. Satz 4) hinzugefügt worden.

4. Die Geheimnisse des Reiches bezüglich der Errettung (8,4-21)

In Satz 3 wurden uns Beweise dafür präsentiert, dass die von Christus gepredigte Errettung echt und wirksam ist. Für viele Menschen ist jedoch die ganze Frage der Errettung ein einziges Geheimnis. Ihnen ist nicht klar, wie man sie empfängt und was sie für Auswirkungen hat. Dabei ist ihnen bewusst, wie wichtig Moral ist, und Aufrufe zu einem besseren Lebenswandel halten sie für sinnvoll und nützlich. Man dürfe, so ihre Argumentation, vernünftigerweise darauf hoffen, dass Gott jedem, der sich bei allen Schwachheiten und Versuchungen im Leben Mühe gegeben hat, in der Endabrechnung barmherzig sein werde.

Aber die Vorstellung, dass ein Mensch in diesem Leben das Wort Gottes hören, glauben und errettet werden könne (siehe 8,12), war ihnen nicht geheuer. Andererseits ist dies, für sich genommen, ein Geheimnis; und es ist jene Wahrheit, die Satan mehr als alle anderen verdrängen und unterdrücken will, damit sie möglichst in keinem Menschenherzen Eingang findet und Wurzeln schlägt (siehe 8,12). Die Sache wird also dadurch noch komplizierter, dass es immer wieder Leute gibt, die bekennen, errettet zu sein, und sich offenkundig als unechte oder sogar als treulose Mitläufer erweisen. Angesichts dessen sind viele umso mehr geneigt, das Evangelium als etwas Unverständliches und die Errettung als Selbsttäuschung abzutun.

Christus selbst hat im vorliegenden Abschnitt gelehrt (siehe 8,10), dass solche Schwierigkeiten in Bezug auf das Heilsverständnis zu erwarten seien. Wie Gott Menschen errettet (d.h., welchen Weg er geht, um sein Reich aufzurichten), ist zugegebenermaßen ein Geheimnis. Man muss indes beachten, dass das Wort »Geheimnis« im Mund des Herrn eine etwas andere Bedeutung hat als im allgemeinen Sprachgebrauch. Wenn er es verwendet, will er damit sagen, dass Gottes Methode der Errettung einem göttlich entworfenen Plan entspricht, von dem niemand etwas hätte wissen können, wenn er ihn nicht offenbart hätte. Er hat diesen Plan in seinem Wort durch Christus und seine Apostel in vollem Umfang und endgültig geoffenbart (siehe Eph 3,1-13). Es ist daher ein offenes Geheimnis. Und dennoch: Obwohl es nunmehr ein offenes Geheimnis ist, kann niemand es verstehen, wenn nicht Christus es ihm persönlich enthüllt, indem er das lebendige und wirksame Wort Gottes ins Herz des Betreffenden spricht.

Das bedeutet nicht, dass gewisse Menschen automatisch und unwiderruflich von der Möglichkeit ausgeschlossen sind, das Heil zu verstehen. Man achte darauf, was geschah, als Christus das Gleichnis vom Sämann weitergab. Dieses Gleichnis erklärte die Prozesse und Reaktionen, die in Gang kommen, wenn das Wort Gottes gepredigt wird. Dieses Wort birgt all die lebendige Macht in sich, Glauben und mit ihm auch Heil sowie Verständnis des Heils hervorzubringen. Die Jünger verstanden das Gleichnis, als sie es hörten, zunächst genauso wenig wie die Übrigen aus der Volksmenge. Sie waren jedoch klug genug, sich an Christus zu wenden und ihn um weitere Erklärungen zu bitten (siehe 8,9). Der Herr erfüllte selbstverständlich gern ihren Wunsch. Und so

verhält es sich mit allem, was das Heil betrifft. Wenn das Heilsangebot dem Hörenden zuerst so unbegreiflich wie eine schwierige Fremdsprache erscheint, dann kann er sich jederzeit im Gebet an Christus wenden und um die notwendige Erleuchtung bitten. Und der Herr wird sie ihm geben.

Aber jetzt zu den Gleichnissen vom Sämann, von der Lampe und von der Familie, die bei dieser Gelegenheit weitergegeben wurden.

Das Gleichnis vom Sämann (siehe 8,4-15) lehrt, dass unter den Zuhörern vier verschiedene Reaktionen auf das Heilsangebot, das mit der Predigt des Wortes Gottes vorgestellt wird, zu beobachten sind. Die erste besteht darin, dass Satan selbst jede Wirkung sofort vereitelt (siehe 8,12). Die zweite ist die, dass der Betreffende das Wort zwar aufnimmt, aber so oberflächlich, dass es nie Wurzeln schlagen kann. Wenn Versuchungen kommen, wird offenbar, dass das Wort nur knapp unter die Oberfläche gedungen war und keine Wurzeln hatte. Die dritte Reaktion ist davon gekennzeichnet, dass man mit einem gewissen Ernst der Verkündigung des Wortes zuhört; aber bevor man den Entschluss verwirklicht, es aufzunehmen und ihm zu gehorchen, wird es durch die Sorgen bzw. Reichtümer und die Vergnügungen des Lebens erstickt, sodass nichts zur Reife kommt.

Keine dieser Reaktionen bringt etwas. Die einzige Reaktion, die dem Betreffenden weiterhilft, besteht darin, dass er das Wort hört und danach in einem redlichen und guten Herzen bewahrt und so mit Ausharren Frucht bringt (siehe 8,15). Das Wort Gottes ist etwas Lebendiges – wie ein Same. Wo ihm die Gelegenheit gegeben wird, dort wird es seine lebendige Kraft beweisen und Frucht hervorbringen. Wenn keine bleibende Frucht wächst, muss man sich fragen, ob das Wort Gottes überhaupt wahrhaft aufgenommen worden ist. Wir haben soeben festgestellt, dass Liebe und Dankbarkeit gegenüber Christus bei Simon völlig fehlten. Daran konnten wir ablesen, dass er nie Vergebung und Errettung empfangen hatte. Ebenso wenig ist eine vorübergehende, von einem Freudenschwall begleitete Begeisterung ein schlüssiger Beleg dafür, dass jemand das Wort Gottes aufgenommen hat. Wahre Errettung beweist sich im geduldigen Ausharren und Fruchttrogen bis zur vollen Reife (siehe 8,13-14).

Ganz ähnlich will uns das Gleichnis von der Lampe (siehe 8,16-18) lehren, dass wir aufpassen müssen, wie wir hören (vgl. 8,18), d. h., was

wir mit dem tun, was wir hören. Es gibt Leute, die würden vorgeben, das Evangelium aufgenommen zu haben, wenn man sie überhaupt zu einer Darlegung ihres geistlichen Standpunktes bewegen kann. Aber dennoch sprechen sie nie davon, nicht einmal zu ihren Freunden oder Kindern. Das ist ein sehr seltsames Verhalten. Das Evangelium ist von seinem ureigensten Wesen her Licht. Kein Mensch würde eine Lampe anzünden, um sie dann unter ein Gefäß oder das Bett zu stellen. Er würde sie vielmehr so aufstellen, dass sie Licht gibt und jedermann sie sehen kann. Es ist ohnehin unmöglich, auf die Dauer zu verbergen, wie man zum Evangelium steht. Was verborgen ist, wird früher oder später unweigerlich ans Licht kommen – sofern überhaupt etwas vorhanden ist. 8,18 spricht von dieser Gefahr: Da meint einer, er habe das Evangelium aufgenommen. Er verbirgt es aber und lässt niemanden davon etwas wissen, bis er irgendwann einmal, wenn er in seinem Innern nach Spuren des Evangeliums sucht, feststellen muss, dass im Grunde nichts da ist und überhaupt nie etwas da war.

Schließlich das Gleichnis von der Familie (8,19-21): Es unterstreicht die gleiche Wahrheit. Wenn wir den Anspruch erheben, in einer lebendigen Verbindung mit Jesus Christus zu stehen, dann beweist unser entsprechendes Bekenntnis gar nichts, solange wir nicht das Wort Gottes hören und tun. Fehlt dieses Hören, Gehorchen und Tun, muss man ernsthaft infrage stellen, ob diese Verbindung wirklich vorhanden ist.

5. Errettung von den Naturgewalten (8,22-25)

Die Tabelle von Phase 4 (S. 154-155) legt nahe, worin Lukas' offensichtliche Absicht besteht: Wir sollen uns beim Nachdenken über den Inhalt der Sätze 5-8 die Ereignisse und Lektionen aus den Sätzen 1-4 vor Augen halten.

In 7,11-17 berichtete Lukas vom Sohn der Witwe zu Nain, der hinausgetragen wurde, um bestattet zu werden, als Christus einschritt und ihn auferweckte. Der junge Mann wurde also, wenn wir es so sehen wollen, gerade noch rechtzeitig gerettet. In 8,22-25 scheint die Situation gegenläufig zu sein. Christus schlief in einem Schiff, als ein heftiger Sturm losbrach. Das Schiff begann, sich mit Wasser zu füllen.

Es lief Gefahr, mit allen Passagieren zu sinken, doch Christus schlief und schien nichts von der Gefahr zu wissen. Die erschrockenen Jünger weckten ihn: »Meister, Meister, wir kommen um!« Daraufhin stand er auf, bedrohte den Wind und die Wellen, und eine große Stille trat ein. Dann rügte er seine Jünger mit der Frage: »Wo ist euer Glaube?«

Auf den ersten Blick war es offenbar eine strenge Rüge. Es lag ja auf der Hand, dass die Jünger furchterfüllt waren, weil es wirklich so ausgesehen hatte, als müssten sie jeden Augenblick sinken, ohne dass Christus dies bemerkt hätte. Angenommen, Christus wäre schon zu Beginn des Sturmes wach gewesen. Hätte er dann angesichts der Gefahr noch immer nichts getan, wäre der Fall ein anderer gewesen.

Obwohl die Angst ganz natürlich gewesen war, so lässt sich der Kleinglaube der Jünger durch nichts entschuldigen, je mehr wir darüber nachdenken. Der heidnische Hauptmann (siehe 7,2-10) hatte erkannt, dass Jesus Macht über Leben und Tod hatte. Die Jünger waren dabei gewesen, als Jesus den Sohn der Witwe gleichsam aus dem Rachen des Todes gerissen hatte. Und die Leute von Nain hatten zumindest erkannt, dass diese außergewöhnliche Tat ein göttliches Eingreifen gewesen war (siehe 7,16). Nach ihrer Einschätzung musste Jesus, vorsichtig formuliert, ein von Gott erweckter großer Prophet sein. Waren die Jünger nicht Zeugen der Unterredung zwischen Jesus und den Boten des Johannes gewesen? Dort hatte Jesus nämlich erneut bekräftigt, dass er, wie seine vielen Wunder bewiesen, der »Kommende« und damit der Messias war, der nach Jahrhunderten der Vorbereitung gemäß den Weissagungen schließlich Mensch geworden war, um Gottes Ratschlüsse zur Errettung und Erlösung Israels sowie der Nationen zu erfüllen.

Auch wenn wir einräumen, die Angst der Jünger sei natürlich und instinktiv gewesen, stellt sich die Frage: Wo blieb ihre Logik? Wenn Jesus derjenige war, als den sie ihn bereits in dieser frühen Phase ihrer Nachfolgeerfahrungen erkannt hatten, dann hätte die Logik ihnen sagen müssen, dass der göttliche Plan zur Errettung der Menschheit gewiss nicht scheitern würde, weil ein Sturm den lange vorausgesagten Messias im Schlaf überrascht hatte. Ein solcher Zwischenfall konnte die göttlichen Heilsabsichten nicht durchkreuzen. Aber Angst kann logische Gedankengänge sehr wirkungsvoll zunichtemachen. Zudem waren sie noch immer Lernende: Sie glaubten Johannes, sie glaubten Jesus

und akzeptierten seine Wunder als Beweise für seine Messianität. Aber dennoch überraschte es sie, als sie nun feststellten, dass er auch der Herr über die Naturgewalten war (siehe 8,25).

Es lässt sich hingegen weniger entschuldigen, wenn *wir* in Kleinglauben und unlogische Gedankengänge verfallen. Wir können nicht einerseits Jesus als Gott im Fleisch bekennen und dann die vorliegende Episode als bloßes »Naturwunder« abtun oder andererseits Jesus als Herrn des Universums bekennen und zugleich befürchten, dass er uns und die Umstände unseres Lebens vergessen habe.

Wir leben in einem Universum, welches das menschliche Leben fortwährend bedroht. Nur das Wunder der göttlichen Schöpfung und Erhaltung sorgt dafür, dass sich auf unserem Planeten Menschen in wunderbarer Weise vermehren und anpassen können. Auf unserer Erde bedrohen und zerstören Sturm und Wellen, Blitze, Unwetter, Fluten, Dürren, Lawinen, Erdbeben, Feuer, Hitze, Kälte, Bazillen, Viren und Epidemien immer wieder das Leben. Früher oder später kann eine dieser Katastrophen uns treffen. Die Geschichte von der Sturmstillung will selbstverständlich nicht besagen, dass ein Gläubiger nie ertrinken oder nie durch eine Naturkatastrophe umkommen wird, weil Christus dies stets verhindert. Viele Gläubige sind so gestorben. Aber diese Geschichte demonstriert tatsächlich, dass er der Herr über die physikalischen Kräfte des Universums ist und nichts durch Zufall geschieht. Sie lässt erkennen, dass keine Macht innerhalb der gesamten Schöpfung seinen Plan zu unserer ewigen Errettung zunichtemachen oder uns von der Liebe Gottes in Christus Jesus, unserem Herrn, scheiden kann (siehe Röm 8,38-39).

6. Errettung von den Mächten der Geisteswelt; Verwerfung des Retters (8,26-39)

Satz 5 beschrieb Errettung von den Naturgewalten. Aber die physikalischen Kräfte sind nicht die einzigen im Universum, die den Menschen in gefährlicher Weise bedrohen. Es gibt geistliche Mächte, die danach trachten, den Menschen zu vernichten. Die Bibel spricht von betrügerischen Geistern (siehe 1Tim 4,1-2) und von Satan selbst (siehe Apg 26,18). Dämonische Besessenheit ist ein extremes Beispiel dafür,

was satanische Mächte der menschlichen Persönlichkeit antun können, wenn diese unter deren vollständige Herrschaft geraten ist. Im Gegensatz zum Heiligen Geist, der den Menschen stets frei macht, seine Persönlichkeit entfaltet und seine Selbstbeherrschung sowie Würde auf eine höhere Stufe stellt, streben satanische Mächte danach, die Persönlichkeit des Menschen zu überwältigen, ihm letztendlich die Selbstbeherrschung zu entwinden (vgl. den vorliegenden Fall) und ihn der Selbstachtung zu berauben. Diese Mächte der Geisterwelt gaben dem Besessenen eine große Kraft: Er hatte oft die Ketten und Fesseln zerissen, mit denen wohlmeinende Freunde ihn gebunden hatten (siehe 8,29). Unglücklicherweise sind etliche Menschen von Mächten der Geisteswelt fasziniert. Wenn bestimmte Erfahrungen ihnen offenbar übermenschliche Fähigkeiten vermitteln können, dann seien, so ihre Behauptung, diese Kräfte von vornherein nützlich und gut. Gerade darin liegt die Verführung. Geistwesen können Menschen erstaunliche Kräfte verleihen, aber sie werden am Ende die Persönlichkeit des Betroffenen zugrunde richten und ihm jede Selbstbeherrschung nehmen. So war es dem Besessenen ergangen. Als er nach seinem Namen gefragt wurde, antwortete er nicht »Johannes« oder »Thomas« – oder wie immer seine Eltern ihn bei der Geburt genannt hatten (siehe 8,30). Er hatte längst den Kampf um die eigene Identität aufgegeben. Sein Leben hatte er nicht mehr in der Hand. Eine ganze Legion böser Mächte steuerte ihn. Trübsinnig und schamlos hauste er in den Gräbern (siehe 8,27). Natürlich handelte es sich hier um einen extremen Fall, aber der Besessene ist trotzdem eine Warnung, die uns zeigt, was es für den Menschen bedeutet, wenn er verlorenggeht. Denn diesem Zustand geht er entgegen, wenn er nicht durch den Herrn von der Macht der Sünde und des Satans befreit wird (siehe Eph 2,2; Kol 1,13).

Satz 6 berichtet also davon, wie Christus die Persönlichkeit dieses Mannes von der Herrschaft böser Geister befreite und ihm seine Freiheit sowie Selbstbeherrschung zurückgab. Aber es geht um mehr als um das. Wäre das alles gewesen, hätte der Bericht bei 8,33 enden können; doch Lukas schließt ihn erst in V. 39 ab und fügt vier weitere Verse an (siehe 8,34-37), in denen er beschreibt, wie die Bewohner des Städtchens auf die Befreiung des Besessenen reagierten. Und auch das ist eine ernste Geschichte. Als Christus sich dem Besessenen näherte, hatte dieser ihn gebeten, ihn in Ruhe zu lassen. Aber Christus gewährte ihm

diese Bitte nicht. Der Mann war nicht frei; er handelte unter fremder Gewalt und war nur das Sprachrohr seiner dämonischen Herren. Christus ging auf die Bitte nicht ein, denn er wollte dem Menschen seine Freiheit wiedergeben und ihn so weit bringen, dass seine Bitten Ausdruck seines freien Willens würden. Als aber die Bewohner des Städtchens Christus baten, sie in Ruhe zu lassen, nahm er ihre Bitte sofort an und ging (8,37). Ihre Bitte war ein Ausdruck ihrer eigenen freien Wahl, getroffen nach allem, was sie mit offenen Augen an Beweisen gesehen hatten. Christus respektierte ihre Wahl. Er übergeht niemals den freien Willen des Menschen, auch nicht, um ihn zu retten.

Aber Lukas ist mit seinem Bericht immer noch nicht zu Ende, sondern verwendet zwei weitere Verse (siehe 8,38-39) darauf, uns zu erzählen, dass der einst Besessene Christus bat, mit ihm gehen zu dürfen. Seine Bitte wurde abgewiesen; warum dies geschah, werden wir gleich sehen.

Wenn wir uns wieder 7,18-35 vergegenwärtigen, erinnern wir uns daran, dass jener Abschnitt die Verwerfung Christi durch eine andere Gruppe von Menschen beschrieb. Die »Menschen dieses Geschlechts« (7,31) waren in die Wüste hinausgezogen, um Johannes den Täufer als gewaltige prophetische Gestalt zu sehen; dabei standen sie zunächst unter dem Eindruck, dass er der Vorläufer des Messias war. Sie lehnten ihn und seine Botschaft schließlich dennoch ab, indem sie behaupteten, dass seine asketische Lebensweise auf seine Besessenheit schließen lasse. Dies war eine äußerst fragwürdige Beschuldigung, aber man versteht, dass niemand einen dämonisch Besessenen in seiner Nähe haben wollte.

Stellen wir diesem Sachverhalt den Fall des Besessenen im vorliegenden Abschnitt gegenüber. Hier bestand kein Zweifel daran, dass der Mann besessen war. Einige der Ortsbewohner hatten verschiedentlich versucht, ihn mit Ketten zu bändigen, um ihn von seinem selbstzerstörerischen und gemeingefährlichen Tun abzuhalten. Und dennoch: Als Christus den Mann nicht nur bändigte, sondern die Dämonen austrieb und ihn vollkommen rettete, gefiel das ihnen nicht. Sie, die dem Mann vorher helfen wollen, baten jetzt den Retter, von ihnen wegzugehen.

Warum? Sie fürchteten sich, sagt Lukas. Er teilt uns dies gleich zweimal mit (siehe 8,35.37). Sonderbar. Lukas sagt nicht, dass sie Angst vor

dem Besessenen hatten, als er nackt um die Gräber strich. Vielleicht hatten sie Angst, vielleicht auch nicht. Wie dem auch sei: War es nicht seltsam, dass sie jetzt Angst hatten, da sie den Mann dasitzen sahen, bekleidet und bei Sinnen? Wovor mussten sie denn Angst haben? Man kann nur folgern, dass sie vor Christus Angst hatten – Furcht vor seiner übernatürlichen und für sie unerklärlichen Macht, womit er Dämonen austrieb. Sie konnten sich die Veränderung, die über den Mann gekommen war, nicht erklären. Aber die Macht, die sie bewirkt hatte, war für sie etwas Beängstigendes. Doch was für ein trauriges Zeugnis vom tiefen Fall des nichtwiedergeborenen Menschen, der sich in der Gegenwart von Dämonen wohler fühlt als in der Gegenwart Christi, der die Macht hat, Dämonen auszutreiben.

Und doch ist das oft der Fall. Es gibt Menschen, die einem Verbrecher oder Trinker gern helfen und ihn – wenn dies nichts nützt – am liebsten in einer Gefängniszelle oder einer Klinik sähen. Für dieselben Leute ist es peinlich und oft sogar etwas beängstigend, wenn dieser Verbrecher oder Trinker von Christus gerettet wird und zu einem vernünftigen, vorbildlichen Jünger Jesu wird, der von Neuem geboren ist. Sie können sich die eingetretene Veränderung nicht erklären, und sie mögen sich für den Betreffenden darüber freuen, dass sein Zustand sich verbessert hat. Aber sie wollen durchaus nichts mit dem zu tun haben, der die Veränderung zum Guten bewirkte: Sie denken keinen Augenblick daran, selbst seine Jünger zu werden.

Aber es gab selbstverständlich noch einen anderen Grund für die Angst der Leute. Lukas hebt die Tatsache hervor, dass die Hirten, die mit eigenen Augen gesehen hatten, was mit der Schweineherde geschehen war, den Bewohnern der Gegend berichteten, »wie der Besessene geheilt worden war« (8,36; Hervorhebung hinzugefügt). Für unsere Ohren klingt die Geschichte von den Schweinen sonderbar. Die Dämonen baten Jesus, in die Schweine fahren zu dürfen, wenn er sie aus dem Mann austreiben würde. Als die Schweine im See ertranken, verloren die Dämonen wohl ihre zeitweilige Wohnung schon wieder. Christus hatte gewiss vorausgesehen, was geschehen würde, und es ihnen deshalb gewährt. Der Tod der Schweine demonstrierte anschaulich, was das weitaus schlimmere Ende des Besessenen gewesen wäre, hätten die Dämonen die Herrschaft über ihn behalten. In einem gewissen Sinne hatten die Schweine die Rolle des Stellvertreters für den

Besessenen eingenommen. Wäre der Mann im See ertrunken, hätten die Dämonen ihn verlassen; aber dafür hätte er mit seinem Leben bezahlen müssen. So jedoch verendeten stattdessen die Schweine. Sie wurden im See begraben, während der Mann selbst frei ausging. Das aber stellte die Bewohner der Region vor eine schwierige Wahl und ein Dilemma. Sie waren von großer Furcht ergriffen, wie Lukas sagt (siehe 8,37). Wie wir festgestellt haben, waren einige von ihnen willens gewesen, dem Besessenen zu helfen, als sie ihn an Ketten legten. Wenn aber die Befreiung eines Menschen von dämonischer Besessenheit eine ganze Schweineherde kostete, dann war das ein ganz anderer Fall. Eine Schweineherde zu besitzen, bedeutete, einen großen Nahrungsvorrat zu haben! Auch finanzielle Aspekte spielten hier mit herein. Die Wahl dieser Leute lautete: Besser Christus lässt sie in Ruhe, bevor er möglicherweise anfängt, weitere Besessene zu befreien.

Christus gewährte ihnen die Bitte. Als jedoch der gerettete Besessene ihn bat, bei ihm bleiben zu dürfen, ging Christus nicht darauf ein. Freiheit bedeutete für den Geretteten nicht, dass er fortan sich selbst gefallen sollte. Es hätte ihm zugesagt, weiterhin bei Christus zu sein, wo er sich zweifelsohne am sichersten fühlte. Dies war immerhin ein lobenswerter Wunsch. Doch Freiheit hieß, willig die Gebote dessen zu befolgen, zu dessen Füßen er Frieden und Vernunft gefunden hatte. Er wurde also zurückgesandt, um zu Hause und an seinem Wohnort ein Zeugnis zu sein, und er sollte sich bald als ein äußerst eifriger Zeuge erweisen (siehe 8,39). Wenn je »die Weisheit ... von allen ihren Kindern« gerechtfertigt worden ist (7,35), dann bei diesem ehemals Besessenen, dessen klaren Verstand die fleischgewordene Weisheit wiederhergestellt hatte. Vielleicht legten die Leute in dieser Region, die ihn in den nachfolgenden Monaten beobachteten und von ihm hörten, was Christus an ihn getan hatte, ihre Angst vor Christus ab. Diesbezüglich erging es ihnen womöglich ähnlich wie Johannes dem Täufer, der seine Zweifel ablegen konnte, als seine Jünger von den wunderbaren Werken berichteten, die Christus getan hatte (siehe 7,21-23).

7. Errettung vom Dahinschwinden der Lebenskräfte (8,40-48)

»Als Jesus aber zurückkehrte, nahm ihn die Volksmenge auf, denn alle erwarteten ihn« (8,40), sagt Lukas, indem er für »erwarten« (*prosdokaō*) das gleiche Wort verwendet wie in 7,20. Dort hatte Johannes gefragt: »... oder sollen wir auf einen anderen warten?« Welche Erwartungen füllten das Denken der Leute! Da war besonders ein gewisser Jairus, der angespannt darauf wartete, dass der Herr wieder zurückkehrte. Weil seine einzige Tochter im Sterben lag, wartete er ziemlich ungeduldig auf Christus, denn er wollte ihn in sein Haus bitten, damit seine Tochter gerettet würde (siehe 8,41). Kaum war Christus zurück, lief er herzu und brachte ihm seine Bitte vor: Sogleich machte sich Christus auf und begann, ihm in sein Haus zu folgen. Aber während er ging, umdrängte ihn das Volk, wie uns Lukas berichtet (siehe 8,42), sodass Christus aufgehhalten wurde und kaum vorankam. Da kam eine Frau, die geheilt werden wollte (siehe 8,43), und das hielt Christus noch länger auf. Was muss Jairus für Qualen ausgestanden haben!

Wenn wir gewohnt sind, die einzelnen Episoden in den Evangelien als im Grunde eigenständige Einheiten zu betrachten, haben wir an dieser Stelle keine Probleme in Bezug auf das, was uns jetzt berichtet wird. Falls wir uns andererseits noch daran erinnern können, was Lukas uns im Bericht vom Hauptmann mit klarer Absicht mitteilte, wird eine Frage etwa folgender Art wach: Was machte es schon, dass der Herr aufgehhalten wurde und das Haus des Jairus nicht erreichte, solange das Mädchen noch lebte? Ging es in der Geschichte vom Hauptmann nicht gerade vorrangig darum, dass Christus die Macht hatte, aus der Ferne zu heilen? Ja, hatte er nicht den Knecht des Hauptmanns vom Sterben gerettet, ohne dass er ins Haus des Hauptmanns gehen musste? Warum befreite Christus daher den armen Jairus nicht von seinem quälenden Warten, indem er einfach ein Wort sprach und so die Tochter rettete, ohne in dessen Haus gehen zu müssen? Hat Lukas selbst vergessen, was er mit so großer Sorgfalt über den Hauptmann sagte? Sonst hätte er ja erkennen müssen, dass die gegenwärtige Geschichte bei jedem, der die erstgenannte Episode ernst genommen hat, unweigerlich einige Fragen aufwarf, oder? Lukas beantwortet diese Fragen natürlich nicht an dieser Stelle; und wenn er endlich dazu kommt, die Geschichte von Jairus

abzuschließen, liefert er einige Einzelheiten zum Geschehen, die nur noch weitere Fragen wecken.

Inzwischen verfolgt Lukas, wie es zu einer Unterbrechung des Geschehens kam – verursacht von einer Frau, die Heilung suchte, indem sie lediglich die Quaste bzw. den Saum des Gewandes Christi zu berühren suchte. Lukas erzählt ihre Geschichte als ein weiteres Beispiel von »Errettung« (8,48; vgl. z. B. Schlachter 2000). Da er bisher in jedem Beispiel einen anderen Aspekt der Errettung dargestellt hat, liegt es nahe, dass wir uns als Erstes fragen, welcher Aspekt der Errettung hier gezeigt werden soll. Wie beim Besessenen handelte es sich bei der Frau um ein chronisches Leiden (siehe 8,27-29 und 43), doch hatte ihr Fall eindeutig nichts mit Dämonen zu tun. Sie litt unter einer körperlichen Schwachheit, wahrscheinlich unter einer Blutung der Gebärmutter. Diese zehrte ihren Körper aus, und zudem waren inzwischen ihre finanziellen Mittel aufgebraucht (siehe 8,43): Sie hatte ihren ganzen Lebensunterhalt aufgewandt, um Heilung bei Ärzten zu suchen, aber alles war umsonst gewesen.⁴¹ Es gehört zur ererbten Schwachheit und Gebrochenheit des gefallen Menschen, dass nicht nur rein körperliche Funktionen, sondern auch verschiedene psychosomatische Abläufe gestört werden und die entsprechenden Beeinträchtigungen ähnliche Folgen haben können. Angst ist ein sinnfälliges Beispiel. Sie ist als Schutzmechanismus gegeben und soll letztlich dazu dienen, Leben zu erhalten, kann aber auch außer Kontrolle geraten. Der Betroffene kämpft dann unter Aufbietung all seiner Kräfte gegen die Angst, ohne dass er ihrem Würgegriff entkommt.

Wie dem auch sei – das Hauptanliegen der Geschichte besteht darin, uns einmal mehr zu zeigen, wie die leidende Person geheilt wurde. Wiederholt wird uns gesagt, wie sie Christus berührte. Vier der insgesamt sechs Verse dieses Berichts sprechen davon, wie die Frau beabsichtigte, geheilt zu werden, indem sie den Saum des Gewandes Christi unbemerkt berührte. Das erwies sich jedoch als unmöglich, weil Christus spürte, dass jemand ihn berührt hatte. Deshalb fragte er, wer es gewesen sei, der ihn berührt habe. Daraufhin meinten die Jünger, ihn belehren zu

41 Der in 8,43 befindliche Ausdruck (»obgleich sie den ganzen Lebensunterhalt an die Ärzte verwandt hatte«) fehlt in mehreren Handschriften (eine ähnliche Wendung steht allerdings in Mk 5,26). Darum lassen einige Übersetzungen ihn aus. Laut Marshall (S. 344) ist keine eindeutige Entscheidung für oder gegen diese Lesart möglich.

müssen: Bei einem solchen Gedränge sei es doch töricht, diese Frage zu stellen. Der Herr aber bestand darauf, dass jemand ihn angerührt habe und die betreffende Person hervortreten und vor allen Leuten bekennen müsse, warum sie ihn angerührt hatte. Inzwischen sollten wir begriffen haben, was Lukas von uns erwartet: Wir sollten die Fähigkeit Christi, jemandes Berührung zu spüren, ernst nehmen. Wenn uns diese entgeht, haben wir nicht auf das achtgegeben, was Lukas uns sagen will. Zudem erinnern wir uns daran, wie in der Geschichte von der Frau im Haus Simons die Tatsache, dass die Frau Christus berührt hatte (siehe 7,36-50), große Bedeutung hatte. Dort hatte sich Simon die entscheidende Frage gestellt, ob Christus den Charakter der Frau, die ihn berührte, wahrnehmen konnte oder nicht. Simon kam anfangs zu dem Schluss, er sei dazu nicht imstande; hätte er es nämlich gekonnt, dann hätte er nach Simons Meinung es niemals geduldet, dass die Frau ihn berührte. Wir müssen darum diese Zwillingsepisoden von Frauen, die unseren Herrn berührten, näher untersuchen und uns dabei mit der Frage beschäftigen, welches Wahrnehmungsvermögen er besaß.

Wir halten einleitend fest, dass die Nöte beider Frauen mit ihrem Geschlecht zu tun hatten; die erstere war in moralischer Hinsicht kompromittiert, während die letztere einen körperlichen Schaden hatte. Gemäß dem jüdischen Denken verunreinigte sich jeder, der eine der beiden Frauen berührte. Das empfand Simon bezüglich der Frau in seinem Haus, und das sagte 3. Mose 15,19-27 bezüglich der Frau mit dem Blutfluss. Sie war selbst unrein (siehe 3Mo 15,25), und wer sie anrührte, wurde dadurch unrein. Das bedeutete, dass beide Frauen davon erzählen konnten, wie weh es tut, wenn man ausgegrenzt wird, weil man für den Umgang mit sauberen und anständigen Menschen untauglich ist. Für beide Frauen brachte die Errettung Befreiung von der Ausgrenzung, indem sie deren Ursache beseitigte. Beiden war damit wieder der Zugang zur normalen Gemeinschaft mit anderen Menschen möglich. Vielleicht war ein Grund, warum die blutflüssige Frau unbemerkt geheilt werden wollte, nicht nur ihre natürliche Schamhaftigkeit, sondern noch viel mehr die Angst vor den Leuten: Die Religiösen unter ihnen wären möglicherweise zornig geworden, weil sie es wagte, sich unter die Menschen zu mischen und diese mit ihrer Unreinheit anzustecken. In diesem Fall brachte die Heilung als nicht gering zu schätzender Segen ihr die Freiheit, sich fortan frei unter den Menschen bewegen zu können, ohne

ständig unterschwellig fürchten zu müssen, entdeckt zu werden. Auf der moralischen Ebene bewirkte die Vergebung für die Frau im Haus Simons das Gleiche: Als Christus die Echtheit ihrer Errettung öffentlich bezeugte, konnte sie sich unter anständigen Menschen angenommen fühlen und musste nicht mehr Angst haben, man werde ihr fortwährend ihre Vergangenheit auftischen. In diesem Fall bedeutete Errettung, dass man wieder vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft war.

Als Zweites halten wir fest, dass zwar beide Geschichten die Frage nach dem Wahrnehmungsvermögen Christi aufwerfen, aber der jeweilige Kernpunkt in jeder Geschichte ein anderer ist. In der ersten Geschichte lautet die Frage, ob Christus den Charakter der Frau, die ihn berührt, wahrnehmen könne; in der zweiten hingegen, ob er wahrnehmen könne, dass ihn überhaupt jemand berührt hat. In seiner Gesinnung als strenger Moralist muss Simon bewusst gewesen sein, wie die Menschen gern Masken aufsetzen und Posen einnehmen, um ihren wahren Charakter zu verbergen. Wohl konnte diese Haltung schnell zu einem kalten, lieblosen Verdacht verkommen und zu mangelndem Vertrauen führen, doch Simons Sorge, anständige Leute vor den Täuschungen missliebiger Charaktere zu schützen, war an sich begründet und realistisch. Seiner Meinung nach sollte ein Prophet über das natürliche Vermögen hinaus die Fähigkeit besitzen, Verkleidungen zu erkennen und Menschen zu durchschauen (siehe 1Kö 14,2-6). Er schlussfolgerte nun, Christus sei nicht imstande, den wahren Charakter der Frau zu ergründen, sondern lasse sich täuschen, und daher könne er kein wahrer Prophet sein. Das spätere Geschehen zeigte, dass Simon sich täuschte. Simon hatte seine Gedanken für sich behalten (siehe 7,39), aber Christus kannte seine Gedanken, ohne dass dieser sie geäußert hatte (siehe 7,40). Zudem zeigte er, dass er sehr wohl wusste, was für eine Person die Frau gewesen war. Christus deutete ihre Berührung ganz anders als Simon, aber er lieferte Simon auch ein unwiderlegbares Argument dafür, dass seine Deutung bezüglich des Denkens und Verhaltens der Frau korrekt war.

Die Notwendigkeit, in solchen Fällen die Zeichen korrekt zu deuten, bleibt ein fortwährendes praktisches Problem. Erfahrungsgemäß sind Frauen dieses Schlages und Kriminelle aller Art dafür bekannt, dass sie in unaufrichtiger Weise Bekehrungszeugnisse ablegen und so die Gutgläubigkeit der Christen ausnützen. Wenn eine Gemeinschaft

von Christen darauf hereinfällt, kann daraus ein Skandal entstehen, der die Überzeugungskraft des Evangeliums und die weiteren Bemühungen um Bekehrung und Errettung von Menschen beeinträchtigt. Wenn auf der anderen Seite derartige Leute wirklich bekehrt sind, kann es ihrem geistlichen Wachstum ernsthaft schaden, falls die Christen in ungebührlicher Weise Verdacht hegen und ihnen das Vertrauen sowie die Gemeinschaft verwehren. Es braucht gewiss mehr als menschliche Weisheit, um die Indizien korrekt zu deuten, wenn Menschen bekennen, sich bekehrt zu haben.

Der Fall der zweiten Frau dreht sich um die entscheidende Frage, ob Christus nicht nur etwas von der Frau, sondern auch von sich selbst wahrnehmen konnte. Er wusste, so sagte er, dass jemand ihn in einer nicht nur zufälligen Weise oder aus Versehen berührt hatte. Er hatte nämlich gemerkt, dass Kraft von ihm ausgegangen war (siehe 8,46). Das lehrt uns die überaus wichtige Wahrheit, dass die Kraft, die uns rettet, keine unpersönliche Kraft ist. Natürlich stimmt es, dass die Kraft Christi auf die Frau übergegangen war, als sie lediglich den Saum seines Gewandes, aber nicht ihn selbst berührt hatte. Sie war ja wegen ihres echten Glaubens und nicht aufgrund von Aberglauben geheilt worden (siehe 8,48). Sie fand jedoch heraus, was wahrer Glaube bedeutet: Wir können nicht durch die Kraft Christi gerettet werden, ohne dass wir Christus als Person begegnen. Es ist einfach deshalb unmöglich, weil wir nicht an Christus glauben und von seiner Kraft empfangen können, ohne dass er es weiß. Aber dieses Unmögliche bewahrt uns vor mindestens zwei großen Gefahren. Es bewahrt den Glauben davor, zum Aberglauben zu verkommen, bei dem Christus (oder sein Gewand) zu einer Reliquie wird, der eine Art magischer, unpersönlicher Kraft inneohnt. Damit kann der Glaube auch nicht zu einer bloßen Spielart des Egoismus degenerieren oder die Errettung nur als eine Form der Besserung des Lebenswandels angesehen werden. So mancher ist zu Christus gekommen, weil er lediglich die Kraft haben wollte, um ein Laster wie Spielsucht oder Alkoholismus zu überwinden, weil dies seinen Körper zugrunde richtete und ihn finanziell ruinierte. Christus ist bereit, auf jeden Hilferuf dieser Art zu antworten. Aber in seiner Güte lässt er es nicht zu, dass jemand bei seiner Errettung bloß die Medizin sieht, die ihn kurierte. Er besteht vielmehr darauf, dass der Betreffende ihn als Person kennenlernt und wie die Frau ihn öffentlich als Retter bekennt.

8. Errettung und eine »geheime« Totenaufweckung (8,49-56)

Lukas nimmt jetzt die Geschichte von Jairus und seiner Tochter wieder auf. Wir erinnern uns an unsere Frage: Warum befreite der Herr den Jairus nicht von den Qualen der Wartezeit, indem er seine schon zuvor geoffenbarte Macht, aus der Ferne zu heilen, gebrauchte und dessen Tochter vor dem Sterben bewahrte? Weshalb wartete er, bis er im Haus des Jairus war?

Man könnte annehmen, ein Grund dafür sei gewesen, den Glauben des Jairus auf die Probe zu stellen und damit zu stärken. Als der Hauptmann dem Herrn sagte: »Herr, bemühe dich nicht« (gr. *mē skyllou*), war das ein Ausdruck des Glaubens (7,6). Als jemand aus dem Haus des Jairus diesem sagte, dass er den Meister nicht mehr bemühen (gr. *mēketi skylle*) solle, war das eine Versuchung, den Glauben an Christus fahren zu lassen, da es nunmehr zu spät sei. Jairus hätte denken können, dass es die Fähigkeiten Christi übersteige, dem Zustand der Tochter abzuhelpfen. Christus trat dieser Versuchung entgegen und bewahrte Jairus vor hoffnungsloser Trauer, indem er ihn aufforderte, im Glauben auszuharren: »Glaube nur, und sie wird gerettet werden« (8,50).

Demnach haben wir folgende einfache und offenkundige Tatsache vor uns: Wenn Christus das Mädchen aus der Ferne gerettet hätte, dann wäre das letzte Beispiel für Errettung in der uns hier vorgestellten Episodenreihe ein Fall von Bewahrung vor dem Sterben gewesen. Die Geschichte ist aber in der vorliegenden Form passenderweise ein Fall der Errettung vom Tod. Auch der Sohn der Witwe von Nain wurde vom Tod errettet, aber dessen Geschichte gehörte, wie wir dort festgestellt hatten, zu einer Lektion über die Bedingungen, unter denen Errettung gewährt wird. Bei der Tochter des Jairus geht es um eine andere Lektion. Der Dreh- und Angelpunkt besteht darin: Die Leute wussten alle, dass das Mädchen tot war (sie war es wirklich). Christus beharrte jedoch darauf, dass für sie der Tod nur ein Schlaf war (siehe 8,52). Von Christus gelehrt, haben die Gläubigen seither den leiblichen Tod stets als einen Schlaf angesehen. Der Apostel Paulus hat ihnen weitere Glaubenslektionen vermittelt, denen zufolge die letzte Phase ihrer Errettung beginnt, wenn der Herr kommt und ihren toten Leib aus dem Todesschlaf erweckt (1Thes 4,14-17).

Im Licht all dessen muss man schon für das geringste Maß an Vorstellungskraft unzugänglich sein, um die Geschichte von der Auferweckung der Tochter des Jairus nicht so zu sehen, wie das vierte Evangelium die Auferweckung des Lazarus behandelt (siehe Joh 11). Auch in diesem Fall ging es für Christus nicht darum, Lazarus aus der Ferne zu heilen oder noch rechtzeitig nach Bethanien zu ziehen, um Lazarus vor dem Sterben zu bewahren. Er blieb zunächst so lange weg, bis Lazarus »eingeschlafen« war (11,11), und kam dann nach Bethanien, um ihn aufzuwecken (11,11). So machte er schließlich seine Auferweckung aus den Toten zu einer Vorschattung der großen Auferstehung der Toten bei der Wiederkunft (11,24-27).

Wir vermuten also, dass die Auferweckung der Tochter des Jairus als Vorschattung der Auferstehung bei der Wiederkunft des Herrn beabsichtigt ist. Wenn dieser Gedanke etwas Wahres an sich hat, dann kann das uns auch helfen, das andere Problem dieser Geschichte zu lösen: die Tatsache, dass Christus auf Verborgenheit und Verschwiegenheit bestand. Keiner durfte ins Haus außer den drei Jüngern und den Eltern (siehe 8,51), und nachdem das Mädchen aus den Toten aufgeweckt worden war, befahl er den Eltern, niemand zu erzählen, was geschehen war (siehe 8,56). Wir fragen uns, wie in aller Welt man eine solche Sache geheim halten sollte. Alle, die draußen standen, wussten, dass das Mädchen gestorben war. Die für die Bestattung bestellten Klagefrauen hatten schon begonnen, zu weinen und den Trauergesang anzustimmen. Musste man ihnen nicht sagen, dass ihr Dienst nicht mehr nötig sei, und den entsprechenden Grund erklären? Und selbst wenn man ihnen nichts sagen sollte, würden sie bald das Mädchen quicklebendig umherlaufen sehen, und die Nachricht würde sich wie ein Lauffeuer ausbreiten. Wenn es ein Geheimnis bleiben sollte, dann würde es ein offenes Geheimnis sein.

Aber gerade das beinhaltet ein »Geheimnis« im neutestamentlichen Sinn des Wortes. Und als Geheimnis werden gewisse Einzelheiten der Auferstehung bei der Wiederkunft Christi bezeichnet (siehe 1Kor 15,51). Wenn Christus in Satz 4 ein bestimmtes Geheimnis des Reiches durch ein Gleichnis vermittelt hatte (siehe 8,10-15), ist der Gedanke vielleicht nicht ganz abwegig, dass er in Satz 8 ein anderes großes Geheimnis mithilfe eines Wunders veranschaulichte.

Das Kommen: Phase 5

Lukas 9,1-50

Christus und das Ziel der Erlösung

Voruntersuchung

Die Sätze

1. Die Aufrichtung des Reiches aus unserer Welt betrachtet
(9,1-27)
2. Die Aufrichtung des Reiches aus der jenseitigen Welt
betrachtet (9,28-50)

PHASE 5

Christus und das Ziel der Erlösung

Voruntersuchung

Wir betreten jetzt die Phase 5, und unsere erste Aufgabe besteht darin, ihren Inhalt festzustellen. Diese Aufgabe fällt uns leicht, denn 9,51 ist der Dreh- und Angelpunkt im Gedankenfluss des ganzen Evangeliums. Obwohl wir erst wenig mehr als ein Drittel des Buches hinter uns haben, kündigt dieser Vers an, dass die Zeit sich nähert, da Christus in den Himmel aufgenommen werden soll. Entsprechend macht er sich entschlossen auf den Weg Richtung Jerusalem. Von diesem Punkt ausgehend, berichtet das Evangelium darüber, wie unser Herr seinen Weg von der Erde in den Himmel nahm. Deshalb haben wir alles, was von da an folgt, als »das Gehen« bezeichnet. Wenn aber »das Gehen« mit 9,51 beginnt, bleiben uns nur noch 50 Verse (9,1-50), um die letzte Phase des »Kommens« zu beschreiben.

Auf den ersten Anblick ist das ein wenig überraschend. Man hätte eher erwartet, dass die fünfte und damit letzte Phase »des Kommens« als ein offenkundiger und kraftvoller Höhepunkt all des Vorangegangenen präsentiert worden wäre. Aber vielleicht ist das ja auch der Fall, denn Gewicht und Kraft eines Textes sind nicht unbedingt von seiner Länge abhängig. Und doch: Mit nur 50 Versen ist Phase 5 die kürzeste innerhalb »des Kommens«. Warum umfasst sie relativ wenig Verse?

Was auch immer der Grund dafür sein mag, die Kürze ist auf alle Fälle gewollt. Ein Vergleich dieses Teils des Evangeliums mit den Parallelabschnitten bei Matthäus und Markus zeigt, dass Lukas in dieser Phase nur ziemlich wenig Sondergut überliefert hat, während er bewusst erhebliche Stücke von dem auslässt, was die beiden anderen Synoptiker enthalten. Nach seiner kurzen Erwähnung des Herodes in 9,7-9 übergeht er den Tanz anlässlich des Geburtstages des Herodes, der zur Enthauptung Johannes' des Täufers führte, wie wir bei Matthäus (siehe 14,1-12) und Markus erfahren (siehe 6,14-29). Alle drei Evangelisten geben die Speisung der Fünftausend und das Bekenntnis wieder, dass

Jesus der Christus Gottes ist. Zwischen diesen beiden Geschichten berichtet Matthäus (siehe 14,22 – 16,12) jedoch davon, wie der Herr auf dem Wasser wandelt, von seiner Rückkehr nach Genezareth, von der Auseinandersetzung über gewaschene und ungewaschene Hände, von der Syrophönizierin, von Heilungen und der Speisung der Viertausend, von der Zeichenforderung der Pharisäer sowie der Warnung vor deren Sauerteig. Markus hat in diesem Abschnitt (siehe 6,45 – 8,26) die gleiche lange Reihe von Einzelgeschichten und dazu noch einiges an Sondergut. Lukas hat das alles ausgelassen: Bei ihm folgt auf die Speisung der Fünftausend (siehe 9,10-17) unmittelbar das Bekenntnis zur Messianität Jesu (siehe 9,18-27).

Die Kürze wurde Lukas also nicht aufgenötigt, weil ihm etwa entsprechendes Quellenmaterial gefehlt hätte. Wenn wir so wollen, können wir sagen, dass er hier so viel ausgelassen hat, weil er beabsichtigte, im zweiten Teil seines Evangeliums viel gewichtigen, von Matthäus und Markus nicht überlieferten Stoff einzuarbeiten. Andere meinen, dass sein Bericht Rücksicht nehmen musste auf die Grenzen, welche die damalige Herstellung von Büchern ihm auferlegten. Das habe ihn genötigt, aus Kapitel 9 die meisten Berichte auszulassen, die Matthäus und Markus jeweils in ihr Evangelium aufgenommen haben. Dies umfasst allerdings ein sehr zweifelhaftes Argument, da er, wenn er gewollt hätte, wie ein Thukydides ein mehrbändiges Werk hätte schreiben können. Ob wir eine solche Erklärung als hinreichend ansehen, hängt zumindest teilweise von unserer Ansicht bei folgender Frage ab: Meinen wir, dass praktische Notwendigkeit allein die Entscheidungen hinsichtlich der Auswahl des verfügbaren Stoffes bei einem Autor vom Format eines Lukas bestimmt hat (ganz zu schweigen von der Aussageabsicht des Heiligen Geistes, der ihn inspirierte)? Es ist auch ein ganz anderer – oder zusätzlicher Grund – möglich. Möglicherweise schrieb Lukas nur diese 50 Verse und nicht mehr, weil diese besondere Auswahl des Stoffes alles sagte, was er an dieser Stelle des Evangeliums mitteilen wollte. Er hätte selbst dann, wenn ihm so viel Platz wie nur irgend möglich geboten worden wäre, auch nicht mehr gesagt.

Was der wahre Sachverhalt auch sein mag – wenn wir beachten, in welcher Weise er den von ihm ausgesuchten Stoff geordnet hat, erkennen wir sofort die Anzeichen bewusster Komposition. Das zeigt ein Blick auf die Inhaltsangabe von Phase 5 (S. 186).

Phase 5 des Kommens (9,1-50)

1. Die Aufrichtung des Reiches aus unserer Welt betrachtet (9,1-27)

A. Anweisungen an die Zwölf und ihre Aussendung (9,1-9)

- a. Den Zwölf wird Macht und Gewalt über die Dämonen gegeben (9,1-2).
- b. Anweisungen zum Verhalten, wenn man angenommen oder abgelehnt wird (9,3-6)
- c. Herodes, verwirrt durch Berichte, meint, Jesus sei der aus den Toten auferweckte Johannes der Täufer, den er enthauptet hatte. Er will wissen, wer Jesus wirklich ist (9,7-9).

B. Die Speisung der Fünftausend (9,10-17)

Die Jünger werden angewiesen, die Volksmengen zu speisen; sie wenden ein, dass sie dazu außerstande sind. Dann speist Christus sie durch ein Wunder.

C. Das Bekenntnis, dass Jesus der Christus Gottes ist (9,18-27)

- a. Jesus betete allein (9,18a).
- b. Die Leute meinen fälschlicherweise, Jesus sei Johannes oder Elia; Petrus bekennt ihn als den Christus Gottes (9,18b-20).
- c. Ankündigung von Verwerfung, Tod und Auferstehung Christi; Aufforderung an die Jünger, im Licht des Kommens in Herrlichkeit das Kreuz aufzunehmen; Verheißung der Schau des Reiches (9,21-27)

2. Die Aufrichtung des Reiches aus der jenseitigen Welt betrachtet (9,28-50)

C': Die Verkörperung Jesu (9,28-36)

- c'. Schau von Christus, Mose und Elia in Herrlichkeit; Unterredung über die in Jerusalem bevorstehende Hinrichtung, Auferstehung und Erhöhung Christi (9,28-32)
- b'. Petrus stellt Mose und Elia auf eine Ebene mit Christus, aber die Stimme verkündet: »Dieser ist mein geliebter Sohn« (9,33-35).
- a'. Jesus war allein (9,36).⁴²

B': Die Heilung des einzigen Sohnes des Vaters (9,37-43a)

Der Vater bittet die Jünger, den Dämon auszutreiben, aber sie können es nicht; Christus heilt den Knaben durch ein Wunder.

A': Weitere Anweisungen an die Zwölf (9,43b-50)

- c'. Die Jünger sind verwirrt durch die Aussage Christi, er müsse in die Hände der Menschen überliefert werden (9,43b-45).
- b'. »Wer irgend dieses Kind aufnimmt in meinen Namen, nimmt mich auf; und wer irgend mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat« (9,46-48).
- a'. Johannes beanstandet, dass die Macht Christi, Dämonen auszutreiben, von jemandem gebraucht wird, der nicht zu den Zwölf gehört; er wird von Christus zurechtgewiesen (9,49-50).

⁴² A. d. H.: Vgl. RELB.

Wir stellen fest, dass durch diese von Lukas vorgenommene Auswahl und Anordnung des Stoffes die Hauptthemen der Verse 1-27 in den Versen 28-50 wie in einem Spiegel wieder erscheinen. Dieser Effekt muss von Lukas natürlich gewollt sein, und daher müssen wir in der Auslegung versuchen, Sinn und Zweck dieser Anordnung zu erkennen.

Zunächst ist eine Sache offenkundig: Der wichtigste Teil des Stoffes liegt in den beiden mittleren Abschnitten (9,18-27 und 9,28-36). Jeder dieser beiden Abschnitte macht auf seine Weise drei große Aussagen. Die erste betrifft die Identität Jesu. In 9,20 spricht Petrus für alle Apostel, wenn er sagt, sie seien zu der Überzeugung gelangt, dass Jesus der Christus Gottes ist. Dann sagt in 9,35 die Stimme aus der Wolke, dass Jesus »mein geliebter Sohn« ist. Die zweite Aussage betrifft die bevorstehende Verwerfung, Hinrichtung und Auferstehung Christi. 9,22 kündigt diese Geschehnisse in schlichter Sprache an; in 9,31 wird das gleiche Geschehen durch eine höchst sinnträchtige Wendung ausgedrückt (»sein Ausgang, den er in Jerusalem erfüllen sollte«). Die dritte Aussage betrifft das Zweite Kommen Christi. In 9,26 spricht Christus offen von dem Tag, an dem der Sohn des Menschen kommen wird in seiner Herrlichkeit und der Herrlichkeit des Vaters sowie der heiligen Engel, während die Verklärung auf dem Berg (siehe 9,28-36) gemäß der Erklärung eines der Augenzeugen ein vorwegnehmender kurzer Blick vom Zweiten Kommen war. Petrus sagt: »Denn wir haben euch die Macht und Ankunft (*parousia*) unseres Herrn Jesus Christus nicht kundgetan, indem wir ausgeklügelten Fabeln folgten, sondern als solche, die Augenzeugen seiner herrlichen Größe geworden sind ... als wir mit ihm auf dem heiligen Berg waren« (2Petr 1,16-18). Wenn der Begriff *parousia* im Neuen Testament in Zusammenhang mit unserem Herrn gebraucht wird, bezieht er sich ohne Ausnahme auf seine Wiederkunft.

Damit können wir bereits erkennen, dass Phase 5 tatsächlich als Höhepunkt in der ersten Hälfte des Evangeliums fungiert. Es kann nichts geben, was das Zweite Kommen des Herrn als Höhepunkt übertrifft. Und Phase 5 enthält nicht nur die erste explizite Aussage in diesem Evangelium, dass es eine Wiederkunft geben wird, sondern sie bietet uns auch einen großartigen prophetischen Anblick jener kommenden Herrlichkeit.

Die Sätze

1. Die Aufrichtung des Reiches aus unserer Welt betrachtet (9,1-27)

Wie wir uns vielleicht noch erinnern, präsentierte uns Phase 4 viele verschiedene Beispiele und Aspekte der Errettung. Waren sie auch noch so wunderbar, sie waren alle Beispiele für die Errettung von Einzelpersonen, und genau aus diesem Grund konnte Phase 4 nicht als Höhepunkt der ersten Hälfte des Evangeliums dastehen. Die Errettung des Einzelnen ist von unendlicher Wichtigkeit; aber sie beinhaltet nicht alles. Gewiss, das letzte Beispiel in Phase 4 erwies sich für jeden, der das Geschehen mit offenen Augen verfolgte, als ein Typus dafür, dass alle in Jesus Entschlafenen bei seinem Kommen auferstehen werden. Aber wir müssen an eine ganze, aus den Fugen geratene Welt denken, und nichts Geringeres als die Aufrichtung des weltumspannenden Gottesreiches in jedem Winkel der Erde könnte unsere Sehnsüchte und Hoffnungen stillen. Die Phase 5 wird vom Reich handeln: davon, wie Christus dafür sorgte, dass es durch seine Apostel in ganz Israel verkündigt wurde (siehe 9,2); wie er selbst zu den Volksmengen, die sich um ihn drängten, davon sprach (siehe 9,11); und wie er einigen wenigen Bevorzugten eine Vorschau auf das kommende Reich gewährte (siehe 9,27). Wie wir festgestellt haben, berichtet Phase 5 also davon, dass die Verkündigung in der ganzen Nation geschieht und die Volksmengen entsprechende Erklärungen und Ermahnungen bekommen. Aber zum größten Teil werden die Lektionen während dieser Phase dem engen Kreis der Zwölf – einmal sogar nur dreien unter ihnen – gegeben. Einige Male wird auch ausdrücklich gesagt, dass sie nur für ihre Ohren gemeint sind (siehe 9,21.36.43-44). Bis Christus tatsächlich gekreuzigt wurde, war diese göttliche Strategie zur Aufrichtung seines Reiches ein Bestandteil jener verborgenen Weisheit (siehe 9,45 und 1Kor 2,7-8), die keiner der Fürsten dieser Welt erkannte; denn hätten sie diese erkannt, würden sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt haben. In Satz 1 wird erläutert, wie die Apostel beauftragt wurden. Damit waren sie zugerüstet für den Augenblick, da ihnen explizit erklärt werden sollte, wie sie dabei vorgehen mussten.

A. *Anweisungen an die Zwölf und ihre Aussendung (9,1-9)*. Der Inhalt und die Proportionen der Berichte über die Aussendung der Zwölf sind auf den ersten Anblick überraschend. *Ein* Vers (siehe 9,1) beschreibt die Übertragung der notwendigen Vollmacht auf die Apostel. Vier Verse (siehe 9,2-5) beschreiben die Anweisungen, die sie empfangen. Insgesamt fünf Verse sind der Vorbereitung vorbehalten – und dann wird die Sendung selbst mit einem einzigen Vers abgetan: »Sie gingen aber aus und durchzogen nacheinander die Dörfer, indem sie das Evangelium verkündigten und überall heilten« (9,6). Es wird kein einziges Muster einer Predigt geboten; keine Dämonenaustreibungen und keine Heilungen werden beschrieben. Es findet sich kein detaillierter Bericht darüber, wie willig oder widerwillig sie in diesem oder jenem Dorf bzw. in dieser oder jener Stadt aufgenommen wurden. Offensichtlich hat uns Lukas nicht viel von den Dingen berichtet, die wir gern gehört hätten, aber es ist anzunehmen, dass er uns gesagt hat, was wir nach seiner Auffassung hören müssen. Darum sollten wir eine Weile bei den Details verharren.

Wir erfahren, dass der erste Teil dieser Sendung der Apostel die Predigt war. Der Inhalt der Predigt sollte das Reich Gottes sein (siehe 9,2), und ihre Predigt wird ferner als Evangelium (siehe 9,6), d. h. als frohe Botschaft, bezeichnet. Was sie verkündigen mussten, beinhaltete zweifelsohne einen Ruf zur Buße, wie ihn auch Johannes der Täufer weitergegeben hatte. Die Predigt umfasste vielleicht auch Hinweise auf die ethischen Standards, die man von den Bürgern des Reiches verlangte, so wie der Herr sie in Kapitel 6 gelehrt hatte, als er auf dem ebenen Platz sprach (vgl. 6,20-49). Aber vor allem sollten sie verkündigen, dass das lang erwartete Gottesreich wirklich nahe war. Für jeden Juden, der die herrlichen Beschreibungen des kommenden Zeitalters aus dem Alten Testament kannte, war die Ankündigung, dass das Reich nun »nahe gekommen« (vgl. Lk 10,11) war, selbstverständlich eine frohe Botschaft. Aber die Realität und die Wesensart jenes Reiches sollten durch den zweiten Teil der Mission der Apostel demonstriert werden: Ihnen wurde übernatürliche Kraft und Vollmacht gegeben, Menschen von der Herrschaft böser Geister zu befreien und sie körperlich zu heilen. Das war nicht nur die Ermahnung, sich zu bessern und die eigenen Schwächen zu bekämpfen: Hier manifestierten sich vielmehr »die Wunderwerke des zukünftigen Zeitalters« (Hebr 6,5), die in diese Welt einbrechen, um ihr Heilung und Rettung zu bringen.

Als Nächstes (9,3-4) wurde den Aposteln gesagt, dass die Nation für die Kosten von Nahrung, Unterbringung, Kleidung und Reisen aufkommen würde. Der König der Nation wurde zwar von vielen verkannt, aber er »kam in das Seine« (Joh 1,11) und hatte das Recht, von den Angehörigen der Nation zu verlangen, dass sie seine Boten versorgten. »Die Seinen« nahmen ihn bekanntlich nicht an. Als das geschah und er offiziell zu den »Gesetzlosen« (vgl. Lk 22,37) gerechnet wurde, nahm er seine hier gegebene Anweisung ausdrücklich zurück, um sie durch neue zu ersetzen (siehe 22,35-38). Jetzt aber durften die Apostel erwarten, dass man sie aufnahm und versorgte. Ja, sie sollten wissen, dass es eine äußerst ernste Sache war, den Boten die Aufnahme zu verweigern: Wo das geschah, sollten sie bei der Weiterreise den Staub von ihren Füßen schütteln und damit gegen diejenigen Leute zeugen, die sie abgewiesen hatten. Den Aposteln wurde allerdings nicht die einst von Elia ausgeübte Vollmacht gegeben (siehe 9,54; 2Kö 1,9-14), über die Betreffenden das Gericht herabzurufen. Auf der anderen Seite sollten sie allen klarmachen, dass das Reich Gottes, dessen Kommen sie ankündigten, keine bloße Sammlung von Ratschlägen für einen alternativen Lebensstil war. Auch war es nicht *eine* Zukunftsoption unter vielen. Weil es sich um das Reich Gottes handelte, machte sich vielmehr derjenige, der es ablehnte, damit schuldig, Gott selbst zu verwerfen. Er musste mit der ewigen Verdammnis rechnen.

Daraufhin zogen die Apostel zu ihrer Mission aus. Es wird uns, wie wir oben vermerkten, kein detaillierter Bericht davon gegeben. Vielmehr wird nur beschrieben, wie sich ihr Dienst allgemein auf die Nation auswirkte. Allerdings erfolgt dies in indirekter Weise (siehe 9,7-9): Wir sehen diese Auswirkung durch die Augen des Herodes. Den Volksmengen war im Großen und Ganzen klar, dass sie Zeugen einer Heimsuchung durch eine Persönlichkeit aus der jenseitigen Welt waren. Sie spekulierten, dass dies der aus den Toten auferweckte Täufer Johannes sein könne. Manche meinten auch, dass Elia vom Himmel zurückgekehrt sei, um das kommende Zeitalter einzuläuten (siehe Mal 3,23). Wieder andere sahen darin das Wirken eines der wiedererweckten alten Propheten. Das ist für sich genommen schon interessant. Die Leute hatten nicht mehr nur den Eindruck, dass ein großer Prophet unter ihnen aufgestanden war (siehe 7,16); jetzt ahnten sie, dass in der Person Jesu die jenseitige Welt in das Diesseits eingebrochen war. Ihre Spekulationen hinsichtlich der Identität Jesu waren zugegebenermaßen unzuläng-

lich, aber ihre Grundvorstellung war durchaus richtig. So waren z.B. Jesaja, Jeremia und Hesekiel große Propheten, aber sie wurden alle wie gewöhnliche Menschen geboren. Mit ihnen kam nicht das Reich Gottes in diese Welt. Ihr Auftreten war kein Einbruch der himmlischen Welt in das Diesseits. Anders dagegen das Kommen Jesu.

Doch Lukas lässt uns, wie gesagt, die Wirkung auf das Volk nicht direkt, sondern durch die Augen des Herodes anschauen. Und das ist sogar noch interessanter, denn die Apostel hatten verkündigt, dass das Reich Gottes und damit die Herrschaft Gottes nahe sei, und Herodes war einer der Regenten dieser Welt – zwar kein ganz großer, aber eben doch ein Herrscher. Außerdem sollten wir bedenken: Als Johannes der Täufer das Volk aufgefordert hatte, sich auf das Kommen des Messias vorzubereiten, hatte Herodes ihm seine moralischen Forderungen verübelt und ihn zum Schweigen gebracht – endgültig, wie er meinte, indem er ihn zuerst einkerkern und dann hinrichten ließ. Wenn das, was die Leute sagten, nicht vollständig aus der Luft gegriffen war, befand sich Herodes in ernsthaften Schwierigkeiten. Propheten als moralische Mahner konnten unangenehm sein, besonders dann, wenn sie bei den Volksmassen beliebt waren. Man konnte sie jedoch letztendlich alle zum Schweigen bringen – falls der Tod das Ende aller Aspekte der Diesseitigkeit bedeutete. Wenn aber Tod und Grab nicht endgültig verhindern konnten, dass Johannes der Täufer oder Elia zurückkehrten, dann waren der Herrschaftsanspruch des Herodes und sein Thron keineswegs mehr so sicher. Zweifellos wird sich Herodes eingeredet haben, dass das Volk in erheblichem Maße abergläubisch sei. Dennoch konnte er sein Unbehagen nicht abschütteln, das ihn jetzt nicht wegen bestimmter Fragen der Moral verfolgte (das war alles zweitrangig), sondern wegen der Person Jesu. Wer genau war er eigentlich? War er einfach ein Prophet oder Mann Gottes, wie es schon etliche gegeben hatte? Oder war er wirklich aus der himmlischen Welt ins Diesseits gekommen? Herodes versuchte, Jesus zu sehen (siehe 9,9). Wenn die Predigt und der Dienst der Apostel schon in den Tagen vor der Auferstehung Christi eine solche Wirkung hatten, müsste das bei unserer Verkündigung, die wir nach Pfingsten leben, erst recht der Fall sein. Wir haben unsere wichtigste Aufgabe nicht erledigt, wenn wir den Leuten den Eindruck vermitteln, dass das Reich Gottes lediglich moralische Fragen im gegenwärtigen Zeitlauf regeln wolle. Vielmehr müssen wir ihnen zu verstehen geben,

dass es um die entscheidende Frage der Identität Jesu und darum geht, ob er tatsächlich eines Tages in unsere Welt zurückkehren wird, wenn er in seiner eigenen Herrlichkeit und in der Herrlichkeit des Vaters sowie der heiligen Engel erscheint (siehe 9,26).

B. Die Speisung der Fünftausend (9,10-17). Jetzt folgt der Bericht von der Speisung der Fünftausend. Damit wir erfassen, worum es dabei geht, müssen wir auf den Kontext und auf die Stellung achten, den er innerhalb des Gedankenflusses der gesamten Phase 5 einnimmt. Das Wunder war zweifelsohne eine Lektion für das Volk, aber noch mehr für die Apostel. Das sehen wir zunächst an den inneren Proportionen des Berichts, aber auch an der Tatsache, dass die Unzulänglichkeit der Apostel, die hier bloßgestellt und durch Christus überwunden wird, im Bericht über ein anderes Wunder (siehe 9,37-42) wie ein Echo wiederkehrt. Lukas hat in seinem sorgfältig angelegten Plan diese beiden Geschichten nämlich einander gegenübergestellt (siehe Inhaltsangabe S. 186).

Lukas merkt an, dass das Wunder geschah, nachdem die Apostel von ihrer Sendung zurückgekehrt waren und dem Herrn alles berichteten, was sie getan hatten (siehe 9,10). Christus zog sich daraufhin mit ihnen nach Bethsaida zurück. Als die Volksmengen jedoch erfuhren, wohin sie gegangen waren, folgten sie ihnen. Das ist verständlich: Die Predigt und der Dienst der Apostel im ganzen Land müssen in ihnen die sehnsuchtsvollen Erwartungen und die Hoffnungen geweckt haben, dass die alten Weissagungen eines kommenden Zeitalters weltweiten Friedens und paradiesischer Glückseligkeit sich vielleicht doch bewahrheiten und nun bald in Erfüllung gehen würden. Und Christus, der wusste, wie sehr die Menschen nach Befreiung von den Rückschlägen, Enttäuschungen und Schmerzen des Lebens im gegenwärtigen Zeitalter verlangten, wies die Volksmengen nicht zurecht, weil sie zu ihm strömten, nachdem er sich zurückgezogen hatte. Er nahm sie vielmehr auf, sprach zu ihnen vom Reich Gottes und heilte solche, die Heilung nötig hatten (siehe 9,11). Das muss ihre Hoffnungen noch mehr genährt haben.

Aber bald meldeten sich die Apostel und machten den Herrn darauf aufmerksam (als ob er es nicht selbst gemerkt hätte), dass es schon spät war. Sie verwiesen darauf, dass sich in dieser abgelegenen Gegend keine Geschäfte oder Herbergen fanden, weshalb er die Volksmengen entlassen solle, damit sie in den nächstgelegenen Dörfern Unterkunft

und etwas zum Essen fänden. Sicher war diese Ungehörigkeit, selbst die Initiative zu übernehmen und dem Herrn zu sagen, was zu tun sei, nicht beabsichtigt: Vielleicht erklärt sie sich aus ihrem Erfolg während der gerade beendeten Mission, nachdem sie zuvor entsprechend ausgerüstet und bevollmächtigt worden waren. Aber das Folgende zeigt, wie mangelhaft ihre Vorstellungen in Bezug auf die Person sowie Macht Christi und auf das Wesen des kommenden Reiches, das sie doch soeben landesweit verkündigt hatten, noch immer waren. Christus beabsichtigte nicht, die Leute wegzuschicken. Er wollte ihnen vielmehr eine Vorschattung dessen geben, wie das Reich Gottes bei seiner allumfassenden Aufrichtung sein wird. Jesaja hatte auf seine poetische Art verheißen (siehe Jes 25,6-9), dass Gott eines Tages allen Nationen der Welt ein Festmahl mit den besten Speisen, den üppigsten Gerichten, den erlesensten Weinen und den köstlichsten Getränken bereiten wird. Zu diesem göttlichen Festmahl, das alle Geladenen sättigen wird, gehört auch die Tatsache, dass Gott den Tod für immer verschlingen und jede Träne abwischen wird. Die Zeit, dieses Bankett zu bereiten, war natürlich noch nicht gekommen, aber Christus wollte den Angehörigen der Volksmenge und den Aposteln einen lebendigen Vorgeschmack davon geben und die Kraft unter Beweis stellen, die das Reich letztendlich herbeiführen wird. Dazu war selbstverständlich ein Wunder nötig, und zwar ein Wunder großen Ausmaßes. Nur ein solches Wunder konnte das kommende große Festmahl vorschatten. Aber zuerst tat Christus etwas Interessantes: Er forderte seine Apostel auf, selbst den Volksmengen zu essen zu geben. Nun hatten aber die Apostel noch nie ein Wunder solchen Ausmaßes gesehen. Sie hatten erlebt, wie Einzelne geheilt wurden. Ja, ihnen selbst war während der gerade beendeten Sendung gewährt worden, in übernatürlicher Kraft Dämonen auszutreiben und Kranke zu heilen. Aber wie sollten sie diese gewaltige Menschenmasse, die allein fünftausend Männer zählte (die Frauen und Kinder nicht mitgerechnet), speisen? Das war ein ganz anderes Vorhaben! Und dennoch zeugte ihre Antwort von großem Unverstand. Sie wussten, dass nie leere Worte aus dem Mund des Herrn kamen und es nicht seiner Art entsprach, sich über ihre Hilflosigkeit lustig zu machen. Wenn er ihnen gebot, den Volksmengen zu essen zu geben, dann hätte dies sie zumindest wachrütteln sollen: Vielleicht gehörten zum Reich Gottes größere Kräfte, als sie bisher vermutet hatten. Möglicherweise

verfügte Jesus über derartige Kräfte. Aber das Höchste, wozu sich ihre Gedanken emporschwingen konnten, war die Möglichkeit, den nächstgelegenen Markt (und dort selbstverständlich einen Großhändler) aufzusuchen, um sich dort mit dem Nötigen einzudecken. Schließlich hatten sie, wie sie bemerkten, nur fünf Brote und zwei Fische.

Ohne jeden Zweifel waren die Ressourcen völlig unzulänglich, und die Aufgabe war viel zu groß, solange die Gedanken der Jünger auf das beschränkt waren, was während des Lebens in dieser Welt erwartungsgemäß immer wieder ablief. Doch gerade dies bildete den Hintergrund, auf dem Christus umso eindringlicher die Macht und Größe demonstrieren konnte, die mit dem Kommen des Reiches verbunden ist. Er blickte zum Himmel auf (siehe 9,16) und rief wieder einmal die Kräfte des Himmels auf diese arme Erde herab. Damit mehrte er die kümmerlichen Ressourcen der Jünger, sodass sie die hungrigen Menschenmassen bis zur Sättigung versorgen konnten und noch etliches übrig blieb. Diese Lektion brauchen wir noch immer. Wir betonen zu Recht die moralischen Gesetze des Reiches Gottes und ringen darum, dass sie schon heute auf die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Probleme der Welt angewendet werden. Aber wir müssen aufpassen, dass diese gegenwärtige Sorge nicht unsere Vorstellungen von dem begrenzt, was das Reich Gottes eines Tages mit sich bringen wird. Wenn das Reich Gottes vollends gekommen ist, wird es nicht darum gehen, unsere gegenwärtigen Geschäfte einfach ein wenig rücksichtsvoller, gerechter und erfolgreicher zu erledigen. Das Kommen des Reiches Gottes wird von nichts Geringerem geprägt sein als davon, dass die himmlische Welt und ihre Kräfte in das Diesseits einbrechen. Die Natur wird dann von ihrem Stöhnen sowie Seufzen befreit und die Schöpfung von der Knechtschaft der Vergänglichkeit erlöst werden. Sie wird in eine Welt der Freiheit, der vollen Genüge und der umfassenden Erfüllung verwandelt; Tod und Leid werden für immer entfliehen.

C. Das Bekenntnis, dass Jesus der Christus Gottes ist (9,18-27). Wir haben den Höhepunkt von Satz 1 erreicht. Wie wir bereits festgestellt haben, sagt uns Lukas nicht, dass zwischen der Speisung der Fünftausend und dem Bekenntnis, dass Jesus der Christus Gottes ist, einige Zeit verfließen und einige Dinge geschehen sind. Er leugnet es natürlich auch nicht. Aber dann hören wir im Bericht des Lukas, wie der Herr

die Apostel fragt: »Wer sagen die Volksmengen, dass ich sei?«, worauf die Apostel antworten: »Johannes der Täufer, andere aber: Elia; andere aber, dass einer der alten Propheten auferstanden sei«. Angesichts dessen können wir unmöglich übersehen, dass wir all diese Vermutungen ganze zehn Verse weiter oben schon gehört haben. Warum diese Wiederholung? Wieso konnte Lukas, nachdem er so viel Stoff ausgelassen hatte, nicht auch die erste Frage Christi auslassen und sich gleich der zweiten zuwenden, die schließlich das Herzstück bildet: »Ihr aber, wer sagt ihr, dass ich sei?«

Wir können dies nur dann beurteilen, wenn wir uns fragen, was die Wiederholung bewirkt. Sie unterstreicht u. a. die einfache, aber wichtige Tatsache, dass die Apostel mit allen anderen, im Land kursierenden Meinungen und Mutmaßungen bestens vertraut waren, als sie die Messianität Jesu bekannten. Sie bekannten ihn mithin nicht deshalb als Messias, weil sie vom übernatürlichen Element in seinem Dienst beeindruckt worden waren und keine andere Erklärungsmöglichkeit hatten, die nicht so weit reichte. Die Mutmaßungen der Leute zeigten nämlich, dass sie alle irgendetwas Übernatürliches in Bezug auf Jesus und seinen Dienst sahen. Dabei ließ Jesus seine Apostel noch einmal all diese Vermutungen aufzählen, bevor sie endgültig und in aller Form ihre eigene Überzeugung aussprachen. Somit steht ihr Bekenntnis als bewusster Kontrast und Widerspruch zu all den anderen Vermutungen: Alle sonstigen Ansichten mögen noch so erhaben klingen, doch sie können nicht ausdrücken, wer Jesus ist. Er ist nichts Geringeres als der unvergleichliche und einzigartige Messias Gottes. Mit diesem formalen, wohlüberlegten, kollektiven und ausdrücklichen Bekenntnis durch die Apostel haben wir nicht nur einen Höhepunkt in der Phase 5 des Lukasevangeliums, sondern auch einen Wendepunkt der Weltgeschichte erreicht.

Aber kaum waren die Apostel zu der vollen Einsicht gebracht worden, dass Jesus der Messias war, ging der Herr dazu über, ihnen die Abfolge der Ereignisse vorzustellen, die zur Aufrichtung des Reiches führen sollten. Wir können nicht genau feststellen, welche Vorstellungen die Apostel selbst hinsichtlich dieser Sache hatten; aber wir erkennen aus ihren späteren Bemerkungen und ihrem Verhalten, dass sie auf keinen Fall damit gerechnet hatten, dass der Messias von der Nation abgelehnt und gekreuzigt werden würde. Darum sagte es ihnen der Herr gleich am Anfang. Was wäre gewesen, hätte er sie während der folgen-

den Monate in der Erwartung belassen, dass das gegenwärtige Interesse und die Begeisterung der Volksmenge noch wachsen würden und die Nation in ihrer Gesamtheit ihn als Messias annähme? Sie hätten die Enttäuschung nicht überlebt, als sie dann sehen mussten, wie die Nation genau das Gegenteil tat. Sie hätten annehmen müssen, dass Jesus gescheitert sei, die Situation falsch eingeschätzt habe und seine Hoffnungen sowie Pläne zur Aufrichtung des Reiches nichtig gewesen seien. Darum gab er ihnen nun unmissverständlich zu verstehen, dass er sehr wohl um seine bevorstehende Verwerfung wisse – gerade jetzt, da seine Popularität im Volk den Zenit erreicht hatte und der Glaube der Apostel sowie ihre Einsicht bezüglich seiner Identität auf dem Höhepunkt waren.

Als Nächstes sollten wir beachten, dass er ganz genau sagte, durch wen er verworfen werden sollte. Es ist streng genommen nicht ganz korrekt, wenn wir entsprechend der soeben gebrauchten Formulierung sagen, dass er angekündigt habe, die Nation werde ihn verwerfen. Es waren die religiösen Führer, die seinen messianischen Anspruch ablehnen und ihn der Kreuzigung überliefern würden. Unter dem Volk war er sehr beliebt, wie wir eben gesehen haben, und das blieb gemäß Lukas bis in die Leidenswoche so (siehe 19,47-48; 20,1.45; 21,37-38; 22,2-6). Erst in letzter Minute gelang es den Obersten, die Volksmengen auf ihre Seite zu ziehen, bis sie laut schreiend seine Kreuzigung verlangten. Man hätte in der gegenwärtigen Lage eher erwartet, dass Christus die Apostel auf einen landesweiten Feldzug geschickt hätte. Sie hätten die Leute darüber aufklären können, dass Jesus der Messias ist. Die Unterstützung der Massen hätte er dann dazu verwenden können, die Opposition, d. h. die religiösen Führer, zu überwältigen. Unser Herr tat genau das Gegenteil. Er verbot den Jüngern, irgendjemandem zu sagen, dass er der Messias war (siehe 9,21).⁴³ Ein Grund für dieses Verbot war gemäß den Ansichten vieler Ausleger zweifelsohne folgender: Die populären Vorstellungen dessen, was der Messias sein und was er tun würde, waren äußerst mangelhaft, um nicht zu sagen, verkehrt.

⁴³ Dieses Verbot scheint weder absolut gewesen zu sein noch immer Bestand gehabt zu haben, und zwar gilt das schon für die Zeit vor der Auferstehung. Als der Blinde ihn als den Sohn Davids anrief (18,38), befahl Jesus ihm nicht, dies nie wieder zu sagen. Als die Volksmengen bei seinem triumphalen Einzug (19,38-40) ihn als den »König, der da kommt im Namen des Herrn« begrüßten, wies er die Forderung der Pharisäer ab, er müsse sie zum Schweigen bringen. Und er selbst fuhr fort, in der Öffentlichkeit von sich gelegentlich in Worten zu sprechen, die für den aufmerksamen Zuhörer zumindest darauf hindeuteten, dass er der Messias war, z. B. »mehr als Salomo ist hier« (11,31).

Sie waren so sehr mit der aktuellen Politik vermischt, dass wahrscheinlich eine höchst unerwünschte politische Bewegung in Gang gekommen wäre, wenn man landesweit verkündet hätte: Jesus ist der Messias! Damit hätte man Massen begeisterter, aber nichtwiedergeborener Nachfolger gesammelt, die durchaus nicht willens gewesen wären, täglich das Kreuz aufzunehmen, um Christus nachzufolgen. Viel eher hätten sie zum Schwert gegriffen, um für die vermeintlichen Rechte des Messias zu kämpfen. Der Grund, den Christus für das Verbot angab, bestand jedoch darin, dass er verworfen und getötet werden musste. Man beachte dieses Wort »muss«: Es ergab sich ohne jeden Zweifel aus der göttlichen Strategie zur Aufrichtung des Reiches. Das bedeutete, dass jeder Versuch, diese Verwerfung und den Tod zu umgehen oder zu verhindern, nicht nur nutzlos wäre, sondern sogar Gottes Willen direkt zuwiderlaufen würde. Als Christus diese Notwendigkeit ankündigte, hielt er jedoch nicht inne, um die Gründe dafür zu erklären. Er nannte sie lediglich, um dann fortzufahren und die verbleibenden Schritte auf dem Weg zur Aufrichtung des Reiches anzugeben. Seinem Tod musste die Auferstehung folgen. Das würde auf alle Fälle seinen messianischen Anspruch bestätigen; aber Christus zeigte auch an (siehe 9,23-26), dass seine Auferstehung nicht allem Widerstand unmittelbar ein Ende machen und dann sogleich zur Aufrichtung des Reiches Gottes führen würde. Im Gegenteil: Ihm nachzufolgen, würde auch nach der Auferstehung Jesu bedeuten, sich selbst zu verleugnen und täglich sein Kreuz aufzunehmen. Diesbezüglich würde man mit der gleichen Feindschaft vonseiten der Welt rechnen müssen, die Christus widerfuhr, und die Schande und Schmach zu tragen haben, welche die Nachfolge eines gekreuzigten Christus zwangsläufig mit sich bringt. Ja, weit davon entfernt, mit einem triumphierenden Christus über eine unterworfenen Welt herrschen zu dürfen (siehe 1Kor 4,18), musste jeder, der sein Jünger sein wollte, bereit sein, sogar das Leben um Christi willen zu verlieren.

Was war mit dem Widerstand, falls die Jünger nur bereit wären, die Leiden für eine Zeit zu erdulden? Würde er bald besiegt sein und die Welt sich allmählich bekehren, sodass sich das Reich Gottes schrittweise auf Erden durchsetzen würde? Christus hat ihnen auch in dieser Beziehung keinerlei Hoffnungen gemacht. Das Reich Gottes in dem Sinne, wie er es in seinen Reden beschrieb, würde nur durch seine persönliche Wiederkunft in seiner eigenen Herrlichkeit und in der Herr-

lichkeit des Vaters sowie der heiligen Engel aufgerichtet werden (siehe 9,23-26). Dann, erst dann, wird die Zeit kommen, da alle, die um seinen Willen gelitten hatten, ihren Lohn empfangen. Und dann werden alle, die ihn während der Zeit seiner Abwesenheit verleugnet hatten, feststellen müssen, dass diese Verleugnung ihnen ewigen Verlust bringt.

Wenn das Bekenntnis der Apostel zur Messianität Jesu ein Höhepunkt und Meilenstein in ihrer Christusnachfolge war, dann war für sie diese Ankündigung unweigerlich eine schlimme Ernüchterung, die sie mit Entsetzen erfüllt haben muss. Wenn das Reich Gottes auf Erden nicht vor dem Zweiten Kommen Christi aufgerichtet werden sollte, dann würde sich ihnen ein düsterer Ausblick bieten. Dann ginge es darum, sein Kreuz zu tragen sowie zu leiden und nur geringe Chancen zu haben, das Reich je zu sehen. Sie könnten ja gut und gern schon tot sein, ehe es so weit wäre. Wie sollten sie dann die Zuversicht finden, um weiterhin zu glauben und auf das Kommen eines Reiches zu hoffen, das sie wahrscheinlich nie sehen würden?

Christus kannte das Problem und die Notwendigkeit, den Glauben seiner Apostel und damit auch den Glauben der Christen aller nachfolgenden Generationen zu stärken (siehe 2Petr 1,12-21) – den Glauben sowohl an die Realität dieses Reiches als auch an die Gewissheit seines Kommens. Darum fuhr er fort: »Ich sage euch aber in Wahrheit: Es sind einige von denen, die hier stehen, die den Tod nicht schmecken werden, bis sie das Reich Gottes gesehen haben« (9,27). Er bezog sich natürlich auf das, was drei seiner Jünger wenige Tage später sehen sollten: die Verklärung auf dem Berg.⁴⁴

44 Einige finden es schwierig oder gar unmöglich, diese Verheißung auf den Berg der Verklärung zu beziehen. Sie sind insbesondere der Meinung, dass der betreffende Ausdruck (»einige ... [werden] den Tod nicht schmecken ... bis sie ... gesehen haben«) unger reimt sei, wenn er sich auf etwas beziehen soll, das nur wenige Tage entfernt ist. Diese Schwierigkeit besteht tatsächlich, wenn man das Reich Gottes nur als Herrschaft auffassen kann, die in der Zukunft auf der Erde aufgerichtet werden soll. Wie wir bald erörtern werden, beginnt die Existenz des Reiches Gottes aber nicht erst dann, wenn es in umfassender Weise auf Erden erstet. Es existiert schon in der jenseitigen Welt. Mose und Elia sahen ja bereits das Reich Gottes, als Christus dastand und mit seinen Jüngern redete, ehe sie auf den Berg gestiegen waren. Natürlich muss ein Mensch normalerweise erst sterben (wie Mose) oder entrückt werden (wie Elia), bevor er das Reich sehen kann und es auf Erden offenbar werden wird. Es sehen zu dürfen, ohne zuvor gestorben zu sein, war etwas Außergewöhnliches. Als sie das Reich Gottes sahen, wie es in der ewigen Welt schon war, bedeutete dies gleichzeitig, dass sie es sahen, wie es sein wird, wenn es endlich kommt und auf Erden aufgerichtet wird.

2. Die Aufrichtung des Reiches aus der jenseitigen Welt betrachtet (9,28-50)

Es ist kein Zufall, dass der Stoff in der zweiten Hälfte dieser Phase eine Art Spiegelbild des Stoffes in der ersten Hälfte darstellt. Nehmen wir beispielsweise den Abschnitt, den wir eben erörtert haben (siehe 9,18-27), und den Abschnitt, der jetzt folgt (siehe 9,28-36). Wie wir bereits festgestellt haben (S. 187), sprechen beide in gewisser Hinsicht von den gleichen Dingen: von der Identität Jesu im Vergleich zu Mose und Elia, von seinem Tod, seiner Auferstehung und seiner Wiederkunft. Der Unterschied besteht darin, dass die beiden Abschnitte diese Dinge aus entgegengesetzten Perspektiven betrachten: der erste von der Warte der Menschen in dieser Welt, der zweite aus dem Blickwinkel von Personen in der jenseitigen Welt. In 9,18-27 ist die Identität Jesu ein Sachverhalt, der den Menschen schrittweise durch Erfahrung aufgeht; in 9,28-36 ist sie ein Tatbestand, der schon immer bekannt gewesen ist. In 9,18-27 ist der Tod Christi etwas, hinsichtlich dessen den Aposteln gesagt wird, er geschehe als Ergebnis seiner Verwerfung durch die religiösen Führer in Jerusalem. Das sieht (zunächst) wie eine Niederlage aus. In 9,28-36 ist der Tod Christi ein Ereignis, das lange zuvor geplant wurde und nun in triumphaler Weise in Erfüllung gehen soll. Außerdem bilden in 9,18-27 das Bekenntnis der Messianität Jesu und die Ankündigung seines Todes, seiner Auferstehung sowie seiner Wiederkunft in Herrlichkeit den Höhepunkt, auf den alles in Satz 1 zugestrebt ist. In 9,28-36 hingegen beinhalten die Herrlichkeit des Reiches, der lange geplante »Ausgang« in Jerusalem und die Gewissheit der letztendlichen Aufrichtung des Reiches auf Erden bei der Wiederkunft den Ausgangspunkt, in dessen Licht alles abläuft, was danach in Satz 2 gesagt wird.

C'. Die Verklärung Jesu (9,28-36). Die erste Wirkung der Verklärung auf die Apostel bestand darin, dass sie von der Realität der jenseitigen Welt und des ewigen Reiches überzeugt wurden und dabei auch der letzte Zweifel ausgeräumt wurde. Unsere Welt umfasst nicht die einzige Welt: Es gibt eine jenseitige Welt. Als Nächstes konnten die Apostel erkennen, dass die jenseitige Welt nicht nur eine zukünftige Welt ist, sondern gleichzeitig mit der gegenwärtigen besteht – obwohl sie auch vor ihr schon da war und über sie hinausreicht. Ferner erkannten

sie, dass jene Welt für unsere Welt normalerweise unsichtbar ist, Christus aber Zugang zu beiden Welten gleichzeitig hatte. Und ein weiterer Sachverhalt kam hinzu: Obwohl er noch auf der Erde war, nahmen sein Angesicht und seine Gewänder einen strahlenden Glanz an, der zur jenseitigen Welt gehörte (siehe 9,29). Überdies heißt es: »Zwei Männer unterredeten sich mit ihm, welche Mose und Elia waren. Diese erschienen in Herrlichkeit« (9,30-31). Das ist hochinteressant, denn in unserer diesseitigen Welt waren diese beiden Gestalten zeitlich voneinander geschieden, lebten sie doch in verschiedenen Jahrhunderten; aber in jener Welt erschienen sie zusammen. Offensichtlich ist jene Welt weder der Zeit noch den Veränderungen unterworfen, die das Geschehen in unserer Diesseitigkeit bestimmen. Und doch wäre es falsch, voreilig zu folgern, dass es in jener Welt keine Vergangenheit und Zukunft, sondern nur ein ewiges Jetzt gebe. Uns wird nämlich gesagt, wie Mose und Elia mit Christus eine Sache besprachen, die anscheinend für alle drei noch zukünftig war: den Tod und die Auferstehung Christi (wörtlich seinen »Exodus«). Es ging also um das Werk, das er in Jerusalem erfüllen sollte (siehe 9,31). Er war noch nicht gestorben. Das war offensichtlich, und das wussten auch diese beiden Männer.

Ihre Unterredung betraf den Exodus Christi. Während seines Lebens auf Erden hatte Mose die Darbringung des Passahlammes beaufsichtigt. Damals war Israel vom Zorn Gottes gerettet worden, damit es den ersten Schritt auf dem Weg der Befreiung von der Sklaverei tun und Ägypten verlassen konnte. Damals, wenn nicht schon zuvor, hatte Mose verstanden, dass jenes Passahopfer und der Auszug (ebenfalls »Exodus« genannt) eine andere Dimension hatten: Sie waren ein Typus und eine Weissagung in Bezug auf das Opfer des Messias, ein Angeld auf ein Geschehen, das eines Tages »erfüllt ist im Reich Gottes« (22,16). Und ferner wird er erfahren haben, dass das göttlich angeordnete Passah in Ägypten nicht nur eine hilfreiche Analogie darstellte, die glücklicherweise herangezogen werden konnte, als Gott beschloss, dass der Messias sterben müsse. Das Opfer des Messias, das Israel und alle Bußfertigen vom Zorn Gottes und von der Herrschaft Satans retten sollte, war vielmehr in der Ewigkeit vor aller Zeit verordnet worden, als überhaupt noch nicht an das Passah zur Zeit des Mose zu denken war.

Auch Elia hatte während seines Lebens in dieser Welt ein Opfer dargebracht (siehe 1Kö 18), dessen Zweck gewesen war, Israel von

der Verehrung nichtiger Götzen abzubringen und zum Dienst für den wahren und lebendigen Gott zurückzugewinnen. Die entsprechende Methode war einfach: Der Gott, der mit Feuer aus dem Himmel antwortete und damit die Annahme des Opfers für Israel anzeigen würde, sollte als der wahre Gott anerkannt werden. Damals wird Elia erfahren haben, dass auch sein Opfer ein Typus hinsichtlich des Weges war, den Gott bereits festgelegt hatte, um Israel und die ganze Menschheit von ihren falschen Göttern zurückzuführen: Es ging um das Opfer, das der Messias für alle Menschen darbrachte und dessen Annahme Gott durch die Auferweckung Christi und das Kommen des Heiligen Geistes aus dem Himmel bestätigte.

Wenige Tage zuvor waren die Apostel entsetzt gewesen, als sie hörten, dass Christus nach Jerusalem gehe, um dort zu sterben. Das konnten sie auf dem Weg zur Erfüllung ihrer Hoffnungen nur als Hindernis ansehen, das sich vor ihnen auftürmte, weil die religiösen Führer des jüdischen Volkes so verstockt waren. Jetzt, auf dem Berg der Verklärung, begann es ihnen zu dämmern, dass Christus vor Grundlegung der Welt als Opfer zuvor erkannt worden war – verkündigt und vorausgesagt durch Gesetz und Propheten. Ihnen wurde allmählich bewusst, dass dieses Opfer jetzt so bewusst erfüllt werden sollte, wie es nach göttlichem Ratschluss geplant worden war.

Zudem bekamen die Apostel auf dem Berg der Verklärung nicht nur einen Blick in die Vergangenheit und nahe Zukunft, wie er Personen in der Herrlichkeit ermöglicht ist. Dort erwies sich vielmehr auch die absolute Gewissheit der Wiederkunft Christi. Es ist nicht uns überlassen, aus dem Bericht diese Schlussfolgerung von uns aus zu ziehen, denn Petrus selbst – wie wir bereits erwähnt haben – erklärt es uns: Neben anderen Sachverhalten bekam er auf dem Berg der Verklärung die Gewissheit, dass Christus wiederkommt (siehe 2Petr 1,12-18). Die Beweisstücke, die er anführt, hat er sowohl mit seinen Ohren als auch mit seinen Augen wahrgenommen. Er sagt, dass er und die zwei anderen Apostel Augenzeugen der herrlichen Größe Christi gewesen seien und gehört hätten, wie die Stimme von der prachtvollen Herrlichkeit an ihn⁴⁵ erging. Als sich Petrus auf dem heiligen Berg befand, waren verschiedene Dinge geschehen. Was von diesen war es, das Petrus beim

45 A. d. H.: D. h. an Christus.

späteren Nachdenken zu dieser Gewissheit führte, dass der gekreuzigte Jesus eines Tages in Herrlichkeit wiederkommen würde? Er sagt: »Denn wir haben euch die Macht und Ankunft unseres Herrn Jesus Christus nicht kundgetan, indem wir ausgeklügelten Fabeln folgten, sondern als solche, die Augenzeugen seiner herrlichen Größe geworden sind. Denn er empfing von Gott, dem Vater, Ehre und Herrlichkeit, als von der prachtvollen Herrlichkeit eine solche Stimme an ihn erging: ›Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe.« Das heißt, Petrus bezieht sich nicht nur auf die Tatsache, dass das Angesicht Christi auf dem heiligen Berg umgestaltet und sein Gewand verwandelt wurde. Er beobachtet vielmehr auch, wie an einem bestimmten Punkt im Ablauf der Geschehnisse Gott der Vater in überwältigender Weise bezeugte, dass Jesus geehrt und verherrlicht werden muss. Wir tun gut daran, uns an Petrus zu orientieren und nochmals zum Bericht des Lukas zurückzukehren, um festzustellen, welches der genaue Punkt war, an dem bestätigt wird, dass Jesus alle Ehre und Herrlichkeit gebührt.

Wie wir festgestellt haben, betraf die Unterredung zwischen Christus, Mose und Elia den Exodus (Ausgang) Christi in Jerusalem und damit die Notwendigkeit, die Herrlichkeit des Berges der Verklärung zu verlassen und in die armseligen Niederungen einer Welt der Sünde herabzusteigen, um am Ende in Jerusalem in den Tod zu gehen: Der Sohn des Menschen musste dahingehen, wie es beschlossen worden war (siehe 22,22). Als Mose und Elia gerade von ihm scheiden wollten (siehe 9,33), meinte Petrus, dass es gut wäre, wenn sie nicht gingen, sondern alle auf dem Berg blieben. Er schlug sogar vor, drei Hütten zu errichten, je eine für Christus, Mose und Elia, damit das Bleiben ihnen leichter falle. Nach den Aussagen des Lukas hatte er wie die beiden anderen Apostel geschlafen, sodass ihm der Inhalt der Unterredung offensichtlich weitgehend entging. Er wusste also nicht, was er da sagte. Es war auf alle Fälle ein ganz unglücklicher Vorschlag. Er stellte nicht nur Christus auf die gleiche Ebene wie Mose und Elia, sondern er hätte auch das Hingehen aufgehalten und hinausgezögert, das von Ewigkeit her geplant und dessen Zeit nun gekommen war. Im Ablauf der Geschehnisse befinden wir uns jetzt an jenem Punkt, da Christus mit Mose und Elia seinen Ausgang besprochen hatte, seine Gesprächspartner am Entschwinden waren und Christus sich bereit machte, vom

Berg hinabzusteigen, um seinem Exodus entgegenzugehen. Da kam die Wolke, aus der von der »prachtvollen Herrlichkeit« eine Stimme an Jesus erging und in überwältigender Weise bezeugte, dass ihm alle Ehre und Herrlichkeit gebührt: »Dieser ist mein geliebter Sohn, ihn hört.« Es ging nicht nur darum, dass der Vater den Exodus geplant hatte. Vielmehr erfüllte auch die Bereitschaft des Sohnes, seinen Plan auszuführen, das Herz des Vaters mit Wonne, sodass sie ihn zu dieser Ehrenbezeugung gegenüber dem Sohn bewegte.

Als Petrus in seinem späteren Leben über dieses herrliche Geschehen nachdachte, überzeugte es ihn von zwei Dingen. Erstens war der Tod Christi kein tragischer Unfall. Er war zuvor erkannt, das heißt, zuvor verordnet, und zwar vor Grundlegung der Welt (siehe 1Petr 1,20). Zweitens waren die Schmach der Kreuzigung und dieser Tod selbst kein Hindernis auf dem Weg zur Aufrichtung des Reiches. Christi Leidensbereitschaft war der Grund für die Wonne des Vaters und die Ursache dafür, dass dem Sohn die höchste Herrlichkeit zugeeignet wurde. Gott hat ihn nicht nur aus den Toten auferweckt und ihm Herrlichkeit gegeben (siehe 1Petr 1,21). Vielmehr wird er darüber hinaus eines Tages vor dem ganzen Universum tun, was er auf dem Berg der Verklärung getan hat. Er wird seinen Sohn verherrlichen und dessen Ehre in umfassender Weise wiederherstellen. Christus wird wiederkommen (siehe 2Petr 1,16), nicht nur in seiner persönlichen Herrlichkeit, sondern auch in der Herrlichkeit des Vaters und der heiligen Engel (Lk 9,26). Keine Ehre kann zu groß sein, womit der Vater den einst Gekreuzigten dann ehren wird.

Nachdem die Stimme verhallt war, blieb Jesus gemäß dem Bericht des Lukas allein zurück. Der Gesetzgeber und der Prophet waren verschwunden. Bei all ihrer Würde waren sie doch bloß Menschen. Ihre Aufgabe in der Geschichte hatte darin bestanden, die Menschwerdung, den Tod und die Auferstehung Christi vorzubereiten. Nun, da er gekommen war, zogen sie sich zurück. Die Erlösung der Welt sollte sich auf Christus gründen, auf Christus allein.

B'. Die Heilung des einzigen Sohnes des Vaters (9,37-43a). Am folgenden Tag kamen Jesus und die drei Jünger, wie Lukas sagt, vom Berg hinab (9,37). Falls wir mit unseren Augen ein wenig von der Herrlichkeit der Verklärung haben erhaschen können, werden wir die Eindringlichkeit in diesen Worten (»Dieser ist mein geliebter Sohn, ihn hört.«)

nicht überhören, insbesondere, wenn wir die geistliche Verkommenheit und Not sehen, womit sie am Fuße des Berges sofort umgeben waren.

Zwei Dinge helfen uns, die Bedeutung der nächsten Begebenheit so zu sehen, wie Lukas sie uns zeigen will. Zuerst können wir seinen Bericht mit den Schilderungen von Matthäus und Markus vergleichen. Wie Matthäus (siehe 17,14-20) hat auch Lukas die vier Verse von Markus 9,21-24 mit dem Dialog zwischen Christus und dem Vater des Besessenen nicht überliefert. Darin geht es um die Frage, wie lange der Knabe schon besessen ist, und darum, dass der Glaube notwendig ist bzw. ihm alle Möglichkeiten offenstehen. Anders als bei Matthäus (siehe 17,19-20) wie auch bei Markus (siehe 9,28-29) fehlt bei Lukas die sich anschließende Unterredung zwischen den Aposteln und Christus über die Frage, warum sie den Dämon nicht hatten austreiben können. Andererseits bietet Lukas einige vielsagende Einzelheiten, die sich bei den anderen nicht finden. Nur Lukas hat die Tatsache festgehalten, dass der Knabe der einzige Sohn des Vaters war und der Vater seine Bitte teilweise auf diese Tatsache gründete (siehe 9,38). Und nur Lukas berichtet, was Christus tat, als er den Knaben geheilt hatte: Er »gab ihn seinem Vater zurück« (siehe 9,42). Welch ein Bedeutungsreichtum steckt in diesen beiden kurzen Aussagen! Es bestand eine einzigartige Beziehung und eine besondere Zuneigung des Vaters zu seinem einzigen Sohn. Die durch die dämonische Besessenheit bewirkte Verdrehung der Gliedmaßen und die Veränderung der ganzen Persönlichkeit hatten in einem sehr realen Sinn dem Vater den Knaben entrissen und ihn damit der Freude der wechselseitigen Beziehung beraubt. Und wie herrlich war das Ergebnis der Befreiung: Der Herr gab dem Vater den Knaben zurück, sodass die Freude der Beziehung wiederhergestellt wurde.

Und Lukas ist der Einzige, der festgehalten hat, welchen Eindruck dies auf die Angehörigen der Volksmenge machte: »Sie erstaunten aber alle sehr über die herrliche Größe Gottes« (9,43). Das von Lukas für »herrliche Größe« verwendete Wort (*megaleiotēs* im Griechischen) ist aufschlussreich. Es ist im Neuen Testament nur noch zweimal belegt, nämlich in Apostelgeschichte 19,27 und 2. Petrus 1,16. In der letztgenannten Stelle verwendet Petrus das Wort, um die Größe Christi zu beschreiben, die er auf dem Berg der Verklärung gesehen hatte. Die von Lukas gegebene kurze Darstellung der Wirkung auf die Volksmengen lässt uns mithin verstehen, was Christus durch das von ihm gewirkte

Wunder tat: Er war herabgestiegen vom Berg der Verklärung, wo sich die Größe Gottes so offenbart hatte, wie sie in der ewigen Welt erscheint. Unmittelbar darauf brachte er etwas von dieser Herrlichkeit mit sich in die geistliche Verkommenheit und Not unserer Welt, sodass er den Menschen die Gelegenheit gab, einen kleinen Eindruck von der Größe Gottes zu gewinnen.

Und noch etwas können wir tun, um besser zu erkennen, was Lukas uns mit dieser Geschichte zeigen will: Wir haben die Möglichkeit, sie mit der bereits erörterten Geschichte von 9,10-17 vergleichen. Auch in jener Episode wurde von einem Wunder berichtet, bei dem die Volksmengen einbezogen wurden. Außerdem wurden die Jünger dort aufgefordert, Abhilfe zu schaffen. Sie vermochten es jedoch in 9,13 nicht (siehe dort) und waren auch hier dazu außerstande (siehe 9,40). Aber es finden sich neben den Ähnlichkeiten auch Unterschiede: In 9,13 war es Christus, der die Jünger anwies, die Volksmengen zu speisen, was diese nicht vermochten. Dagegen ist es hier in 9,40 der Vater, der die Jünger anflehte, seinen Sohn zu heilen, was sie wiederum nicht konnten. Ferner haben wir herausgefunden, dass das Wunder der Speisung der Fünftausend in seinem Ablauf auch ein Gleichnis war. Es ist anzunehmen, dass die Heilung des einzigen Sohnes dieses Vaters ebenfalls ein solches Gleichnis ist. Die Not, welcher der Herr im ersten Fall begegnete, war Hunger; die Not, der Christus im vorliegenden Fall entgegentritt, ist eine ganz andere, doch auch sie illustriert den allgemeinen Zustand des Menschen.

Wie wir bereits festgehalten haben, fehlt in der Version des Lukas die sich anschließende Diskussion zwischen den Jüngern und Christus über die Frage, warum sie nicht in der Lage gewesen waren, den Dämon auszutreiben. Lukas lenkt unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Zurechtweisung, die Christus gegenüber den Versammelten ausspricht: »O ungläubiges und verkehrtes Geschlecht! Bis wann soll ich bei euch sein und euch ertragen? Führe deinen Sohn her« (9,41). Was war, so fragen wir, die Ursache für diese recht strengen Worte? War die Situation nicht schmerzlich genug, besonders für den Vater, sodass sich sein Schmerz durch diese Rüge noch verschärfen musste? Und war es nicht doppelt schmerzlich, wo er doch die Apostel Christi selbst angefleht hatte, den Dämon auszutreiben, und sie dazu außerstande waren? Warum diese scheinbare Ungeduld mit dem Mann und der Volksmenge?

Wir wollen uns die Situation vor Augen stellen: Da ist ein Vater mit seinem einzigen Sohn. Wir können uns leicht vorstellen, welche Liebe und Zuneigung er für dieses einzige Kind hatte und welche Hoffnungen er mit ihm verband. Doch nun war der Vater der Freude an seinem Sohn beraubt; Dämonen hatten ihn im Griff, indem sie seine Gliedmaßen verdrehten und sein Gesicht verzerrten, bis ihm der Schaum vor den Mund trat. Es ist gut möglich, dass sie auch seine Persönlichkeit entstellten. Und der seelische Schmerz wurde nur noch größer, als nicht einmal die Jünger in dieser Angelegenheit helfen konnten. Natürlich war das für den Vater bedrückend, aber für Christus war es gleichermaßen betrüblich und vielleicht sogar noch schmerzlicher: Er musste die Angehörigen des Volkes Gottes sehen, wie sie angesichts einer solchen Seelenpein hilflos dastanden, weil sie sich von Gott so weit entfernt hatten und kaum noch an Gott glaubten. In seiner Betrübnis beschrieb Christus den Zustand des Volkes, indem er eine Wendung benutzte, die erstmalig in 5. Mose 32,5ff. vorkommt. Es lohnt sich, den Ausdruck im Kontext anzuführen. Mose wies dort die Israeliten zurecht, weil sie Gott verlassen hatten und den Götzen nachliefen. Sie waren ein verkehrtes und verdrehtes Geschlecht. Dann sagte er: »Vergeltet ihr so dem HERRN, du törichtes und unweises Volk? Ist er nicht dein Vater, der dich erkauft hat? Er hat dich gemacht und dich bereitet (32,6) ... Sie opferten den Dämonen, die nicht Gott sind, Göttern, die sie nicht kannten (32,17) ... Und der HERR sah es und verwarf sie vor Kummer über seine Söhne und seine Töchter« (32,19). »Und er sprach: Ich will ... sehen, was ihr Ende sein wird; denn ein Geschlecht von Verkehrtheit sind sie, Kinder, in denen keine Treue ist« (32,20).

Das ist ein sehr ergreifender Abschnitt, und dessen Bedeutung für die Situation in unserem Bericht ist leicht zu erkennen. Die verdrehten Glieder des Knaben, seine verzerrten Gesichtszüge sowie die gestörte Persönlichkeit und dazu der Schmerz des Vaters angesichts dessen, dass er seinen einzigen Sohn in diesem Zustand sehen musste: All das war ein nur zu beredtes Bild von der Not des himmlischen Vaters, der ansehen musste, wie seine Söhne und Töchter in Israel ihn verlassen hatten, weil wahrheitsfeindliche Religionen und dämonische Mächte sie anzogen und sie auf der höheren Ebene der geistlichen Beziehungen verkehrt und verdreht waren. Und all dies war die Folge davon, dass sie den Glauben an Gott sowie die Liebe und den Gehorsam gegenüber

dem Vater verloren hatten. Für *den* Sohn des Vaters war es eine nahezu unerträgliche Seelenpein, unter so ungläubigen und verdrehten Söhnen bleiben zu müssen, sodass er klagte: »Bis wann soll ich bei euch sein und euch ertragen?«

Wie sollte der Weg zur Überwindung dieser Not aussehen? Wie sollten die Söhne und Töchter Israels wieder für den Vater zurückgewonnen werden? Die Not begann mit Undankbarkeit, worauf Unglauben folgte, der sich zum Ungehorsam vertiefte, bis die Entfremdung und der Unglaube so groß waren, dass jegliche Religion, dämonische Macht oder abergläubische Verehrung anziehender und faszinierender war als der Vater selbst. Wenn es so um die Angehörigen des Volkes stand, dann konnten selbstredend keine bloßen moralischen Appelle und Ermahnungen sie zurückbringen. Sie brauchten eine neue Offenbarung vom Vater, eine Schau seiner Größe und Herrlichkeit. Nur dadurch konnte die Tatsache überwunden werden, dass sie von der Sünde fasziniert waren und zum Götzendienst hingezogen wurden. Nur dadurch konnten sie wacherüttelt werden. Vom unvergleichlichen Wunder Gottes erneut ergriffen, konnten sie so zu Glauben, Verehrung und Gehorsam gebracht werden.

Genau das ist es, was Christus für die Leute im vorliegenden Bericht tat. Die Jünger hatten das nicht vermocht. Es handelte sich natürlich um die Angehörigen jener Gruppe, die zurückgeblieben waren, während Christus mit den Dreien auf den Berg hinaufgestiegen war. Sie hatten weder die Herrlichkeit und die Wolke gesehen noch die Stimme des Vaters gehört. Niemand anders als der Sohn des Vaters konnte das Wunder der Heilung vollbringen. Von der Herrlichkeit auf dem Berg der Verklärung, wo die Stimme von der »prachtvollen Herrlichkeit« ihn als »meinen geliebten Sohn« proklamiert hatte, war er in die geistliche Erbärmlichkeit des Erdenlebens herabgestiegen, um das wahre Wesen des Vaters zu enthüllen und seine Herrlichkeit einigen seiner so lange verlorenen Söhnen zu offenbaren. Und Lukas berichtet, wie sich dies auf die Angehörigen des Volkes auswirkte: Sie waren alle überwältigt von der herrlichen Größe Gottes.⁴⁶

⁴⁶ Man vergleiche dazu, was Philipper 2,15 von der gegenwärtigen Aufgabe des Gläubigen in der Welt sagt. Dort wird ebenfalls die Sprache von 5. Mose 32,5 verwendet: »... unbescholtene Kinder Gottes inmitten eines verdrehten und verkehrten Geschlechts, unter dem ihr scheint wie Lichter in der Welt«. (Es kann auch heißen: »... als Lichtträger im Universum«. Das griechische Wort, das hier für »scheinen« verwendet wird, gebraucht man ebenso für das Aufgehen und Hervortreten der Himmelskörper.)

Der Bericht des Lukas ist selbstverständlich historisch. Die darin beschriebene Heilung hat tatsächlich stattgefunden. Aber es braucht keine große Fantasie, um zu sehen, dass sie auch ein Gleichnis ist: ein Gleichnis vom Sohn des Vaters, der nicht nur vom Berg der Verklärung herabstieg, sondern in der Menschwerdung vom Himmel herabkam, um den Vater völlig zu offenbaren (siehe Joh 1,18; 14,9). Er ging am Ende seines Weges nach Golgatha, damit wir armen und verdrehten Menschenkinder (Männer und Frauen gleichermaßen), die wir auf Abwege geraten waren und uns weit von Gott entfremdet hatten, den »Lichtglanz der Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes im Angesicht Jesu Christi« (2Kor 4,6) sehen und im Schauen dieses Lichtglanzes für den Vater erlöst und ihm wieder zurückgegeben werden.

A'. Weitere Anweisungen an die Zwölf (9,43b-50). Wenn Christus deshalb aus der Herrlichkeit herabstieg, dann folgt daraus, dass seine Apostel und Diener sich zur Verfügung stellen müssen, damit er sie bis zu seiner Wiederkunft entsprechend dieser Absicht gebrauchen kann. Zu diesem Zweck enthält der letzte Abschnitt der Phase 5 weitere Anweisungen an die Zwölf für ihre Sendung in die Welt. Insbesondere mussten sie wissen, wie sie mit der Kraft und Vollmacht umgehen sollten, die ihnen für ihre Aufgabe, im Namen des Herrn zu wirken, anvertraut worden war. Die Geschichte hat deutlich gezeigt, wie wichtig diese Lektion war: Immer wieder hat die Kirche versucht, im Namen Christi säkulare Herrschaftsansprüche in dieser Welt durchzusetzen, sodass die Welt oft den Respekt ihr gegenüber verloren hat, weil dies mit dem Wesen Christi natürlich unvereinbar ist.

Während also noch alle unter dem überwältigenden Eindruck der mächtigen Taten Christi standen (siehe 9,43), schärfte er seinen Aposteln ein, dass er als Vollbringer dieser machtvollen Werke bald »in die Hände der Menschen überliefert werden« sollte. Doch die Apostel verstanden nicht, was er sagte. Zunächst einmal verstanden sie offensichtlich nicht, worauf sich das bezog (»in die Hände der Menschen überliefert werden«). Sie fürchteten sich aber, ihn diesbezüglich zu fragen (weil sie unbewusst davor zurückschreckten, was die Antwort sein musste?). Und dann ließ auch die Aussage als solche auf Schwachheit und Hilflosigkeit schließen, wobei es ihnen widersinnig erschien, dass jemand wie Christus, der übernatürliche Kräfte besaß, in die Hände

der Menschen überliefert werden sollte. War er denn völlig unfähig, sich ihnen zu entwinden? Gemäß den erklärenden Anmerkungen des Lukas lag es nicht nur an ihnen, dass sie diese Lektion nicht verstanden: »Es war vor ihnen verborgen, damit sie es nicht begriffen« (9,45). Als Christus gefangen genommen, verurteilt und gekreuzigt wurde, sahen sie deutlich genug, was es bedeutete, und was sie wahrnahmen, erfüllte sie mit Entsetzen und Bestürzung. In einer Welt, die Macht über alles verehrte, war es die größte Schande, gekreuzigt zu werden und damit ganz machtlos zu sein. Ein gekreuzigter Messias erschien ihnen als eine Absurdität, als ein Widerspruch in sich. Später kam es dann dazu, dass sie die göttliche Weisheit der Kreuzesstrategie verstanden und bewunderten. Sie erkannten, dass bloße Macht das Menschenherz nicht verändern, den Menschen nicht mit Gott versöhnen, seine Rebellion nicht beenden und ihn nicht zu Glauben, Liebe und Gehorsam bewegen kann. Damit ist sie auch außerstande, das Problem des Menschen zu lösen und das Reich Gottes herbeizuführen. Dann erkannten die Apostel, dass das Kreuz mit all seiner scheinbaren Schwachheit und Schande bewirken kann, was bloße Macht nicht vermag: »Das Schwache Gottes ist stärker als die Menschen« (1Kor 1,25). Sie verstanden auch, dass das Leiden Christi am Kreuz kein unglückliches Missgeschick und kein Hindernis auf dem Weg zur Herrlichkeit war. Aus freien Stücken war Christus vielmehr gerade darum aus der Herrlichkeit herabgekommen, um am Kreuz zu leiden. Das Kreuz brachte die Weisheit der »prachtvollen Herrlichkeit« Gottes zum Ausdruck. Und dann gingen ihnen die Augen darüber auf, dass sich aus dem Kreuzesgeschehen die einzige Botschaft ableitet, die in der Evangelisierung der Welt etwas ausrichtet. Sie erkannten, dass das Prinzip des Kreuzes der einzig sichere Grundsatz ist, an den man sich bei der Gründung und Leitung von Gemeinden halten muss (siehe 1Kor 1,18 – 4,13).

Dann gab es noch eine Lektion, die Christus sie lehren musste (siehe 9,46-48). Bei der Aussendung zu ihrer Mission hatte Christus ihnen Kraft und Vollmacht gegeben (siehe 9,1). Dabei hatte er ihnen eingepreßt, dass es sehr wichtig war, wie die Menschen sie aufnahmen (siehe 9,3-5): Wer sie verwarf, der musste mit dem Gericht Gottes rechnen. Vielleicht war es diese Tatsache, die ihnen die Vorstellung gab, dass sie wichtig seien. Eventuell war sie mit dem Erfolg verbunden, der ihnen während ihrer Mission in unterschiedlichem Maße zuteil-

geworden war. Möglicherweise war es auch das Vorrecht, das dreien von ihnen gewährt wurde, als sie mit Christus auf den Berg der Verklärung hatten steigen dürfen. Oder vielleicht waren es diese drei Gründe zusammengenommen und noch manches andere dazu: Auf alle Fälle hatten sie eine zu hohe Meinung von sich; und entsprechend begannen sie, darüber zu streiten, wer von ihnen der Größte sei. Christus heilte sie von ihrem Irrtum, indem er ihnen klarmachte, dass er auch ein Kind als seinen Beauftragten aussenden konnte. Er wies sie darauf hin, wie wichtig es war, dass man einen Boten aufnahm – ob es sich nun um ein Kind oder um einen Apostel handelte. Die Wichtigkeit hing nicht vom Kind oder vom Apostel, sondern einzig von der Tatsache ab, dass der Betreffende von Christus beauftragt war und Christus im Namen Gottes sprach bzw. handelte. So gesehen, gab es keine Grade der Wichtigkeit: Sogar der Geringste unter ihnen war groß, wenn er von Christus und dem Vater beauftragt worden war. Niemand könnte je eine erhabenere Größe erlangen, als in einer noch so bescheidenen Mission die »prachtvolle Herrlichkeit« widerspiegeln zu dürfen.

Schließlich gab es noch eine dritte Lektion (siehe 9,49-50). Als die Apostel zu ihrer Mission ausgesandt worden waren (siehe 9,1), hatten sie Kraft und Vollmacht über alle Dämonen bekommen. Das war wunderbar. Sie waren aber sehr erstaunt, als sie plötzlich einen Mann trafen, der im Namen Christi ebenfalls Dämonen austrieb. Das war, wie sie meinten, höchst ungehörig. »Wir wehrten ihm«, erklärt Johannes.

Wir sollten Johannes vielleicht nicht zu schnell verurteilen. Seine Begründung (»weil er dir nicht mit uns nachfolgt«) kann mehrdeutig sein. Schloss das Fürwort »uns« Christus ein, oder dachte er nur an die Zwölf? Wenn er nur die Zwölf meinte, dann musste man sie wegen Engherzigkeit und Selbstherrlichkeit gewiss tadeln. In diesem Fall hätte es sie nicht gekümmert, dass sie viele Menschen dazu verdammten, in geistlicher Gebundenheit zu verbleiben, als sie dem Betreffenden verboten, im Namen Christi Dämonen auszutreiben. Und was noch schlimmer ist: Eben ist uns mitgeteilt worden (siehe 9,40), dass bei einer bestimmten Gelegenheit immerhin neun Apostel selbst nicht in der Lage gewesen waren, einen Dämon auszutreiben. Wer etwas selbst nicht kann, aber anderen wehrt, es zu tun, trägt sicher kaum nach Kräften dazu bei, das Werk des Herrn zu fördern.

Andererseits kann das von Johannes verwendete Fürwort »uns« so gemeint sein, dass es den Herrn einschloss. In diesem Fall hätte er sich darum gesorgt, dass der Mann, der im Namen Christi Dämonen austrieb, im Werk des Herrn tätig sein wollte, ohne bereit zu sein, sich vorbehaltlos auf die Seite Christi zu stellen und zusammen mit den Aposteln entsprechend ihrer Berufung Christus auf dem Pfad der Jüngerschaft zu folgen. Das entspräche heute den Leuten, die allerlei humanitäre Hilfe im Namen Christi leisten, aber nicht bereit sind, Christus zu gehorchen und alle Gebote, Vorschriften und Pflichten zu befolgen, die er seiner Gemeinde auferlegt hat. Es ist nicht gleichgültig, ob Menschen, die gemäß ihrem Bekenntnis Christen sind, alles bewahren, was Christus den Aposteln geboten hat, oder nicht (siehe Mt 28,20). Wer das Entsprechende nicht tut, zeigt Symptome, die auf einen sehr besorgniserregenden geistlichen Zustand schließen lassen (siehe Mt 7,22-23; 1Jo 2,19).

Welche Haltung Johannes und seine Mitapostel im vorliegenden Fall auch eingenommen haben mögen, die Antwort Christi beruhigte die Gemüter. Man beachte, dass er bei dieser Gelegenheit nicht sagte: »Wer nicht gegen *mich* ist, ist für mich«, sondern: »Wer nicht gegen *euch* ist, ist für euch« (Hervorhebung hinzugefügt). Christus dachte an die praktischen Schwierigkeiten, die sich den Aposteln stellen würden, als sie sich aufmachten, um für den Herrn zu arbeiten. Es würde das Leben der Apostel erleichtern, wenn alle, die den Namen Christi gebrauchten, sämtliche Gebote des Herrn befolgten. Andererseits sollten die Apostel ihre Herzen mit dem folgenden Gedanken trösten: In einer Welt, in der man selten völligen Gehorsam antreffen kann, war jeder, der nicht bewusst gegen sie war, für sie. Zudem hatte Christus sie schon darauf hingewiesen, worum es beim Kommen des Menschensohnes in seiner Herrlichkeit geht: Dann wird vollständig ausgewertet und geprüft werden, inwieweit Treue bzw. Gehorsam vorhanden war. Entsprechend wird dann der Lohn ausfallen (siehe 9,23-26).

TEIL ZWEI

Das Hingehen

Die Eigenart der Reise

Wir haben den Wendepunkt im Evangelium erreicht. Bis jetzt hat Lukas das Kommen unseres Herrn Jesus Christus in die Welt beschrieben. Doch hier tritt eine sehr bedeutungsvolle Wende ein: An dieser Stelle beginnt das Weggehen unseres Herrn, wobei die ganzen restlichen Kapitel im Evangelium der Beschreibung seines Weggehens gewidmet sind. Zunächst wird der Wendepunkt sehr deutlich markiert: »Es geschah aber, als sich die Tage seiner Aufnahme erfüllten, dass er sein Angesicht feststellte, nach Jerusalem zu gehen« (siehe 9,51). Dann erinnert uns Lukas im Verlauf der ganzen nachfolgenden Berichterstattung immer wieder daran, dass Christus unterwegs ist (9,52.57; 10,1.38; 13,22.33; 17,11; 18,35; 19,1.11.28-29.37.41.45; 24,50-51).

Wir sollten uns gut merken, was als Ziel der Reise genannt wird. Aufgrund von 9,51 behauptet man zuweilen, dass das Ziel dieser Reise Jerusalem gewesen sei. Aber das stimmt nicht. Die Reise unseres Herrn führte gewiss über Jerusalem als *Zwischenstation*, aber das Ziel der Reise war nach den Worten des Lukas »*seine Aufnahme*« (Hervorhebung hinzugefügt). Der Ausdruck hat die gleiche Bedeutung wie in 1. Timotheus 3,16. Dort zitiert Paulus einen Hymnus der ersten Christen, wo es von Christus heißt: »... geglaubt in der Welt, *aufgenommen in Herrlichkeit*« (Hervorhebung hinzugefügt). Mit anderen Worten: Wenn Lukas von »seiner Aufnahme« spricht, bezieht er sich auf die Himmelfahrt Christi. Das (und nichts Geringeres) war das Ziel der Reise.

Diese Feststellung ist wichtig. Eine Reise von Galiläa nach Jerusalem braucht nichts weiter zu sein als eine geografische Reise im wörtlichen Sinne; aber eine Reise von Galiläa in den Himmel kann keine rein geografische sein. Wenn wir zudem bedenken, was das Ziel der Reise war, dann ist es offenkundig, dass der Hauptgrund, warum die Reise über Jerusalem als Zwischenstation führen musste, ebenfalls nichts mit Geografie zu tun hatte. Jerusalem ist dem Himmel in geo-

grafischer Hinsicht nicht näher als irgendein anderer Punkt auf dem Globus. Der Grund, über Jerusalem zu reisen, war in erster Linie in historischen Gegebenheiten zu suchen. Jerusalem war die Hauptstadt des Volkes Israel, zu dem nach Gottes Verheißung der Messias kommen sollte. Es war die Hauptstadt der Könige von Juda, die zu den irdischen Ahnen des Messias gehörten und ihn in gewisser Weise vorschatteten. Gott hatte sich herabgeneigt, um im Tempel jener Stadt gegenwärtig zu sein. In keinem anderen irdischen Tempel hatte er sich auf diese Weise geoffenbart. Jener Stadt hatte Gott eine lange Reihe inspirierter Propheten gesandt, die immer mehr Einzelheiten in Bezug auf das Kommen des Messias vorausgesagt hatten. Jerusalem war mithin die Stadt des Messias, wo er ein Recht darauf hatte, angenommen, bejubelt und auf den Thron gesetzt zu werden. Um sich als König Israels vorzustellen, musste er sich, wie Sacharja 9,9 angekündigt hatte, in Jerusalem präsentieren.

Aber der Grund, warum die Reise Christi von der Erde in den Himmel über Jerusalem führen musste, reichte über historische Gegebenheiten hinaus; er umfasste auch moralische, geistliche und Heil bringende Sachverhalte. Jerusalem war eine Stadt, die von Gott mehr Gnadenerweise und Vorrechte empfangen hatte als jede andere. Sie hatte die Propheten getötet und diejenigen gesteinigt, die Gott ihr gesandt hatte (siehe 13,34). Wenn Christus gekommen war, um die menschliche Sünde aufzudecken und das dadurch verursachte Problem zu lösen, dann musste er nach Jerusalem reisen. Dort würde er die schlimmste Form des Aufbegehrens gegen Gott antreffen, welche die Sünde je hervorgebracht hat: nicht die Rebellion offener, verschworener, erklärter und ehrlicher Feinde, sondern den Widerstand von Leuten, die bekannten, in Bezug auf Frömmigkeit dasjenige Volk auf Erden zu sein, das am meisten erleuchtet und Gott am innigsten ergeben war. Christus hat selbst dazu bemerkt: »Doch ich muss heute und morgen und am folgenden Tag weiterziehen; denn es geht nicht an, dass ein Prophet außerhalb Jerusalems umkomme« (13,33).

Und als schließlich die Juden in Jerusalem den Messias umbrachten, wurde dieser Mord nach dem weisen und von Liebe geprägten Ratschluss Gottes zu jenem Sühneleiden Christi, das die Erlösung für Israel und die Welt ermöglichte. Genau dies war auch der Grund dafür, dass Jerusalem als der Ort bestimmt war, von dem das Evangelium in die

ganze Welt ausgehen sollte: »So steht geschrieben, dass der Christus leiden und am dritten Tag auferstehen sollte aus den Toten und in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden gepredigt werden sollten allen Nationen, angefangen von Jerusalem« (24,46-47).

Wie wir bereits festgestellt haben (S. 197f.), rief Christus kurz vor Antritt seiner Reise von der Erde in den Himmel jeden Bereitwilligen auf, ihm zu folgen (siehe 9,23). Er sollte der »Urheber« der »Errettung« für all die vielen Söhne werden, die er nach Gottes Vorsatz zur Herrlichkeit führen sollte (Hebr 2,10). Es ist damit offenkundig, dass auch hier gilt: Der Weg, auf dem die Jünger eingeladen sind, Christus zu folgen, muss in einem doppelten Sinn verstanden werden. Für einige Jünger der damaligen Zeit bedeutete Jüngerschaft, dass sie Christus auf einer Straße im wörtlichen Sinne nach Jerusalem folgten, indem sie durch Israel zogen. Aber sogar das Reisen auf dieser buchstäblichen Straße war mit täglichen Erfahrungen verbunden, welche die Betroffenen auf der Straße der Jüngerschaft im übertragenen Sinne voranbrachten. Für alle, die Christus seither gefolgt sind, bedeutet Nachfolge jedoch nicht notwendigerweise, dass sie auf einer Straße im wörtlichen Sinne reisen. (Es sei denn, dass sie aufgrund ihres Dienstes umherreisen müssen.) Vielmehr geht es ganz und gar darum, dass sie in moralischer und geistlicher Hinsicht auf einem Weg vorankommen, der zur Herrlichkeit führt.

Die Reise Christi von Galiläa in den Himmel mit Jerusalem als Zwischenstation muss also sowohl im buchstäblichen als auch im übertragenen Sinne verstanden und sowohl unter geografischen als auch geistlichen Aspekten gesehen werden. Diese Tatsache hat natürlich erhebliche Auswirkungen auf die Art, in der Lukas die Reise beschreibt. Damit wir, wenn wir auf diese Auswirkungen stoßen, nicht verwirrt sind, konstruieren wir eine einfache Analogie. Die Analogie ist natürlich nicht ganz exakt, aber doch exakt genug, um unseren Absichten dienen zu können.

Nehmen wir an, ein amerikanischer Bürger schafft den Aufstieg aus einem Hinterhofdasein zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Später schreibt er dann seine Lebensgeschichte. Er gibt ihr den Titel »Meine Reise von einer Blockhütte ins Weiße Haus«. Und irgendwann schenkt uns jemand dieses Buch zu Weihnachten.

Welche Art von Reise erwarten wir in diesem Buch? Eine buchstäbliche Reisebeschreibung der Route vom Geburtshaus des Betroffenen

zum Weißen Haus in Washington? Oder eine Reise im übertragenen Sinne, d. h. den Weg von Armut zu Reichtum, von einem Hinterhofdasein zur Berühmtheit, von politischer Bedeutungslosigkeit zum Rang des mächtigsten politischen Führers in der Welt? Die Antwort ist, dass wir uns nicht auf einen der zwei Schwerpunkte beschränken, sondern beide erwarten würden. Es wäre wahrlich ein langweiliges Buch, beschriebe es nur die geografische Reise. Die Reise im übertragenen Sinne wäre andererseits zwar bei Weitem wichtiger und spannender, aber es wäre unmöglich, sie zu beschreiben, ohne auf die geografische Reise einzugehen. Daher erwartet der Leser, dass im Laufe der Schilderung von Zeit zu Zeit Hinweise auf die geografische Reise vorkommen.

Als Nächstes wollen wir (auf die Gefahr hin, dass man an unserem Verstand zweifelt) uns fragen, ob wir die Ausdrücke »Blockhütte« und »Weißes Haus« im Buchtitel als buchstäbliche Wohnungen auffassen sollen, deren geografische Koordinaten man auf der Karte angeben könnte. Oder müssen wir sie als Sinnbilder des bescheidenen Hinterhofdaseins bzw. des Lebens im Rampenlicht politischer Macht verstehen? (Wir könnten die gleichen Fragen an den Bericht des Lukas stellen, wo er schreibt, dass Jesus »in einer Krippe« und »in der Stadt Davids« geboren wurde.) Die Antwort besteht natürlich wieder darin, dass es nicht um ein Entweder-oder, sondern um ein Sowohl-als-auch geht: Die Lektüre wird zeigen, dass die Blockhütte selbstverständlich ein buchstäbliches, geografisch zu ortendes Häuschen ist, gleichzeitig ist das Wort »Blockhütte« eine emotionsgeladene Metapher. Ebenso der Begriff »Weißes Haus«: Er ist einerseits nur ein anderes Wort für »Präsidentschaft der Vereinigten Staaten«, aber er bezeichnet im wörtlichen Sinne auch ein sehr elegantes und komfortables Gebäude.

Nun räumen einige Exegeten zwar ein, dass man die Reise unseres Herrn in der Berichterstattung des Lukas sowohl im buchstäblichen als auch im übertragenen Sinne begreifen könne. Dennoch sind sie der Meinung, das Ganze sei nichts anderes als ein künstliches literarisches Gebilde. Sie argumentieren wie folgt: Nachdem Lukas dargelegt hat, dass unser Herr sich entschlossen auf den Weg nach Jerusalem machte, zeigt er, wie Christus Galiläa verlässt und nach Samaria weiterzieht. Aber als sich Christus schließlich Jerusalem nähert, lässt Lukas ihn von Jericho her anreisen, und das hätte er nicht getan, wäre er auf dem direkten Weg durch Samaria nach Judäa gereist. Sodann verweisen sie

darauf, dass nach Abschnitten, die das Wirken unseres Herrn in Samaria beschreiben, Passagen kommen, die annehmen lassen, er sei wieder in Galiläa. Sie folgern daraus, dass Lukas offensichtlich die Geografie Israels nicht recht gekannt habe, denn sonst hätte er gezeigt, wie unser Herr auf geradem Weg von Galiläa nach Jerusalem reiste. Lukas mache Bemerkungen, aus denen ersichtlich werde, dass Christus nicht etwa entschlossen auf Jerusalem zugestrebt, sondern kreuz und quer durch das ganze Land gezogen sei. Ihrer Meinung nach seien die geografischen Unstimmigkeiten aber belanglos, denn die angeblich geografische Reise wolle ja gar nicht historisch sein; sie sei nur eine kunstvolle literarische Schöpfung, und diese diene Lukas lediglich als Mittel, um die große Menge an Sondergut unterzubringen, die er in diesen Teil seines Evangeliums einfüge.

Unsere Autobiografie des Präsidenten kann uns helfen, die Stichhaltigkeit von Argumenten dieser Art zu bewerten. Wir nehmen einmal an, die Blockhütte liege etwa 1600 Kilometer westlich von Washington. Wenn die Reise des Politikers eine rein geografische wäre, würden wir erwarten, dass er eine Route wählte, die mehr oder weniger geradlinig ostwärts führte. Aber wir stellen schon im Voraus fest, dass die Reise mehr als eine bloß geografische ist; es handelt sich um die Reise, die eine politische Karriere beschreibt. Wir sind deshalb nicht überrascht, wenn wir beim Lesen des Buches feststellen, dass die eine Reise von der Blockhütte zum Weißen Haus aus Hunderten von Reisen in alle Richtungen quer durch sämtliche US-Bundesstaaten und aus Dutzenden von Reisen bestand, die ihn als Kongressabgeordneten und später als Senator von seinem Wahlbezirk nach Washington und dann wieder zurück führten! In welche Himmelsrichtung er seine Reise zu einem gegebenen Zeitpunkt auch unternahm, so verstehen wir doch mühelos, dass er den kürzesten Weg wählte, den er sich denken konnte, um ins Weiße Haus zu kommen. Wir würden uns als Kritiker öffentlich blamieren, wenn wir an der Autobiografie aussetzten, dass der Verfasser dieses Buches sich in der Geografie der Vereinigten Staaten nicht auskenne. Nachdem er einleitend erklärt habe, er wolle von seiner Reise aus der Blockhütte im Mittleren Westen in östliche Richtung zum Weißen Haus berichten, beschreibe er etwas später, wie er eine Rede in San Francisco hielt, wo doch jeder wisse, dass das nicht im Osten, sondern weit im Westen der Blockhütte liegt.

Unsere Analogie kann uns auch helfen, eine andere Schwierigkeit zu überwinden, die viele mit dem Bericht des Lukas gehabt haben. Obwohl es im zweiten Teil seines Evangeliums mehrere Hinweise auf die Reise Jesu von Galiläa nach Jerusalem gibt, sind diese recht spärlich, gemessen an der Tatsache, dass die Beschreibung der Reise insgesamt mindestens 400 Verse umfasst. Überdies trägt der Inhalt des zweiten Teils im Lukasevangelium nicht viel zum Reisemotiv bei. Wir stoßen auf Predigten und lesen von Wundern, die Christus auf seiner Reise nach Jerusalem tat, aber deren Bedeutung und Botschaft scheinen wenig damit zu tun zu haben, dass er nach Jerusalem unterwegs war. Das verweist deshalb eher darauf, dass wir nicht zu viel aus dem angeblichen Reisemotiv in der zweiten Hälfte des Evangeliums machen sollten.

Bevor wir jedoch diesen Einwand akzeptieren, schauen wir uns noch einmal die Autobiografie des Präsidenten an: Aufgrund der Aussagen des Buches können wir zwar insgesamt darauf schließen, dass der Betreffende häufig umherreiste, aber die entsprechenden Hinweise tauchen im Bericht verhältnismäßig sparsam und in unregelmäßigen Abständen auf. Es wird viel Aufhebens um eine buchstäbliche Reise nach New York in der Frühphase seiner Laufbahn und um den Konfetti-Regen während eines Umzugs durch New Yorks Straßen gemacht. Danach wird sehr wenig von buchstäblichen Reisen berichtet, bis jenes Kapitel folgt, das die erste Reise eines amerikanischen Außenministers⁴⁷ nach China und durch das Reich der Mitte enthält. Danach hören wir über mehrere Kapitel hinweg nichts mehr von Reisen, und das überrascht nicht: Buchstäbliche Reisen sind nur von untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Hauptthema des Buches, der einen großen Reise im übertragenen Sinne.

Und dann entdecken wir noch ein Merkmal des Buches. Große Teile berühren nicht einmal die metaphorische Reise. In einem Kapitel beschreibt unser Politiker z. B. sehr ausführlich seine diplomatischen Erfolge als Botschafter der Vereinigten Staaten in Moskau. Er hält sich nicht damit auf, eigens zu vermerken, wie wichtig diese Erfolge für seine Beförderung auf dem Weg zum Weißen Haus waren, und zwar

47 A. d. H.: In der Neuzeit gibt es genügend Beispiele dafür, dass Politiker, die das Amt des Außenministers innehatten, später Präsident bzw. Premierminister wurden. Natürlich hat es auch den umgekehrten Fall gegeben.

nicht, weil sie kein Gewicht hätten, sondern weil das für den Leser selbstverständlich ist.

Indem wir diese Analogie auf den Bericht des Lukas hinsichtlich der Reise unseres Herrn übertragen, gibt es noch eine letzte Sache, die wir bedenken müssen. Wir müssen uns beständig die bereits gemachte Beobachtung in Erinnerung rufen, dass das Ziel der Reise unseres Herrn und der ihm nachfolgenden Jünger nicht Jerusalem, sondern der Himmel war. Wenn wir das vergessen und in die irrige Annahme zurückfallen, dass das Ziel Jerusalem gewesen sei, werden wir stutzig werden: Wir werden nämlich beobachten, dass nur wenige Geschichten, Wunder, Predigten und Gleichnisse etwas mit der Reise nach Jerusalem zu tun haben. Wir sollten uns deshalb daran erinnern, dass das Ziel der Reise die »Aufnahme« in Herrlichkeit war, also der Auszug oder Exodus aus der Diesseitigkeit und das Hingehen in die jenseitige Welt, das Verlassen der Zeitlichkeit und das Hingehen in die Ewigkeit. Wir werden dann erkennen, dass die Mitteilungen über die geografische Reise von größter Bedeutung für die metaphorische Reise sind, besonders für das Vorankommen derjenigen, die ihm als Jünger auf diesem Weg nachfolgen wollen. So enthalten beispielsweise mehrere von diesen Geschichten und Gleichnissen Warnungen: Es kann sein, dass einige am Ende der Reise ankommen werden und für den Himmel unvorbereitet sind. Einige werden gemäß 13,25 ankommen, wenn die Tür schon verschlossen ist. Andere werden wie im Gleichnis vom reichen Kornbauern (siehe 12,16-21) viel eher als erwartet vor der Ewigkeit stehen und nicht vorbereitet sein. Für einige wird wie für Lazarus das Ende der Reise zugleich das Ende eines leidvollen Lebens und der Anfang ewigen Trostes sein; für andere wird das Ende wie für den reichen Mann in jener Geschichte das Ende jeglicher Freude und der Anfang ewiger Qual sein (siehe 16,19-31). Das Gleichnis vom ungerechten Verwalter (siehe 16,1-9) mahnt uns, für die immer näher rückende Stunde bereit zu sein, in der wir wie die Hauptperson dieses Gleichnisses unsere gegenwärtige Verwalterschaft abtreten und in die Welt der ewigen Hütten eingehen müssen.

Nun könnte man natürlich Folgendes einwenden: Wenn wir darauf bestehen wollen, dass es bei der Reise in der zweiten Hälfte des Lukasevangeliums um den Weg aus dieser Welt in die kommende (also aus der Zeit in die Ewigkeit) geht, dann ist alles (und erst recht die

Gesamtheit der in der zweiten Hälfte des Lukasevangeliums beschriebenen Sachverhalte) sowohl für die Reise als auch für das Ziel relevant. Das ist absolut korrekt; aber vielleicht entspricht gerade das demjenigen, worum es Lukas geht. Das ganze Leben ist eine Reise. Wir sind unablässig unterwegs. Es gibt kein Verweilen. Wir können hier nie sagen, wir seien »angekommen«. Wenn wir uns aber über das Ziel im Unklaren sind, werden wir nicht auf einem bewusst eingeschlagenen Weg zu einem beglückenden Bestimmungsort voranschreiten, sondern uns ziel- und sinnlos im Kreis bewegen. Und dann will Lukas natürlich noch etwas sagen: Alle Menschen sind unterwegs, und alle Wege führen in die Ewigkeit, aber nicht alle zu Gott im Himmel. Welches ist demnach der Weg, der uns sicher zu Gott im Himmel führt? Lukas hat es unternommen, uns den Weg zu beschreiben. Zuerst zeigt er uns, wie Christus selbst diesen Weg gegangen ist, indem er über Jerusalem und die Leiden am Kreuz in die Herrlichkeit einging. Und dann zeigt er uns, wie und mit welchen Fundamenten alle, die ihm folgen, die Gewissheit haben können, dass sie in die gleiche Herrlichkeit eingehen werden. Außerdem lässt er erkennen, wie sie sich in der rechten Weise auf alles, was das Leben in jener herrlichen Welt mit sich bringt, vorbereiten können.

Das Hingehen: Phase 1

Lukas 9,51 – 10,37

Der Weg in die Herrlichkeit

Voruntersuchung

Die Sätze

I. Seine Kosten und Schmerzen (*9,51 – 10,16*)

II. Seine Freuden und Siege (*10,17-37*)

PHASE 1

Der Weg in die Herrlichkeit

Voruntersuchung

Wie nicht anders zu erwarten, finden sich zu Beginn der ersten Phase des Gehens mehrere Hinweise darauf, dass Christus nun zu einer Reise aufgebrochen ist. Der erste Abschnitt berichtet davon, wie er entschlossen den Weg Richtung Jerusalem einschlug (siehe 9,51), Boten vor sich her sandte, damit diese die notwendigen Vorbereitungen trafen (siehe 9,52). Dann wird mitgeteilt, wie er in einem Dorf nicht angenommen wurde, weil er nach Jerusalem unterwegs war (siehe 9,53), und zum nächsten Dorf zog (siehe 9,56). Der zweite Abschnitt beginnt mit der Wiederholung des Sachverhalts, dass »sie auf dem Weg dahinzogen« (9,57), worauf sich diejenigen Lektionen anschließen, die Christus drei zur Jüngerschaft scheinbar willigen Männern im Blick darauf erteilte, was es heißen würde, ihm auf seinem Weg zu folgen. Auch der dritte Abschnitt beginnt (siehe 10,1) mit dem Verweis, dass Christus durchs Land zog. Darin wird berichtet, wie er den erweiterten Jüngerkreis der Siebzig in alle Städte und Dörfer, die er auf der Durchreise besuchen wollte, vor sich her sandte.

Dann folgen weitere drei Abschnitte, welche die Reise Christi gar nicht erwähnen. Als die Siebzig in 10,17-20 voller Freude über ihre Erfolge zurückkehren, werden sie von Christus sowohl ermutigt als auch korrigiert. In 10,21-24 bringt Christus seine eigene Freude zum Ausdruck und dankt dem Vater für das, was gerade geschieht. Dabei sagt er den Jüngern, dass sie in besonderer Weise glücklich zu preisen sind. Schließlich lehrt Christus in 10,25-37 als Antwort auf die Frage eines Gesetzgelehrten das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Erst nach dieser zweiten Gruppe von drei Abschnitten nimmt Lukas das Thema der Reise Christi wieder auf, indem er ausdrücklich darauf verweist: »Als sie aber weiterzogen, kam er in ein Dorf« (10,38).

Als Arbeitshypothese ist es demnach gewiss vernünftig, von der Annahme auszugehen, dass der Hinweis auf die Reise in 10,38 wieder-

aufgenommen wird, um den Beginn einer nächsten Phase im Bericht von der Reise zu markieren. Daher sind die sechs Abschnitte, die wir eben streiften, bewusst so zusammengestellt worden, um Phase 1 des Gehens zu bilden. Die Hypothese kann leicht getestet werden. Haben diese sechs Abschnitte ein gemeinsames dominierendes Thema bzw. bestimmte durchgehende Grundgedanken? Oder weisen irgendwelche anderen Zeichen darauf hin, dass sie eine zusammenhängende Gruppe bilden?

Wir beachten sogleich, dass sowohl im ersten (siehe 9,51-56) als auch im letzten (siehe 10,25-37) Abschnitt Samariter vorkommen. Das könnte natürlich eine oberflächliche und unbedeutende Eigenheit sein; aber es finden sich Hinweise darauf, dass dies nicht der Fall ist. Erstens sind diese beiden Abschnitte Sondergut des Lukas, und daher muss er sie bewusst ausgewählt sowie platziert haben. Sodann sind die beiden Geschichten eindeutig Variationen eines gemeinsamen Themas. In der ersten führt ethnische und religiöse Feindschaft gegen die Juden dazu, dass gewisse Samariter Christus die Aufnahme in ihrem Dorf verweigern. Als Antwort darauf fragen zwei Apostel, ob sie nicht Feuer vom Himmel auf sie herabrufen sollen, sodass sie von Christus wegen ihrer ungeistlichen Haltung zurechtgewiesen werden. In der anderen Episode wird ein Jude hinterhältig überfallen, ausgeraubt und halb tot am Straßenrand liegen gelassen. Zwei jüdische Landsleute gehen an ihm vorbei und helfen ihm nicht; aber ein Samariter überwindet alle religiöse sowie ethnische Abneigung und leistet ihm Erste Hilfe, bringt ihn in eine Herberge und bezahlt für seinen Aufenthalt, bis er völlig wiederhergestellt ist. Es ist offenkundig, dass beide Geschichten uns etwas Wichtiges darüber sagen wollen, was unsere Reaktion und Haltung gegenüber Leuten sein soll, die aus religiösen oder ethnischen Gründen uns feindlich gesonnen sind. Und es ist vielleicht bedeutungsvoll, dass die Samariter in der ersten Geschichte nicht so gut wegkommen, da es ihre anfängliche Haltung war, welche die jüdischen Apostel provozierte. Dagegen wird der Samariter in der zweiten Geschichte gelobt, weil er viel edler handelte als der Priester und der Levit, die beide Juden waren.

Diese beiden Abschnitte sind jedoch nicht die einzigen, die dieses Thema behandeln. Der dritte Abschnitt berichtet von der Aussendung der Siebzig (siehe 10,1-16). Es ist der längste (wenn wir nach der Versanzahl gehen) von den sechs Abschnitten, und er beinhaltet wiederum

Sondergut des Lukas in dem Sinne, dass kein anderer Evangelist die Aussendung dieser Siebzig erwähnt. Dennoch sind die ihnen geltenden Anweisungen im Grunde natürlich die gleichen, die bei der ersten Aussendung den Zwölfen gegeben wurden (vgl. Mt 10,9-13). Für unsere gegenwärtige Absicht ist es von Bedeutung, dass von den sechzehn Versen dieses Abschnitts immerhin drei (siehe 10,10-12) den Anweisungen im Blick darauf gelten, wie die Siebzig sich denen gegenüber verhalten sollten, die sie ablehnen und nicht aufnehmen wollen: Drei weitere Verse (siehe 10,13-15) enthalten den Weheruf Christi über Chozazin, Bethsaida und Kapernaum, in dem Gericht angekündigt wird, weil diese Städte Christus und seine Botschaft verwarfen. Schließlich enthält ein letzter Vers (siehe 10,16) den allgemeinen Grundsatz: »Wer euch hört, hört mich; und wer euch verwirft, verwirft mich; wer aber mich verwirft, verwirft den, der mich gesandt hat.« Bei der Verwerfung, die in diesen sieben Versen (d. h. in V. 10-16) so stark hervorgehoben wird, geht es nicht – oder nicht nur – um eine Verwerfung von Juden durch Samariter. Vielmehr verwerfen Juden viel häufiger auch ihre Landsleute, wobei die Verwerfung selbstverständlich aus Glaubensgründen erfolgt. Wir haben also drei Abschnitte, die ausnahmslos Sondergut des Lukas sind, und alle enthalten ein gemeinsames Thema. Dabei hat er einen an den Anfang, den nächsten in die Mitte und den dritten ans Ende jener Reihe platziert, die sechs Abschnitte umfasst. Die drei bilden damit zumindest eine Klammer, welche die sechs Abschnitte zusammenhält.

Wir wollen daher als Nächstes untersuchen, ob sich ein Gedankenfluss oder ein Gedankenmuster in allen sechs Abschnitten erkennen lässt, oder ob sie eine Mischung aus gleichen und ungleichen, aus zusammengehörigen und nicht zusammengehörigen Themen darstellen. Wir haben bereits festgestellt, dass die drei ersten Abschnitte die Reise des Herrn alle ausdrücklich erwähnen, während die zweiten nicht darauf eingehen. Diese Anordnung hat nichts Künstliches an sich. Die drei ersten Abschnitte behandeln allesamt praktische Fragen, die mit der Reise zusammenhängen: 1) Zunächst geht es um die Aussendung einer kleinen Vorhut, die sich in einem geeigneten Dorf oder einer Stadt nach einem Nachtlager für Christus, die Apostel und die vielleicht zahlreichen weiteren Jünger, die ihm folgten, umsehen sollte. Wollte ein Dorf eine so große Reisegesellschaft unterbringen, musste man im Vor-

aus Leute hinsenden, um deren baldige Ankunft anzukündigen. 2) Dann bekommen drei Männer, die Jesus als Jünger nachfolgen wollten, Auskunft darüber, was von ihnen verlangt würde, wenn sie sich ihm und seiner Reisegruppe anschließen sollten. 3) Schließlich werden die siebenzig Jünger paarweise in alle Städte und Dörfer, die Christus besuchen wollte, vorausgeschickt. Diesmal geht es nicht darum, praktische Vorkehrungen für seinen Aufenthalt zu treffen, sondern darum, die Bewohner in geistlicher Hinsicht auf die schwerwiegenden Entscheidungen vorzubereiten, vor die sie gestellt werden sollten. Das galt für die Zeit, da Christus zu ihnen kommen sollte, um ihnen seine Botschaft bekannt zu machen. Der Grund, warum die nächsten beiden Abschnitte die Reise nicht erwähnen, besteht darin, dass an diesem Punkt (siehe 10,17) die Siebzig von ihrer Mission zurückkommen und freudig von ihren Erfolgen berichten. Nachdem Christus ihre Mitteilungen kommentiert hat, bezeugt er im nächsten Abschnitt (siehe 10,21-24) seine eigene Freude über die Ereignisse, von denen seine Jünger berichtet haben. Was wir also in diesen beiden Abschnitten vor uns haben, umfasst nicht eine bloße Fortsetzung des Reiseberichts: Vielmehr geht es darin um Überlegungen zur Bedeutung der bisherigen Reise Christi und der Reisen der Siebzig. Somit bleibt noch der Abschnitt, der die Antwort Christi auf die Frage enthält, die ein Gesetzgelehrter zu diesem Zeitpunkt gestellt hat. Auf den ersten Blick scheinen sowohl die Frage als auch die Antwort im Verlauf der Erzählung nur von nebensächlicher Bedeutung zu sein. Doch wie wir bereits gesehen haben, wird mit der Antwort im Grunde eines der Hauptthemen in diesem Teil des Evangeliums fortgeführt, und das allein könnte hinlänglich erklären, warum Lukas sich entschieden hat, dieses Gleichnis auszuwählen und gerade hier einzufügen. Aber es hat noch eine weitere, eher merkwürdige Eigenschaft, die wir beachten sollten: Das Gleichnis enthält eine beachtliche Menge an Aussagen über Reisen – ja, viel mehr, als nötig gewesen wäre, um die Moral der Geschichte zu vermitteln. Der Mann, der unter die Räuber fiel, befand sich natürlich auf einer Reise, was auch für den Priester und den Leviten galt. Dann begegnete der Samariter, »der auf der Reise war« (10,33), dem Unglücklichen und rettete ihm das Leben. Wenn es nur um die Moral ginge, die das Gleichnis vermitteln sollte, hätte dessen Handlung hier aufhören können. Aber das ist nicht der Fall: Der Samariter setzte den Mann auf sein eigenes Tier, brachte ihn in eine Herberge und trug

Sorge für ihn. Aber auch hier endet die Geschichte noch nicht. Bevor der Samariter tags darauf weiterzog, gab er dem Wirt genug Geld, damit dieser den betreffenden Juden noch mehrere Tage beherbergen konnte. Damit sind uns genügend Einzelheiten mitgeteilt worden, um uns ein vollständiges Bild von einem außergewöhnlich freundlichen, großzügigen und fürsorglichen Samariter zu vermitteln, der tatsächlich seinen Nächsten liebte wie sich selbst, weil er auf dessen Wohl bedacht war. Und doch ist die Geschichte noch immer nicht zu Ende: Der Samariter hat die Weiterreise noch vor sich. Beim Abschied verspricht er, dass er wiederkommen und dann dem Wirt das bezahlen wird, was dieser an zusätzlichen Kosten unter Umständen noch bestreiten muss.

Die Exegeten mit ihrer strengen Logik beharren zu Recht darauf, dass das Gleichnis vom barmherzigen Samariter nicht als Allegorie gedacht sei und darum nicht als solche behandelt werden dürfe. Wenn wir aber andererseits Lukas zutrauen, dass er neben seinem Anliegen für genaue geschichtliche Darstellung und strenge Exegese auch ein klein wenig Sinn für gute literarische Arbeit hat, dann sind wir versucht, noch folgende Beobachtung anzufügen: Eingewoben in die einleitende Phase des Gehens, deren Hauptaugenmerk auf der Reise Christi und den Reisen der Siebzig liegt, fungiert das Gleichnis des barmherzigen Samariters mit seinem stark hervorgehobenen Thema des Reisens wie eine Nebenhandlung in einem literarischen Werk: Sie unterstreicht nebenbei das Hauptthema. Es ließe sich vielleicht noch mehr dazu sagen, aber das soll zunächst genügen, denn wir müssen uns jetzt einer weiteren vorbereitenden Beobachtung zuwenden.

Wir haben zwei Gruppen von Abschnitten vor uns, die je drei Abschnitte enthalten. Die erste Gruppe beginnt mit der berühmten Feststellung: »Es geschah aber, als sich die Tage seiner Aufnahme erfüllten ...« Das bezieht sich auf die Himmelfahrt unseres Herrn, wobei es unmöglich wäre, das Gewicht und die Bedeutung der Erhöhung des Menschen Christus Jesus zur Rechten Gottes im Himmel überzubewerten. Wenn wir uns aber den einleitenden Teil der zweiten Gruppe ansehen, hören wir, wie Christus verkündigt: »Ich schaute den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen« (10,18). Jesus fährt auf in den Himmel; Satan fällt vom Himmel – diese beiden Geschehnisse ergänzen einander so offenkundig, dass es kaum möglich ist, die Bedeutung des einen ohne das andere allseits zu erfassen.

Doch später mehr davon. Die Frage, die dieser Sachverhalt unmittelbar aufwirft, ist folgende: Wenn die Gedanken des ersten Abschnitts der zweiten Gruppe die Ausführungen des ersten Abschnitts der ersten Gruppe so offenkundig ergänzen, was ist dann mit den anderen Abschnitten der beiden Gruppen? Wenn es sich herausstellt, dass sie sich ebenso verhalten, dann müssen wir diese Tatsache selbstverständlich in unserer Auslegung berücksichtigen. Hier folgt die Tabelle der beiden Gruppen mit je drei Abschnitten, worin ihre Hauptgedanken nebeneinandergestellt werden (siehe S. 228).

Die Sätze

I. Seine Kosten und Schmerzen (9,51 – 10,16)

Wir müssen nun die drei Abschnitte des ersten Satzes der Reihe nach betrachten. Dabei sollten wir auf jeden Fall bedenken, dass diese Abschnitte inhaltlich aufeinander aufbauen; darum müssen wir, um eine ausgewogene Sicht des darin enthaltenen Stoffes zu gewinnen, die ganze Geschichte von Anfang bis Ende hören. Im ersten Abschnitt (siehe 9,51-56) werden beispielsweise zwei Apostel dafür gerügt, dass sie über ein samaritisches Dorf, das den Herrn nicht aufnahm, Feuer vom Himmel auf die Erde herabrufen wollen. Aber im dritten Abschnitt wird den Siebzig Folgendes gesagt (siehe 10,11-12): Wenn eine Stadt sich weigert, sie aufzunehmen, wird es im Gericht »Sodom an jenem Tag erträglicher ergehen ... als jener Stadt«. Und wir alle wissen, wie es Sodom erging: Es »regnete ... Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte alle um« (siehe 17,29). Ganz offensichtlich hat die Frage nach dem Ergehen der Leute, die Christus abweisen, zwei Seiten. Wir wollen jedoch von vorn beginnen.

1. Der Weg Christi bis zur Himmelfahrt (9,51-56). Wir beginnen nun mit dem Bericht über die Reise, die nach göttlichem Ratschluss den Menschen Jesus von Nazareth in die höchste Stellung des Universums erheben sollte: Er war dazu ausersehen, zur Rechten der Macht Gottes

Phase 1 des Gehens (9,51 – 10,37)

I. Seine Kosten und Schmerzen

(9,51 – 10,16)

1. Der Weg Christi bis zur Himmelfahrt

(9,51-56)

Die Jünger sind erzürnt darüber, dass die Samariter Christus nicht in ihrem Dorf aufnehmen wollen; sie schlagen vor, Feuer vom Himmel auf sie herabzurufen. Christus korrigiert sie. Er ist auf dem Weg, in den Himmel aufgenommen zu werden (9,51).

2. Die Anforderungen und Kosten der Nachfolge des Sohnes des Menschen

(9,57-62)

- a. »Der Sohn des Menschen hat nicht, wo er das Haupt hinlege.«
- b. Einem Möchtegern-Nachfolger wird gesagt, dass seine Pflicht zur Verkündigung des Reiches gegenüber seiner vermeintlichen Pflicht, den Vater zu beerdigen, Vorrang habe.
- c. Ein Jünger wird davor gewarnt, »zurückzublicken«: »Niemand, der die Hand an den Pflug gelegt hat und zurückblickt, ist tauglich für das Reich Gottes.« (Das griechische Verb für »blicken« ist *blepō*.)

3. Die Reisen der Siebzig

(10,1-16)

- a. »Ich sende euch aus wie Lämmer inmitten von Wölfen ...«
- b. »Heilt die Kranken ... und sprecht ... Das Reich Gottes ist nahe zu euch gekommen ...«
- c. »Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.«

II. Seine Freuden und Siege

(10,17-37)

1. Satan fällt wie ein Blitz vom Himmel

(10,17-20)

Die Jünger sind übergücklich darüber, dass ihnen im Namen Christi die Dämonen untertan sind. Christus sieht voraus, dass Satan aus dem Himmel geworfen wird. Er korrigiert seine Jünger: Sie sollen sich vielmehr darüber freuen, dass sie Himmelsbürger sind.

2. Die Freuden und Segnungen der Zugehörigkeit zum Sohn des Vaters

(10,21-24)

- a. Der Vater des Sohnes ist Herr des Himmels und der Erde.
- b. Der Sohn erklärt, dass ihm alles vom Vater übergeben ist und dass die wechselseitige Erkenntnis zwischen dem Vater und dem Sohn nur denjenigen bekannt ist, denen der Sohn sie offenbaren bzw. mitteilen will.
- c. Die Augen der Jünger sind glücklich, weil sie sehen, was sie sehen. Denn Könige und Propheten haben begehrt, dies zu sehen, es aber nicht gesehen. (Das griechische Verb für »sehen« ist *blepō*.)

3. Reisende auf der Straße nach Jericho

(10,25-37)

- a. »Ein gewisser Mensch ... fiel unter Räuber ...«
- b. »... ein gewisser Samariter ... kam zu ihm hin ... und verband seine Wunden ...«
- c. Er »gab sie (d. h. zwei Denare) dem Wirt und sprach ... Was irgend du noch dazu verwenden wirst, werde ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme.«

zu sitzen (siehe 22,69). Das Ziel der Reise war unaussprechlich herrlich, aber der Weg zu diesem Ziel führte durch unbeschreibliches Leiden: Er musste über Jerusalem führen. Unser Herr machte sich keine Illusionen darüber, was er dort würde erleiden müssen. Als die Tage heranrückten, da er aufgenommen werden musste, wandte er dennoch seine Schritte entschlossen Richtung Jerusalem. Die ersten Etappen der Reise führten durch Samaria. Lukas berichtet, wie die Boten Christi vorausgingen und für die Übernachtung in einem bestimmten samaritanischen Dorf Vorbereitungen trafen, die Dorfbewohner ihn aber nicht aufnehmen wollten. Wir erinnern uns daran, dass bei seinem Kommen auf diese Erde gerade kein Raum für ihn und für seine Eltern in der Herberge war (siehe 2,7). Als er jetzt begann, wieder wegzugehen, war kein Platz für ihn in dem betreffenden Dorf. Aber diesmal war die Tatsache, dass sich ihm keine Unterkunft bot, Ausdruck bewusster Feindschaft: Die Samariter hätten ihn beherbergen können, aber sie weigerten sich.

Ihre Gründe waren einerseits tragisch, entbehrten aber andererseits nicht einer gewissen Ironie: Sie wiesen ihn ab, weil er nach Jerusalem unterwegs war (siehe 9,53), denn die religiöse Feindseligkeit zwischen Samaritern und Juden war so groß, dass ein Jude, der zu einem gottesdienstlichen Fest nach Jerusalem reiste, in Samaria eine *Persona non grata* war. Sie ahnten nicht, dass er nach Jerusalem ging, um dort von den religiösen Autoritäten verworfen und gekreuzigt zu werden (siehe 9,22). Und noch weniger war ihnen bewusst, dass er nach Jerusalem unterwegs war, um dort für ihre Erlösung zu sterben. Er hatte die religiöse Verbitterung zwischen Juden und Samaritern weder eingeführt noch sie gutgeheißen. Aber das änderte nichts: Für sie war er ein typischer Jude, der zu einem gottesdienstlichen Fest nach Jerusalem reiste, und ohne weiter nachzufragen, schlugen sie die Tür vor ihm zu.

Jakobus und Johannes waren über diese beleidigende Behandlung ihres Meisters so empört, dass sie fanden, man müsse sofort Feuer vom Himmel auf dieses samaritanische Dorf herabrufen. In 10,11-16 wird Lukas uns darüber unterrichten, welche ernsten Folgen es haben muss, wenn man wider besseres Wissen Christus und seine Boten abweist. Aber dort spricht Christus von Ablehnung angesichts einer Fülle klarster Beweise (siehe 10,13). Hier handelten die Samariter unwissend und als von religiösen Vorurteilen Getriebene: Sie wussten nicht, was

sie taten. Christus wies die Apostel für den bloßen Vorschlag zurecht, Gericht auf sie herabzurufen. Er versuchte auch nicht, mit den Samaritern zu diskutieren, sondern zog auf der Suche nach einem Nachtlager ruhig in ein anderes Dorf weiter. Dabei setzte er seine Reise nach Jerusalem fort und ging dort für sie in den Tod. Nicht lange danach hörten die Samariter, warum er gestorben war, und viele von ihnen (hoffentlich sind auch Bewohner dieses Dorfes dabei gewesen) wurden zu Christus bekehrt (siehe Apg 8,5-25).

2. *Die Anforderungen und Kosten der Nachfolge des Sohnes des Menschen (9,57-62)*. Die Erfahrung von Jakobus und Johannes zeigt, dass der Jünger Christi bereit sein muss, von der Welt angefeindet zu werden, ohne Gleiches mit Gleichem zu vergelten oder auf Rache zu sinnen. Die Lektion, die der erste der drei Mächtetern-Jünger dieses Abschnitts bekommt, lautet, dass der Jünger Christi bereit sein muss, den Verlockungen von Komfort und Bequemlichkeit in dieser Welt zu widerstehen. Christus wies darauf hin, dass der Sohn des Menschen nicht einmal jene Annehmlichkeit besaß, die so bescheidene Geschöpfe wie Füchse und Vögel kennen: Diese hatten ihre Höhlen und Nester, er aber hatte kein eigenes Zuhause, keinen Ruheplatz, wohin er sich zurückziehen, sich ungestört aufhalten und sich entspannen konnte. Er musste immer unterwegs sein und in Häusern anderer oder in Herbergen schlafen. Er hatte kein Hauptquartier, zu dem er immer wieder zurückkehren konnte. Der Jünger, der Christus auf dem Weg nach Jerusalem folgte, musste bereit sein, in ähnlicher Weise »obdachlos« zu leben. Aber die Lektion hat gewiss auch eine tiefere Bedeutung: Alle, die sich aufmachen, um Christus auf dem Weg in die Herrlichkeit zu folgen, müssen bereit sein, jeden Gedanken daran aufzugeben, dass diese Welt ihr Zuhause sei. Sie werden zu Reisenden, die beharrlich auf das Ziel zustreben und unterwegs lediglich die Übernachtungsgelegenheiten des Lebens nutzen, sich diesseits des Himmels aber nirgends niederlassen.

Die Lektion, die dem zweiten Mächtetern-Jünger gegeben wird, zeigt, dass ein Nachfolger Christi bereit sein muss, nicht nur auf häusliche Annehmlichkeiten zu verzichten. Vielmehr muss der Betreffende auch die Behauptung zurückweisen, häusliche Pflichten hätten Priorität. In die Nachfolge Christi gerufen, willigte dieser Mann zunächst ein,

sich ihm als Jünger anzuschließen. Dann aber bat er um die Erlaubnis, zuerst nach Hause zu gehen und seinen Vater zu bestatten. Es ist eher unwahrscheinlich, dass der Vater schon tot war und der Mann lediglich um einen Aufschub von zwei Stunden bat, um bei der Beerdigung dabei sein zu können. Man muss eher annehmen, dass der Vater alt geworden war und der Mann als Jude ein Empfinden für die moralische Pflicht hatte, den Eltern ein ehrenhaftes Begräbnis zu bereiten. Angesichts dessen verlangte er vom Herrn, er solle seine Forderung so lange aufschieben, bis sein Vater gestorben wäre (und er vielleicht auch das väterliche Anwesen geerbt hätte). Nun ist es aber eine von Christus ausdrücklich bestätigte Wahrheit, dass die Sorge für alt gewordene Eltern eine von Gott gegebene Pflicht beinhaltet, der man sich unter keinem noch so fromm scheinenden Vorwand entziehen durfte (siehe Mt 15,3-9). Wenn also jemand Christus als seinen Herrn annimmt, wird dieser ihn anweisen, seine Pflicht gegenüber den Eltern zu erfüllen. Doch der Mann im vorliegenden Fall beging zwei Fehler. Er bat um Erlaubnis, etwas zu tun, das er gegenüber der Christusbefolgung für die vorrangige Pflicht hielt. Aber eine solche vorrangige Pflicht kann es natürlich nicht geben. Wenn Jesus Gottes Sohn ist, haben Pflichten ihm gegenüber oberste Priorität. Falls jemand meint, er stehe unter einer vorrangigen Pflicht, die er erfüllen müsse, ehe er in die Nachfolge Christi treten könne, hat er keine Vorstellung davon, wer Christus ist. Und zweitens bat der Mann nicht darum, seinen alten Vater pflegen, sondern ihn beerdigen zu dürfen. Mit dieser Bitte ließ dieser Möchtegern-Jünger erkennen, dass er keinen Begriff von der Dringlichkeit und Wichtigkeit der Aufgabe hatte, zu der Christus ihn rief. Diese lautete: »Du aber geh hin und verkündige das Reich Gottes!« (siehe 9,60). Die Menschen insgesamt und damit auch der alte Vater mussten um jeden Preis die Botschaft hören. Ihre ewige Errettung hing davon ab, ob sie die Botschaft hörten und ihren dringlichen Ruf annahmen. Es wäre eine sehr seltsame Art der Pflichterfüllung eines Sohnes gegenüber seinem Vater gewesen, wenn der Betreffende erst dann das Evangelium verkündigt hätte, als der Vater tot und beerdigt war. Zudem, so fuhr Christus diesem Mann gegenüber fort, können die geistlich toten Ungläubigen die Aufgabe übernehmen und den Vater beerdigen, wenn er gestorben ist; aber geistlich Tote können ihm oder irgendeinem anderen Menschen das Evangelium nicht predigen: »Lass die (geistlich) Toten ihre

(leiblich) Toten begraben«, sagte Christus (9,60). Es ist kein Ausdruck von Unfreundlichkeit oder von fehlendem Pflichtbewusstsein, wenn ein Gläubiger die geistlich Toten die Dinge tun lässt, die sie ganz gut selbst erledigen können. Dann hat er nämlich umso mehr Zeit, für sie das zu tun, wozu sie selbst außerstande sind. Ein Chirurg vergeudet seine Zeit nicht damit, den Patienten die Schuhe zu putzen.

Der Mann hatte also eine falsche Auffassung davon, worin seine Pflicht gegenüber seinem Vater bestand. Auch schätzte er die tiefsten Bedürfnisse seines Vaters falsch ein. Dieses falsche Verständnis von Pflichterfüllung war ihm nicht durch die Forderungen des Gesetzes Gottes oder durch das Evangelium, sondern durch die gesellschaftlichen und religiösen Konventionen der Welt aufgeprägt worden. Der Ruf zur Christusbefolgung verlangte, dass er sie ignorierte.

Die Lektion, die dem dritten Mächtigen-Jünger gegeben wird, zeigt, wozu ein Nachfolger Christi ebenfalls bereit sein muss: Er muss dafür sorgen, dass ihm das Locken und Ziehen der Familienbande weniger bedeutet als die Liebe zu seinem Herrn. Ein Soldat, der berufen ist, Volk und Familie zu schützen, muss bereit sein, seine Angehörigen zu verlassen und an die Front zu gehen. Der dritte Mann in unserem Abschnitt wollte die Befolgung Christi aufschieben und zuerst nach Hause gehen, um sich von seinen Familienangehörigen zu verabschieden. Sich zu verabschieden, bedeutete nach den Gepflogenheiten jener Zeit, mehrere Tage hintereinander eine Reihe von Abschiedsfesten zu veranstalten und den Abreisetag immer auf den nachfolgenden Tag zu verschieben (siehe z. B. Ri 19,3-8). Damit würde der Abschied immer schwerer werden: »Niemand, der die Hand an den Pflug gelegt hat und zurückblickt, ist tauglich für das Reich Gottes«, sagte Christus (9,62). Die wichtigste Regel beim Pflügen besteht darin, dass man die Augen fest auf einen Punkt am gegenüberliegenden Ende des Ackers heften muss, wenn man eine gerade Furche ziehen will. Wendet man seine Augen ab und schaut hinter sich, wandert der Pflug in alle möglichen Richtungen. Es lässt sich nicht leugnen, dass jeder, der die Hand an den Pflug des Dienstes im Reich Gottes gelegt hat, auf gewisse Familienfreuden verzichten müssen – und es kann noch mehr Verzicht mit sich bringen, wenn er seine Furchen weiterzieht. Vielleicht wird der Weg dann schwer, sodass wir anfangen, uns nach dem bequemeren Leben zurückzusehen, das wir hinter uns gelassen haben. Es kann sein, dass wir dann die

Augen vom Ziel abwenden, dass unser Antrieb ermattet, unsere Effektivität schwindet und unsere Zielstrebigkeit weicht, bis wir womöglich mit dem Pflügen ganz aufhören.

3. *Die Reisen der Siebzig (10,1-16)*. Die Botschaft des ersten Abschnitts lautete, dass ein Nachfolger Christi bereit sein muss, die Anfeindung der Welt zu ertragen, ohne zurückzuschlagen. Der zweite zeigte uns, was es kostet, ein Jünger und ein Verkündiger des Reiches zu werden. Der nun folgende dritte Abschnitt beschreibt, was die eigentliche Arbeit der Verkündigung des Reiches beinhaltet. Wir können selbstredend den Fall der Siebzig, die Christus vor seiner Kreuzigung dienten, nicht direkt auf uns anwenden, die wir nach Pfingsten in der Christusnachfolge stehen. Wie wir bereits festgestellt haben (siehe Auslegung zu 9,1-9 auf S. 190), wurden die bei dieser Gelegenheit gegebenen Anweisungen später modifiziert und in gewissen Belangen sogar zurückgenommen bzw. ins Gegenteil gewendet (siehe 22,35-38). Um daraus gewisse allgemeine Grundsätze herzuleiten, können wir aber versuchen, die Bedeutung der Anweisungen für diese bestimmte Mission zu verstehen, zu der die Siebzig ausgesandt wurden.

Die Situation war folgende: Christus selbst stand davor, eine Anzahl von Städten und Dörfern zu besuchen, bevor er nach Jerusalem kam und dann in die Herrlichkeit ging. Weil er der König und damit der Messias Gottes, der Sohn des Vaters, war, bedeutete sein Kommen, dass das Reich Gottes den Menschen dieser Ortschaften nahe war. Ja, es war ihnen sehr nahe gekommen. Damit wurde ihnen die Gelegenheit gegeben, ihn und mit ihm das Reich Gottes aufzunehmen oder abzulehnen. Die Verantwortung für diese Entscheidung lag bei ihnen. Die Verwerfung Christi durch Israel würde schon in dieser Welt schwere und weitreichende Folgen haben, was die spätere Geschichte bewiesen hat. Die Folgen in der kommenden Welt würden demgegenüber unermesslich sein. Allerdings würde die Zeit, die Christus in den Orten der Betreffenden verbrachte, und damit auch die Zeit, das Gehörte zu bedenken sowie eine Entscheidung zu treffen, nur kurz sein. Darum war es wichtig, dass sie auf diesen Besuch vorbereitet wurden (siehe 19,44) und man ihnen hinlängliche Indizien vorlegte, die sie zur festen Grundlage ihrer Entscheidung machen konnten. Daher also die Sendung der Siebzig: Niemand sollte zu einer übereilten Entscheidung gedrängt wer-

den. Jedermann sollte genügend Zeit haben, um die Indizien abzuwägen und verstehen zu können.

Die einleitende Feststellung (siehe 10,2) zeigt, wie Christus das gewaltige Potenzial des Missionsfeldes sah, aber gleichzeitig den bedrückenden Mangel an Arbeitern empfand. 19 lange Jahrhunderte scheinen die Lage kaum verändert zu haben.

Als Nächstes erörterte er seine Taktik (siehe 10,3-12). Er machte sich keine Illusionen bezüglich der grundsätzlichen Feindschaft der Welt gegen Gott, Gottes Reich und Gottes Sohn. Diese Welt war eine gefallene Welt, seine Zeitgenossen waren ein verkehrtes und verdrehtes Geschlecht (siehe 9,41; 11,29), wie ein Rudel Wölfe. Die Taktik Christi bestand nun darin, dass er seine Jünger – äußerlich gesehen – ganz wehrlos und als solche unter sie sandte, die völlig auf seine Barmherzigkeit angewiesen waren. Sie sollten kein Bargeld, keine Wechselkleider und keine Vorräte mitnehmen. Infolgedessen wurden die Bewohner einer Stadt zu einer Entscheidung im Blick darauf genötigt, was sie mit den Boten anstellen sollten. Wenn die Missionare genügend Geld gehabt hätten, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, dann hätten sie einfach ein Hotelzimmer buchen können. Dies wäre auf einer rein geschäftlichen Grundlage vonstatten gegangen, ohne dass dies jemanden geistlich verpflichtet hätte. Wenn hingegen mittellose Männer in einen Ort kamen und behaupteten, Boten des Messias zu sein, dann mussten sich dessen Bewohner gezwungenermaßen entscheiden, ob sie diese als solche aufnehmen und gepflegen oder abweisen wollten.

Die Missionare sollten klarmachen, dass sie nicht gekommen waren, um jemanden anstands- oder interessehalber zu besuchen. Sie sollten darum niemanden auf dem Weg nach orientalischer Sitte grüßen. Ihnen wurde geboten, deutlich erkennen zu lassen, dass sie eine dringendere Aufgabe zu erledigen hatten und sich deshalb ganz darauf konzentrieren mussten.

Wenn sie ein Haus betraten, sollten sie ihm Frieden zusprechen (siehe 10,5-6). Das bedeutete nicht, dass sie, falls die Hausbewohner gottlose Leute waren, das Böse guthießen. Sie sagten ihnen nicht, dass Gott alle Menschen gewähren lasse, wie gottlos sie auch sein mochten, wobei niemand je verlorengehen werde. Weit gefehlt! Der Zuspruch des Friedens erklärte vielmehr den Zweck ihrer Mission: Sie waren gekommen, um eine Botschaft des Friedens und der Vergebung zu über-

bringen. Wenn im betreffenden Haus Menschen offen und bereit waren, das Heil anzunehmen, dann würden sie den Segen des Friedens empfangen, den die Missionare verkündigten. Wenn die Hausbewohner aber den Gruß hörten und zynisch oder ungläubig reagierten, würde ihnen der dargebotene Friede nichts nützen: Er würde zu den Missionaren zurückkehren. Weder Gott noch seine Diener können denen, die Christus ablehnen, Frieden zusprechen.

Und dann sollten die Missionare deutlich machen, dass ihre Evangelisation kein Deckmantel für ein angenehmes und behagliches Leben war. Wenn ein Haus sie aufnahm, sollten sie dort bleiben. Auch wenn die Mahlzeiten karg und die Einrichtungen ärmlich waren, sollten sie sich nicht nach irgendeinem anderen Haus umsehen, wo sie besseres Essen und mehr Komfort erwarten konnten. Sie waren keine Touristen auf einer Urlaubsreise, auch keine Evangelisten, die unlautere Absichten hatten und als Schmarotzer lebten (siehe 10,7).

Zudem war es möglich, dass die verschiedenen Städte, die sie aufsuchten, verschiedene Speisegebote und Sitten hatten. Das war belanglos. Sie sollten in jeder Stadt essen, was ihnen vorgesetzt wurde (10,8). Sie sollten Schwierigkeiten wegen irgendwelcher Speisevorschriften vermeiden oder diesbezüglich keine Wortgefechte austragen, weil sie sonst die Hauptsache (nämlich das Evangelium) verdunkeln würden, zu dessen Verkündigung sie gekommen waren.

Und dann sollten sie in aller Klarheit sagen, was auf dem Spiel stand: Indem sie zur Beglaubigung ihrer Botschaft Kranke heilten, sollten sie sagen, dass das Reich Gottes nahe gekommen war. Sie mussten darauf hinweisen, dass Jesus demnächst kommen würde. Das würde die Zeit der Heimsuchung der Betroffenen sein, die Gelegenheit zu ihrer Errettung, die Stunde der Entscheidung (siehe 10,9).

Wenn andererseits die Bewohner einer Stadt sie ablehnten, wurde ihnen nicht geboten, einfach weiterzuziehen. Mit einer symbolischen Geste sollten sie vielmehr öffentlich den Staub abschütteln, der ihren Schuhen anhaftete. Damit demonstrierten sie die erschütternde Bedeutung und Tragweite dieser Ablehnung. Sie sollten den Leuten ins Bewusstsein rufen, dass sie ihre Gelegenheit zur Errettung gehabt hatten: Das Reich Gottes war nahe zu ihnen gekommen. Wenn ein Gericht über sie kam, das schlimmer war als das Gericht über Sodom, würden sie nie sagen können, dass sie keine Möglichkeit gehabt hätten, gerettet

zu werden. Sie würden nie behaupten können, dass sie nicht gewusst hätten, was sie taten, als sie den Retter ablehnten (siehe 10,10-12).

An dieser Stelle war der Herr scheinbar überwältigt, wenn er an Städte wie Chorazin, Bethsaida und Kapernaum dachte, die seine Machttaten gesehen und doch nicht Buße getan hatten bzw. sich nicht retten ließen. Er unterbrach seine Anweisungen an die Jünger und rief ein schmerz erfülltes Wehe über diese Städte aus (10,13-15): »Und du, Kapernaum, die du bis zum Himmel erhöht worden bist, bis zum Hades wirst du hinabgestoßen werden« (V. 15). Es gibt zwei Bestimmungsorte in der Ewigkeit, ein Entweder-oder. Man bedenke die erstaunliche Gelegenheit und Möglichkeit, dass ein Mensch das Evangelium annehmen und Christus in die Herrlichkeit des Himmels folgen kann! Muss man dann nicht wie Christus zu Beginn seiner Anweisungen (siehe 10,2) ein schier erdrückendes Empfinden dafür bekommen, welches Potenzial zu einer gewaltigen Ernte sich dem Verkündiger des Evangeliums eröffnet? Ist aber der Himmel für den Menschen eine reale Möglichkeit, dann auch die Hölle. Es gibt nicht zwei Himmel, einen für diejenigen, die Christus aufnehmen, und einen für jene, die ihn ablehnen.

Christus setzte nach seinem Weheruf über die Städte seine Anweisungen an die Siebzig fort, indem er darauf hinwies, welche ernststen Folgen die Ablehnung der Boten samt ihrer Botschaft mit sich bringt: Wer sie verwarf, lehnte ihn ab; und wer ihn verwarf, lehnte Gott ab (siehe 10,16). Niemand ist tüchtig, das Evangelium zu predigen, und keiner hat das Wesen des Evangeliums erfasst, der nicht erkennt, dass sich die Verwerfung des Retters in jeder Beziehung katastrophal auswirkt. Aber unter all den Anweisungen, welche die siebzig Jünger zu wirksamen Evangelisten machen sollten, war diese vielleicht die nachhaltigste: Sie standen da und erlebten mit, wie tief die Herzensbetrübnis des Retters war, als er an das Gericht dachte, das über Chorazin, Bethsaida und Kapernaum kommen musste, weil sie sich törichterweise geweigert hatten, Buße zu tun.

II. Seine Freuden und Siege (10,17-37)

Satz 1 ist ernst und düster gewesen. Er hat wirklichkeitsgetreu und in der gebotenen Nüchternheit die Kosten und Leiden der Christusnach-

folge sowie die Anforderungen an die Jüngerschaft und den Dienst präsentiert. Dazu kam der Ernst, der mit der Evangeliumspredigt untrennbar verbunden ist, weil die Möglichkeit besteht, dass die Hörer es vorziehen, die Botschaft abzulehnen und damit unsagbaren Verlust erleiden. Aber das Evangelium hat auch eine andere Seite: Diesbezüglich gibt es ebenso eine jubelnde Freude und ein Staunen darüber, dass man mit dem Sohn des Vaters verbunden ist und ihm auf dem Weg in die Herrlichkeit folgen und mit eigenen Augen sehen darf, wie das Erlösungswerk triumphiert. Satz 2 beleuchtet diese zweite Seite der Angelegenheit. Dies werden wir sehen, wenn wir beim Studium seiner drei Abschnitte diese mit den drei Abschnitten von Satz 1 vergleichen und sie ihnen gegenüberstellen.

1. Satan fällt wie ein Blitz vom Himmel (10,17-20). Die Siebzig kehrten von ihrer Mission zurück, indem sie über eine Entdeckung jubelten, die sie dabei machten: »Herr, auch die Dämonen sind uns untertan in deinem Namen!«, sagten sie (10,17). Ohne es zu wissen, waren sie die Ersten, die ein Thema aufgriffen, das nach Himmelfahrt und Pfingsten zu einem mächtigen Chor der Freude und des Lobes anschwellen sollte; denn erst dann begriffen die Christen der urgemeindlichen Zeit die Tragweite der »Aufnahme« des Herrn in den Himmel. Petrus spricht davon, dass er »in den Himmel gegangen« ist, »indem Engel und Gewalten und Mächte ihm unterworfen sind« (vgl. jeweils 1Petr 3,22). Gott »setzte ihn zu seiner Rechten in den himmlischen Örtern«, sagt Paulus, »über jedes Fürstentum und jede Gewalt und Kraft und Herrschaft und jeden Namen, der genannt wird, nicht allein in diesem Zeitalter, sondern auch in dem zukünftigen, und hat alles seinen Füßen unterworfen ...« (vgl. jeweils Eph 1,20-22). Ja, Christus sah in den Ereignissen dieser Sendung an Israel die ersten Erfolge in einem Krieg, bei dem am Ende Satan für immer aus dem Himmel hinweggeworfen wird. »Ich schaute den Satan wie einen Blitz vom Himmel fallen«, sagte er (10,18). Seine Schau umfasste prophetische Sachverhalte. Die Christen waren sich nach Pfingsten dessen bewusst, dass sie noch immer »gegen die geistlichen Mächte der Bosheit in den himmlischen Örtern« (Eph 6,12) kämpfen mussten. Aber sie zweifelten nie am Ausgang dieses Konflikts (siehe Röm 16,20). Was sie in gleicher Weise wie die Siebzig in freudige Erregung versetzte, war die Tatsache,

dass sie hier auf Erden die triumphierende Autorität des Namens Christi gebrauchen konnten. Christus sagte: »Ich gebe euch die Gewalt ... über die ganze Kraft des Feindes, und nichts soll euch irgendwie schaden« (10,19). Die Siebzig mussten noch lernen, dass der Besitz dieser Autorität nicht bedeutete, vor Leiden oder gar dem Martyrium verschont zu bleiben. Doch fortan würde ihnen nichts mehr dahin gehend schaden können, dass es imstande wäre, sie von der Liebe Gottes zu scheiden. In allem würden sie »mehr als Überwinder« sein, und sie würden auf keinen Fall von dem zweiten Tod Schaden erleiden (siehe Röm 8,37; Offb 2,11).

Es ist daher verständlich, dass sie außer sich vor Freude waren. Ohne ihre Freude zu dämpfen, korrigierte Christus allerdings behutsam ihre Blickrichtung. Er sagte: »Doch darüber freut euch nicht, dass euch die Geister untertan sind; freut euch vielmehr, dass eure Namen in den Himmeln angeschrieben sind« (10,20). Es ist eine wunderbare Sache, wenn man hier auf der Erde einen wirkungsvollen Dienst im Namen Christi tun darf. Noch wunderbarer ist es jedoch, wenn man schon hier auf Erden des Himmels gewiss sein darf. Das griechische Wort für »angeschrieben« wird gern für die Namen verwendet, die in ein Verzeichnis der Bürger einer Stadt eingetragen sind. Es erinnert den Gläubigen daran, dass er auf Erden zwar heimatlos ist, aber letztendlich im Himmel bereits sein Bürgerrecht hat (siehe Phil 3,20). Es ist gewiss von Bedeutung, dass Christus nicht bis zum Ende der Reise wartete, bevor er seinen Jüngern diese herrliche Tatsache kundtat: Gemäß den Aussagen des Lukas geschah es nicht lange, nachdem er aufgebrochen war, um wieder in die Herrlichkeit zu gehen (siehe 9,51). »Freut euch (darüber)«, sagte Christus, als er seinen Jüngern diese Gewissheit gab. Ja, könnte sich ein Gläubiger überhaupt je freuen, wenn er diese Gewissheit nicht hätte? Was empfindet derjenige, der an die Wirklichkeit des Himmels glaubt, aber durchs Leben reisen muss, ohne sicher zu wissen, ob er dort ankommen wird? Sicher keine Freude, sondern Qual. Es war die Gewissheit, dass ihre Namen bereits im Himmel angeschrieben waren, die den gefangenen Paulus und seine Mitarbeiter in ihrem Werk für Christus angesichts von schwerer Verfolgung stärkte und ermutigte (siehe Phil 1,29; 4,3).

Wir werfen einen Blick zurück auf den ersten Abschnitt von Satz 1 (9,51-56). Die Jünger waren empört über das samaritische Dorf, das sie

nicht aufgenommen hatte, weil sie das für eine inakzeptable Beleidigung und einen Affront hielten. Die Entdeckung, dass sie die vollen Bürgerrechte des Himmels genossen, half ihnen jetzt vielleicht, die Sache im rechten Licht zu sehen.

2. *Die Freuden und Segnungen der Zugehörigkeit zum Sohn des Vaters (10,21-24)*. In 9,58 hatte unser Herr einem Mächtetern-Jünger gesagt, dass der Sohn des Menschen keinen Platz hatte, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Das zeigt uns eindeutig die unfassbare Gnade seiner Selbstaufopferung. Aber die Sache hat auch eine andere Seite: Während er diesem Mann klarmachte, dass er auf Erden obdachlos war, freute er sich über die wunderbare Tatsache, die er jetzt ausdrückt (siehe 10,21). Sie besteht darin, dass sein Vater der Herr des Himmels sowie der Erde ist und damit jeden Quadratzentimeter auf dem Erdboden besitzt. Obendrein gehört ihm der gesamte Himmel. Christus kannte kein Selbstmitleid, weil er obdachlos war. Er war auch nicht im Geringsten enttäuscht, noch empfand er Scham, weil trotz seiner unsagbar selbstlosen Hingabe seine bis dahin gewonnenen Jünger nicht zu den Weisen und Intellektuellen dieser Welt, sondern eher zu denen gehörten, die man nach allgemeiner Einschätzung bestenfalls dem unteren intellektuellen Niveau zurechnete. Ganz im Gegenteil, es erfüllte ihn mit Freude, dass Gott in seiner Souveränität »dies« vor den Intellektuellen und Klugen verborgen hatte. Es versteht sich von selbst, dass Christus keiner religiösen Engherzigkeit (etwa im Sinne der Pharisäer) das Wort redete. Auch huldigte er keinem Elitedenken unter umgekehrten Vorzeichen. Er stellte vielmehr fest, dass die Erkenntnis Gottes und seines Heils nicht zu denjenigen Dingen gehört, deren Geheimnisse sich dem Menschen erschließen, wenn er nur genügend intellektuelle Fähigkeiten besitzt, um sie zu analysieren. So gehören etwa Atome und Moleküle sowie alles andere Physikalische zu dieser Ebene. Zwar sind sie sehr kompliziert, und es sind schon fast die intellektuellen Fähigkeiten eines Genies erforderlich, um in ihre Geheimnisse einzudringen. Mehr braucht es jedoch nicht, eben weil sich physikalische Dinge auf einer in Gottes Augen so bescheidenen Ebene befinden. Man bewege sich auf der Skala nur etwas nach oben, um zur Ebene des Persönlichen zu gelangen. Die größten Giganten des Intellekts sind nicht in der Lage, mit all ihrem Denkvermögen eine Per-

son wirklich kennenzulernen, wenn diese Person nicht bereit ist, ihre Gedanken und Empfindungen zu enthüllen und bekannt zu machen. Wie viel mehr gilt das in Bezug auf Gott! Die großen Geheimnisse seiner Person, seiner Gedanken, seines Herzens und seines Heils sind so erhaben und wunderbar, dass jeder Versuch, in sie einzudringen und sie zu verstehen, kläglich scheitert, auch wenn man noch so intellektuell scharfsinnig analysiert. Durch Gottes Beschluss und Rat bleiben sie den Klugen verborgen. Und obwohl sie undurchdringlich und geheimnisvoll sind, bezeugt Christus nun seine heilige Freude über das Vermögen und den Willen seines Vaters, sie intellektuellen Säuglingen zu offenbaren. Erneut sei gesagt: Das war nicht Engherzigkeit; denn jeder kann, wenn ihm der Sinn danach steht, angesichts der großen Geheimnisse Gottes vor ihm die Haltung eines Säuglings einnehmen. Dennoch erfüllt es den Betrachter mit grenzenloser Freude, wenn er sieht, wie Gott aus freien Stücken seine Macht dem Niedrigsten unter den Menschen zuwendet, um sich ihm zu offenbaren. Menschen von riesenhaftem Intellekt finden es oft fast unmöglich, ihre tiefen philosophischen Einsichten Zeitgenossen zu vermitteln, die sich auf einem bescheideneren intellektuellen Niveau befinden. Gott hingegen nicht. Nehmen wir beispielsweise die zwölf Apostel, alles Männer niedrigen Standes, so auch die Siebzig. Nach dem, was Christus selbst sagte, waren sie intellektuelle Säuglinge. Und doch hatten sie nicht nur tiefgründige Dinge in Bezug auf Gott, seinen Sohn und sein Heil erfasst, sondern waren bereits ausgesandt worden, um sie vielen ihrer Mitmenschen mitzuteilen. Dabei konnten sie echte Durchbrüche erleben.

Als Nächstes bezeugte Christus, dass sein Herz angesichts dieses grenzenlosen Reichtums von Freude erfüllt war (siehe 10,22). Als Sohn des Vaters freute er sich über die einzigartige Erkenntnis der innigen Beziehung, die dem Herzen der Gottheit innewohnt. Mit dieser einzigartigen Erkenntnis ging das einzigartige Vorrecht einher, die entsprechenden Dinge jedem zu offenbaren, dem er sie enthüllen wollte. Unausforschliche und unermessliche Reichtümer liegen hier verborgen. Paulus kam angesichts dessen aus dem Staunen nicht mehr heraus: Ihm war es gegeben, zusammen mit Christus am Vorrecht teilzuhaben, den Nationen diese unergründlichen Reichtümer zu eröffnen (siehe Eph 3,8). Wem würde es anders ergehen? Und doch erinnern wir uns: Da gab es einen Mann, der mit einem Auge auf seine Pflicht gegenüber

seinem Vater und mit dem anderen auf das Erbe blickte, das er bei dessen Tod antreten würde. Damit wollte er sich von der Pflicht, Christus zu verkündigen, entbinden lassen, bis sein Vater gestorben und begraben wäre (siehe 9,60). Im vorliegenden Kontext erkennen wir, wie verschoben sein Verständnis der Werte war.

Schließlich pries der Herr seine Jünger glückselig (siehe 10,23), weil ihnen eine überaus große Freude zuteilgeworden ist: Im Sohn des Vaters, der vor ihnen stand und sich bereits auf dem Weg zur höchsten Höhe der Herrlichkeit befand, sahen und hörten sie Dinge, die Könige und Propheten vergangener Jahrhunderte nicht gesehen und gehört hatten, obwohl dies ihr großes Sehnen gewesen war. Doch nun gingen die langen Jahrhunderte der Vorbereitung ihrem Ende entgegen. Schon waren die Dämonen den Jüngern in Christi Namen untertan. Bald würde die ganz Macht Satans vernichtet sein. Bald würde der Mensch Christus Jesus in die Herrlichkeit aufgenommen werden, die weit über alle Himmel hinausreichte; und eines Tages würden auch seine Erlösten erhöht werden und ihm in die Herrlichkeit folgen. Ihre Namen waren schon im Himmel angeschrieben. Und all das begann sich unmittelbar vor ihren Augen zu bewahrheiten. Welch ein Anblick und was für Aussichten! Wenn sie diese herrlichen Wirklichkeiten fest im Blick behielten, würden sie der Versuchung widerstehen können, sich umzuschauen und sich nach all dem früher so Begehrenswerten zurückzusehen, nachdem sie die Hand an den Pflug gelegt hatten (siehe 9,62).

3. Reisende auf der Straße nach Jericho (10,25-37). Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter darf gemäß den Exegeten nicht als Allegorie gedeutet werden. Sie haben natürlich recht – obwohl Generationen von Christen der Versuchung kaum haben widerstehen können, es doch als Allegorie zu lesen. Der Herr erzählte das Gleichnis, um eine sehr praktische Antwort auf die sehr praktische moralische Frage eines jüdischen Gesetzgelehrten zu geben. Er wollte ihm die Pflicht einschärfen, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst. Dabei sollte sein Gesprächspartner an einem praktischen Beispiel lernen, was das bedeutete.

Der Gesetzgelehrte hatte mit der Frage begonnen, was er tun müsse, um ewiges Leben zu erben. Darauf hatte unser Herr ihn auf das Gesetz verwiesen, das dieser so gut kannte und mühelos zitieren konnte: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit

deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Verstand und deinen Nächsten wie dich selbst.« Der Gesetzgelehrte wollte sich aber selbst rechtfertigen. Er wollte nicht als jemand erscheinen, der eine simple Frage gestellt hatte, deren Antwort er schon kannte und die jedermann hätte beantworten können. Sein Problem hing mit dem zweiten Teil dieses Doppelgebots zusammen. Deshalb fragte er: »Und wer ist mein Nächster?« Ob es für ihn ein wirkliches Problem darstellte, ist fraglich. (Lukas sagt, dass er mit seiner ersten Frage den Herrn versuchen wollte [siehe 10,25].) Doch das von dem Gesetzgelehrten aufgeworfene Problem besteht tatsächlich. Sollen wir jeden Menschen, der unseren Weg kreuzt, als unseren Nächsten behandeln und ihn lieben wie uns selbst? Und wenn das unmöglich ist, erhebt sich die Frage: Wo sollen wir die Grenze ziehen? Und sollen wir jeden schamlosen Sünder, jeden boshafte Tyrannen und jeden lästernden Irrlehrer als unseren Nächsten behandeln und sie wie alle anderen gleichermaßen lieben? Oder sollen wir nach gesundem Menschenverstand das Gebot so auffassen, dass der »Nächste« die Familienangehörigen, die Bewohner unserer Umgebung, die Besucher der gleichen Gemeinde oder bestenfalls unsere Landsleute umfasst, aber alle anderen ausschließt? Dürfen wir es in diesem engeren Sinne verstehen? Haben unsere Feinde im politischen und internationalen Bereich damit, dass sie uns entgegenstehen, aufgehört, unsere Nächsten zu sein?

Wer diese Frage ernsthaft stellt, handelt nicht leichtfertig und vertritt auch keine Verantwortungslosigkeit. Doch nachdem sie durch das theoretische Problem des Gesetzgelehrten aufgeworfen worden war, antwortete der Herr nicht auf der theoretischen Ebene, sondern vielmehr mit einem praktischen Beispiel. Dabei antwortete er, wie zahlreiche Ausleger bemerkt haben, nicht exakt auf die Frage des Gesetzgelehrten, wie seine abschließende Frage an seinen Gesprächspartner verdeutlicht (siehe 10,36). Er fragte nämlich nicht: »Wer war der Nächste, dem diese drei Genannten hätten Liebe erweisen sollen?«, sondern: »Wer von diesen dreien ... ist der Nächste gewesen von dem, der unter die Räuber gefallen war?« Man könnte auch sagen: »Wer von diesen dreien erwies sich gegenüber dem unter die Räuber Gefallenen als Nächster?« Vom praktischen Gesichtspunkt betrachtet, war das die ganze Unterweisung, die der Gesetzgelehrte oder jeder andere brauchte: Wann immer wir auf jemanden stoßen, der sich in großer Not befindet, müssen wir Mitleid

haben und helfen, so wie auch wir von jedermann Mitleid und Hilfe erhoffen, wenn wir selbst in Not geraten sind.

Unser Herr hatte jedoch die Gestalten in seinem Gleichnis sorgfältig ausgesucht. Der Mann, der unter die Räuber fiel, war ein Jude; der Mann, der sich ihm gegenüber als Nächster erwies, war ein Samariter. Als nicht einmal der jüdische Priester oder der jüdische Levit sich bequeme, einem Landsmann zu helfen, war es umso erstaunlicher, dass ein Samariter ihm half. Die religiöse und ethnische Feindschaft zwischen Juden und Samaritern war so groß, dass der Jude (wäre er nicht halb tot, sondern noch bei Kräften gewesen) nicht einmal ein Glas Wasser aus der Hand des Samariters angenommen, sondern mit einer giftigen Bemerkung ausgeschlagen hätte. Und doch wurde der Samariter von einem Mitleid gedrängt, das alle religiöse Feindschaft überwand, sodass er sich mit außergewöhnlicher Großherzigkeit um den Juden kümmerte.

Die Moral erklärt sich von selbst. Aber es ist nützlich, die hier gelehrt Lektion mit derjenigen von 10,10-12 zu vergleichen. Die Siebzig wurden angewiesen, den Staub von ihren Füßen abzuschütteln – als Zeugnis gegen diejenigen Leute, die sie und ihre Botschaft ablehnten. Dabei mussten sie ihre Zuhörer mit überaus eindringlichen Worten vor dem göttlichen Gericht warnen, dem sie sich aussetzten. Sie sollten also nicht den Standpunkt einnehmen, dass Unterschiede in den Glaubensauffassungen auf dieser Ebene keine Rolle spielten, solange man einander in Liebe begegnen würde. Sie mussten vielmehr lehren, dass jeder, der Christus, sein Evangelium und die Verkündiger der Heilsbotschaft ablehnte, ewiges Verderben über sich brachte. Jetzt aber zeigt uns das Gleichnis vom barmherzigen Samariter die andere Seite der Geschichte. Angenommen, ein Christ begegnet seinem erbittertesten Feind – jemandem, der ihn sowie das Evangelium Christi abgewiesen und ihn sogar aus Glaubensgründen verfolgt hat. Jetzt sieht er, wie dieser Feind in Not geraten ist. Er muss dann alle Abneigung, die dem natürlichen Menschen innewohnt, überwinden und sich gegenüber seinem Feind als Nächster verhalten. Er muss ihn lieben wie sich selbst.

Im Licht dieser Wahrheit ist es schwer zu verstehen, wie bekennende Christen in vergangenen Jahrhunderten meinten, dass sie die Sache Christi fördern würden, als sie ihre Armeen aufboten und gegen die Türken marschieren ließen. Und ebenso schwer ist es einzusehen, wie Leute in unserer Zeit sich einreden können, dass es recht sei, den Glau-

ben oder das Evangelium mit Gewehren und Bomben zu verteidigen bzw. zu verbreiten.

Das also war die praktische moralische Lektion, die das Gleichnis vermitteln wollte. Und vielleicht sollten wir jetzt nicht länger beim Gleichnis verweilen, damit wir nicht der Versuchung erliegen, es allegorisieren zu wollen, was ja, wie gesagt, mit Gefahren verbunden ist. Trotzdem wird man uns wohl abschließend noch eine einfache praktische Frage zugestehen, und zwar folgendermaßen: Wenn Christus nun gelehrt hat, dass wir nach diesem Vorbild unseren Nächsten lieben sollen wie uns selbst, inwiefern hat er praktiziert, was er predigte? Wir waren alle wie die ganze Menschheit jenen Mächten verfallen, die Christus als »Schlangen« und »Skorpione« bezeichnete. Ja, schlimmer noch: Wir waren in den Machtbereich des Feindes selbst geraten (siehe 10,19). In unserem erbärmlichen Zustand hatten wir gewiss keine Ansprüche auf die Hilfe des ewigen Gottessohnes. Aber er zog es vor, Mensch zu werden und zu uns zu kommen. Und obwohl Menschen hinter ihm her waren und ihn ans Kreuz schlugen, rettete er uns auf eigene Kosten und deckte im Voraus alle Kosten zur Vollendung unserer Erlösung, um uns im Blick auf eine unbeschreibliche Herrlichkeit vollkommen zu machen. Und überdies wird es uns dann wie den Siebzig, den zwölf Aposteln und den Jüngern insgesamt ergehen: Wenn er wiederkommt, wird er uns alle als diejenigen reich belohnen, die in diesem Auftrag Hand angelegt haben.

Das Hingehen: Phase 2

Lukas 10,38 – 13,21

Über das rechte Beurteilen der Bedürfnisse, Prioritäten und Proportionen des Lebens

Voruntersuchung

Die Sätze

1. Über die obersten Notwendigkeiten des Lebens urteilen
(10,38 – 11,28)
2. Gottes Wort in den rechten Proportionen sehen (11,29 – 12,12)
3. Besitztümer in der rechten Perspektive sehen (12,13-53)
4. Die Zeit und die Zeitpunkte recht einschätzen (12,54 – 13,21)

PHASE 2

Über das rechte Beurteilen der Bedürfnisse, Prioritäten und Proportionen des Lebens

Voruntersuchung

In 10,17 waren die Siebzig bekanntlich zurückgekehrt und hatten Christus berichtet, was sie während ihrer Reisen durch das Land erfahren hatten, auf denen sie die Menschen darauf vorbereiten mussten, dass der Herr demnächst zu ihnen kommen würde. In den darauffolgenden Versen war es um die Reaktion des Herrn auf die Frage gegangen: »Wer ist mein Nächster?« Daraufhin hatte er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt, worin das Reisetema eine wichtige Rolle spielte. Nun setzt Lukas die Beschreibung von der Reise Christi fort mit der Bemerkung: »Als sie aber weiterzogen, kam er in ein Dorf; eine gewisse Frau aber, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf« (10,38). Danach folgt bis 13,22 kein Hinweis mehr auf die Reise, woraus wir schließen, dass sich Phase 2 von 10,38 bis 13,21 erstreckt.

Damit haben wir eine lange Phase vor uns, die lediglich zwei Wunder umfasst, aber dafür lange Abschnitte mit lehrmäßigen Aussagen, Gesprächen und Diskussionen enthält. Außer dem in 10,38 erwähnten, aber nicht namentlich genannten Dorf wird während dieses Abschnitts der Reise Christi auf keinen anderen Ort verwiesen. Es ist anzunehmen, dass Lukas mit dem von ihm ausgesuchten Stoff ein repräsentatives Beispiel der Lehren Christi bieten will. Dazu gehörten auch die Diskussionen und Kontroversen, die seine Ansprüche an allen Orten, die er besuchte, auslösten. Was damit tatsächlich geschah, wird schon sehr bald in dieser Phase deutlich (siehe 11,20): Durch die Gegenwart Christi, durch seine Worte und durch seine übernatürlichen Werke war das Reich Gottes den Menschen aller aufgesuchten Dörfer und Städte nahe gekommen. Damit mussten sich die Betreffenden entscheiden, wie

sie sich sowohl gegenüber dem Reich als auch gegenüber dem König des Reiches verhalten wollten.

An keiner Stelle innerhalb der vorliegenden Phase bezeichnet er sich ausdrücklich als den Messias, aber überall sind die Größe und die Bedeutung seiner Ansprüche unmissverständlich. In 11,29-30.32 beispielsweise erinnert er die Angehörigen der Volksmenge warnend daran, dass seine Sendung für sie schicksalsschwerer ist als der Auftrag, den Jona gegenüber den Bewohnern Ninives hatte. Er weist nachdrücklich darauf hin, dass ihr Ergehen am Tag des Gerichts davon abhängt, wie sie auf seine Botschaft reagieren. In ähnlicher Weise sagt er in 12,8-9 seinen Jüngern, dass er sich im Himmel nur zu jenen bekennen werde, die ihn auf der Erde bekannt haben. Wer ihn aber hier verleugnet habe, den werde auch er einst verleugnen. In 12,35-48 sagt er diesbezüglich ergänzend zu seinen Jüngern, dass er sie bei seinem Kommen (und er muss sich hier auf seine Wiederkunft beziehen) darüber zur Rechenschaft rufen werde, ob und wie sie ihm während seiner Abwesenheit gedient haben. Die treuen Knechte empfangen dann Lohn. Wer sich jedoch nur Knecht genannt, aber mit seinen Handlungen gezeigt hat, dass er untreu, unaufrichtig und damit im Grunde ein Ungläubiger gewesen ist, wird die schlimmsten Folgen tragen müssen.

Die Ansprüche Christi forderten demnach folgenschwere Entscheidungen, und doch war die Zeit, die er jeder Ortschaft gewährte, um jene Ansprüche vorzustellen und die sich daraus ergebende Wahrheit zu veranschaulichen, sehr kurz. Er war ja auf einer Reise, er zog durch diese Städte und Dörfer auf seinem Weg von der Erde in die Herrlichkeit. Die Leute mussten über so Gewichtiges entscheiden, während ihnen so wenig Zeit zum Entscheiden zur Verfügung stand. Dabei ging es immerhin um das Urteil, das Gott beim letzten Gericht über sie fällen würde und das davon abhing, wie sie sich jetzt entschieden. Es gab freilich Hinweise darauf, dass zwischen seiner Himmelfahrt und der Wiederkunft eine gewisse Zeit gewährt würde, in der sie nochmals nachdenken und doch noch Buße tun, an ihn glauben und ihm dienen konnten. In 12,11-12 spricht Christus z. B. von einer Zeit, in der seine Jünger vor die Gerichte geführt werden sollten. Damit würde der Heilige Geist ihnen die Gelegenheit geben, von Christus Zeugnis abzulegen. Das geschah, wie wir wissen, noch nicht zu seinen Lebzeiten, sondern erst nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Im Blick auf diese schwierige Zeit

kündigt der Herr ihnen an, dass der Heilige Geist (und nicht er selbst) ihnen die rechten Worte eingeben würde. Diese Tatsache ist ein weiterer Beweis dafür, dass er von der Zeit zwischen Himmelfahrt und Wiederkunft spricht. Wie wir gesehen haben, redet unser Herr in 12,35-48 erneut von einem Intervall zwischen seinem Abschied und seiner Wiederkunft, in dem seine Knechte die Verwalter des abwesenden Herrn sein werden. Er gibt aber zu verstehen, dass das Intervall lang genug sein wird, um bei einigen Knechten den Eindruck zu wecken, er verziehe sein Kommen (siehe 12,45). Dennoch wird in dieser ganzen Phase immer wieder die Dringlichkeit der Situation hervorgehoben. In 12,20 werden wir daran erinnert, dass das Leben dem Menschen nur als Leihgabe überlassen ist und schon »in dieser Nacht« zurückgefordert werden kann. In 11,49-52 kündigt Christus an, dass das Blut aller Propheten, das von Grundlegung der Welt an vergossen worden ist, »von diesem Geschlecht« gefordert werden wird. Und in 13,6-9 fügt er (in gleichnishafter Sprache) hinzu, dass die Zeit dieses Geschlechts abgelaufen ist: Der Urteilspruch ist schon gefällt, und es ist wohl Stundung gewährt worden, aber das Urteil wird vollstreckt werden, es sei denn, dass das Volk echte Früchte der Buße erkennen lässt. In 12,40.46 werden die Jünger nachdrücklich darauf hingewiesen, dass der Meister dann wiederkommen werde, wenn die Knechte ihn am wenigsten erwarten. In 12,57-59 lässt ein anschaulicher Vergleich sowohl die Zeitgenossen Christi als auch uns alle die ernste Tatsache erkennen, dass wir unterwegs sind, um vor das oberste Gericht zu treten. Die einzige Möglichkeit, ihm zu entgehen, besteht darin, dass wir vor dem schnell herannahenden Ende der Reise noch alles unternehmen, um von der gegen uns anhängigen Klage freizukommen. Mit anderen Worten: In dieser Phase wird gezeigt, wie die Dringlichkeit unserer Situation verschiedene Ursachen hat. Da stirbt einer plötzlich wegen »natürlicher« Ursachen (siehe 12,20), andere kommen bei Bluttaten oder Katastrophen ums Leben (siehe 13,1-5). Es ist auch möglich, dass Gottes Vorsehung das Gericht über eine außergewöhnlich gottlose Generation bringt (siehe 11,49-51) oder Christus plötzlich wiederkommt (siehe 12,40.46). Und ohnehin ist auch das längste irdische Leben, gemessen an der Dauer der ewigen Konsequenzen desselben (siehe 12,59), von beängstigender Kürze.

Die Ansprüche Christi hatten also immenses Gewicht und waren von großer Dringlichkeit. Die Phase 2 wird uns jedoch auch recht

detailliert zeigen, nach welchen Kriterien seine Zeitgenossen ihn und seine Ansprüche beurteilten. Nicht anders als heute beurteilten sie ihn natürlich im Licht ihrer vorgefassten Wertmaßstäbe und Anschauungen sowie anhand dessen, was ihrer Ansicht nach im Leben am meisten zählt. Sie maßen ihn an ihren Vorstellungen von Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, an ihren religiösen Überzeugungen und an allem, was ihrer Meinung nach die Bibel lehrte. Das galt für Gesetzeslehrer und Angehörige des einfachen Volkes gleichermaßen. Hätte Christus eher zu ihren vorgefassten Ansichten in diesen Fragen gepasst, wären sicher mehr Leute bereit gewesen, seine Ansprüche zu akzeptieren. So muss er ihnen in dieser Phase wiederholt zeigen, wie unangemessen, abwegig und irrig, wenn nicht gar verlogen und heuchlerisch ihre Annahmen, Maßstäbe, Grundsätze und Vorstellungen waren. Als die Leute entdeckten, was Christus wirklich lehrte und vertrat, war ihre erste Reaktion folglich häufig Verwunderung (siehe 11,14.38) und manchmal Empörung oder Abneigung (siehe 11,45.53-54; 13,14).

In 10,38-42 wurmt es eine Frau, dass ihre Schwester sie – wie sie meint – in unfairer Weise allein alle Arbeit tun lasse. Daher wendet sie sich an Christus mit der Bitte, er solle sie zurechtweisen und sie auffordern, sich an die Regeln zu halten und endlich mit anzupacken. Die Antwort, die Christus gibt, ist genau das Gegenteil von dem, was sie erwartet hatte. In 12,13-15 klagt ein Mann dem Herrn, sein Bruder habe ihn beim Teilen des väterlichen Erbes betrogen; der Herr solle doch mit ihm reden und Gerechtigkeit einfordern. Christus weigert sich, so etwas zu tun, und sagt dem Mann in aller Deutlichkeit, dass sein Verweis auf die Gerechtigkeit lediglich eine Form der Habsucht sei. In 11,37 lädt ein Pharisäer unseren Herrn zu einem Essen ein und ist entsetzt darüber, dass sich Christus kurzerhand über religiöse Verordnungen hinwegsetzt, die dem Pharisäer als Inbegriff aller Heiligkeit gelten. Der Herr nimmt das zum Anlass, um ihm zu zeigen, dass sein religiöses Empfinden, seine Motive und sein sittliches Urteilsvermögen samt seinen Prinzipien bei der Bibelauslegung und -anwendung völlig einseitig, unausgewogen, falsch und verlogen sind, worauf er und seine religiösen Gefährten erwartungsgemäß wütend werden (siehe 11,53-54).

In dieser Phase ruft der Herr die Menschen demnach zu einem radikalen Überdenken ihrer Werte, Maßstäbe, Prioritäten und Ziele; sein Ruf bringt naturgemäß sehr verschiedenartige Reaktionen hervor. Die

Zeitgenossen des Herrn waren gemäß 11,29 ein außergewöhnlich böses Geschlecht; andererseits wird in 13,17 bezeugt, dass die Volksmenge sich über all die herrlichen Dinge freute, die Jesus tat. Martha, so hingegen sie als Jüngerin war, stand kurz vor der Frage, ob dem Herrn überhaupt etwas an Unparteilichkeit liege (siehe 10,40), akzeptierte dann aber selbstverständlich seine Zurechtweisung. Das taten aber nicht alle; einige verstiegen sich zu der Behauptung, der Herr habe den stummen Besessenen gar durch die Macht Satans geheilt (11,15-23).

Damit begegnen wir einem der Leitthemen dieser Phase: Immerhin vier Abschnitte behandeln verschiedene Aspekte der Feindschaft, die dem Herrn entgegenschlug, als er in der Öffentlichkeit wirkte und seine Ansprüche präsentierte. Außerdem geht es darum, dass sich die Menge in der Beurteilung seiner Person uneins war. Wie wir in 11,14-28 eben gesehen haben, konnten einige Leute nicht leugnen, dass Christus übernatürliche Macht besaß. Da sie aber nicht zugeben wollten, dass sie von Gott war, mussten sie behaupten, dass er mit dem Teufel im Bunde stehe. Christus nimmt diesen Vorwurf ernst genug, um kraftvoll und ausführlich dessen Torheit bloßzulegen. In 11,53 – 12,12 beginnen die erbosten Schriftgelehrten und Pharisäer, dem Herrn regelrecht nachzustellen. Daher kündigt er seinen Jüngern an, dass diese Nachstellungen noch zunehmen und sich zu Verfolgungen ausweiten werden: Man wird sie vor die Gerichte schleppen und teilweise hinrichten. In 12,49-53 geht der Herr gewissermaßen zum Angriff über und erklärt, dass er gekommen sei, um Feuer auf die Erde zu werfen. Sein Kommen bringe nicht Frieden, sondern Entzweiung mit sich. Ferner sagt er, dass das Feuer, das er bereits entfacht hat, nichts ist im Vergleich zu dem Brand, der auf seinen Tod und seine Auferstehung folgen muss. In 13,10-30 kommt es zu einem offenen Kampf zwischen Christus und seinen Feinden. Zunächst greift ein Synagogenvorsteher den Herrn an, weil dieser eine Frau an einem Sabbat von ihrem Geist der Schwäche befreit hat. Daraufhin brandmarkt Christus ihn vor den Versammelten in der Synagoge als einen Heuchler und zeigt, wie er in seinem religiösen Eifer dem Satan gefährlich nahesteht. Offensichtlich war es keine Vergnügungsreise und schon gar keine feierliche Prozession, als Christus durch Israel zog und die Herrlichkeit als Ziel vor Augen hatte. Der Weg führte vielmehr mitten durch feindliches Gebiet. Es gab zahlreiche Festungen, Stellungen und Hinterhalte, in denen sich

die Abgesandten des Feindes verschanzt hatten. Sie waren entschlossen, demjenigen bis auf den Tod zu widerstehen, der gekommen war, »die Werke des Teufels« zu zerstören (1Jo 3,8), seine Bastionen einzunehmen, dem Starken seine Waffenrüstung wegzunehmen und seine Gefangenen zu befreien (siehe 11,21-22; 13,16).

Wenn dies nun einige der wiederkehrenden, im Vordergrund stehenden Themen der ganzen Phase 2 sind, dann stellt sich die Frage, ob wir ihren Inhalt als eine Abfolge voneinander unabhängiger Geschichten, die mehr oder weniger lose aneinandergereiht sind, bzw. als ein geschlossenes Ganzes auffassen sollen. Oder haben wir eine Serie von Sätzen vor uns, wobei der Gedankengang jedes Satzes hauptsächlich einen besonderen Aspekt eines gemeinsamen Themas behandelt? Hier können wir uns zunächst durch die vier soeben erwähnten »Widerstands«-Abschnitte, wie wir sie nennen wollen, führen lassen. Erstens sollten wir beachten, dass der vierte dieser Abschnitte nicht nur der letzte in dieser Phase ist, sondern auch einen siegreichen Höhepunkt zum Thema Widerstand darstellt. Als Christus die Kritik des Synagogenvorstehers zurückwies, »wurden alle seine Widersacher beschämt; und die ganze Volksmenge freute sich über all die herrlichen Dinge, die durch ihn geschahen«, heißt es in 13,17. Und dieser Grundton des Triumphes wird durch zwei Gleichnisse über die Ausbreitung des Reiches Gottes noch verstärkt: Eines spricht von einem Mann, der ein Senfkorn säte: Es wuchs und wurde zu einem Baum, in dessen Zweigen die Vögel nisten konnten. Das andere Gleichnis beschreibt eine Frau, die ein wenig Sauerteig unter drei Maß Mehl vermengte, bis der ganze Teig durchsäuert war (siehe 13,18-21). Man versteht ohne Weiteres, warum Lukas die Phase 2 mit diesem Grundton des Triumphes beendete.

Als Nächstes sollten wir jedoch beachten, dass der erste »Widerstands«-Abschnitt (siehe 11,14-28) in auffälliger Weise diesem letzten »Widerstands«-Abschnitt gleicht, und zwar sowohl vom Inhalt als auch von der Form her. Beide Male kommt ein Wunder vor, beide Male wird jemand von einem bösen Geist befreit. Bei beiden Anlässen wurde Christus kritisiert, und beide Male sprach er in seiner siegreichen Widerlegung der Kritik von der Macht und der Taktik Satans. Dazu sei noch dies angemerkt: Das Hauptthema des vierten Abschnitts wird durch zwei abschließende Geschichten unter-

strichen, in denen zuerst ein Mensch⁴⁸ und dann eine Frau vorkommen. Dementsprechend erscheint im Rahmen des Hauptthemas, das im ersten Abschnitt (siehe 11,14-23) erörtert wird, zuerst die Geschichte von einem Menschen⁴⁹, aus dem ein böser Geist ausgefahren war. Danach folgen die Anmerkungen des Herrn im Blick darauf, was es bedeutet, wenn der böse bzw. unreine Geist mit sieben schlimmeren Geistern zurückkehrt, die – wie die Vögel im Senfbaum – fortan in dem betreffenden bemitleidenswerten Menschen wohnen (11,24-26). Und daran schließt sich eine zweite Geschichte mit einer Frau an, die Christus preisen wollte, weil er seine Kritiker besiegt hatte. Nur tat sie es leider indirekt, indem sie seine Mutter pries und darum selbst korrigiert werden musste. Auf alle Fälle ist so viel offensichtlich: Lukas beabsichtigte, dass wir die Ähnlichkeiten – und auch die Unterschiede – zwischen diesen beiden Geschichten beachten und uns bemühen, deren Bedeutung zu verstehen. Von diesen Beobachtungen ausgehend, können wir vernünftigerweise als Arbeitshypothese annehmen, dass der Sieg in der ersten »Widerstands«-Geschichte als kleinerer Höhepunkt im Verlauf der Schilderung den größeren Höhepunkt der vierten »Widerstands«-Geschichte vorwegnehmen sollte. Ähnlich verhält es sich mit den zwei anderen »Widerstands«-Geschichten. Versuchen wir daher, aufgrund dieser Hypothese eine Tabelle vom Inhalt der Phase 2 zu erstellen, und dann sehen wir vielleicht, ob sie sich bewährt. Wir können in einer Phase, die zur Hauptsache aus Lehren mit wenig Handlung besteht, keine deutlich erkennbare Symmetrie wie in anderen Phasen erwarten; aber das ist kaum von Belang. Die Tabelle erlaubt uns immerhin, den ganzen Inhalt der Phase auf einen Blick zu erfassen und zu erkennen, welche gedanklichen Verbindungen es möglicherweise zwischen den verschiedenen Abschnitten gibt, aus denen die Phase besteht (siehe S. 254 und 255).

48 A. d. H.: In einigen Bibelübersetzungen wird der Begriff »Mann« gebraucht. Dies betrifft nicht nur klassische Übersetzungen wie Menge, sondern auch neuere Bibelübertragungen, wie z. B. NGÜ, »Hoffnung für alle« und NeÜ. Im Urtext steht allerdings *anthrōpos*, womit der aufrecht gehende, nach oben schauende Mensch bezeichnet wird.

49 Erneut steht hier *anthrōpos*.

Die Sätze

1. Über die obersten Notwendigkeiten des Lebens urteilen (10,38 – 11,28)

1. Ein Familienzwist (10,38-42). Die erste Geschichte in Satz 1 ist kurz und kommt schnell zum Kernpunkt: Unter allen Pflichten und Notwendigkeiten des Lebens ist etwas weitaus dringlicher als alles andere. Dafür muss man sich unter Ausschluss aller anderen Notwendigkeiten entscheiden, wenn die Umstände dazu nötigen. Die oberste Notwendigkeit besteht darin, zu den Füßen des Herrn zu sitzen und auf seine Worte zu hören (siehe 10,39.42). Wie sollte es auch anders sein? Es gibt einen Schöpfer, und er ist willens, uns heimzusuchen und zu uns zu reden, wie er in seiner Menschwerdung zu Martha und Maria kam, um zu ihnen zu reden. Angesichts dessen ist es offenkundig unsere erste Pflicht, als seine Geschöpfe zu seinen Füßen zu sitzen und darauf zu hören, was er sagt. Ebenso sollte dies unsere höchste Freude sein.

Doch wir verlieren sehr leicht den Blick für den Vorrang dieser Notwendigkeit. Wir lassen es zu, dass andere Notwendigkeiten in unser Leben drängen und den ersten Platz einnehmen. Das passiert nicht nur Atheisten oder gedankenlosen Sündern. Gehörte Martha zu den Feinden Christi? Weit gefehlt! Im Jüngerkreis zeichnete sie sich durch große Hingabe und eine geistliche Sicht aus, die bemerkenswert klar war (siehe Joh 11). Als Christus in ihr Dorf kam, war sie es, die ihn in ihr Haus aufnahm. Es waren Liebe sowie Hingabe gegenüber dem Herrn, die sie drängten, all diese Mühe auf sich zu nehmen (siehe 10,40-41), um ihn möglichst seiner Würde angemessen zu bedienen. Das hieß jedoch, dass sie bei allem Einrichten des Gastzimmers, Einkaufen von Lebensmitteln, Kochen, Backen, Servieren und Geschirrspülen kaum Zeit fand, sich hinzusetzen und den Worten des Herrn zuzuhören. Das lag selbstverständlich nicht daran, dass sie keinen Geschmack an Unterredungen mit ihm gefunden hätte. Sie hätte sie nicht weniger genossen als Maria, aber sie hatte sehr klare und feste Überzeugungen im Blick darauf, was alles zu tun sei, wenn man einen so wichtigen Gast wie den Herrn beherbergte. Hätte man sie gefragt, wäre ihre Antwort zweifellos gewesen, dass wahre Liebe sich in der Praxis erweisen müsse.

Phase 2 des Gehens (10,38 – 13,21)

1. Über die obersten

Notwendigkeiten des Lebens urteilen
(10,38 – 11,28)

- 1. Ein Familienzweist:** Eine Frau bittet Christus, ihre Schwester aufzufordern, mit anzupacken (10,38-42).

Das Urteil Christi

Er weigert sich, Maria das gute Teil zu nehmen, das sie erwählt hat. Martha ist um viele Dinge besorgt, hat aber das eine Notwendige vernachlässigt.

2. Lektionen über Gebet (11,1-13)

a. *Ein Mustergebet um das Kommen des Reiches Gottes*

»... dein Reich komme ... unser nötiges Brot gib uns täglich ... vergib uns unsere Sünden, denn auch wir selbst vergeben jedem, der uns schuldig ist ...«

b. *Die Dringlichkeit des Gebets*

Wie ein Mann, der um Mitternacht seinen Freund aufsucht und ihn um Brot bittet, sollen wir bitten, suchen und anknöpfen, »denn jeder Bittende empfängt ... wie viel mehr wird der Vater ... den Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten.«

3. Die Opposition besiegt:

Christus treibt einen stummen Dämon aus und wird beschuldigt, es durch die Macht Satans getan zu haben (11,14-28).

Christus antwortet seinen Kritikern

Satan ist nicht mit sich selbst entzweit. Christus, der Stärkere, hat den Starken überwunden und dessen Gefangene befreit.

Warnendes Beispiel eines Menschen, zu dem der Dämon mit sieben anderen zurückkehrte, um in ihm zu wohnen.

Eine Frau preist die Mutter Jesu glücklich und wird korrigiert: »Glücklich (sind) die, die das Wort Gottes hören und bewahren.«

2. Gottes Wort in den rechten Proportionen sehen (11,29 – 12,12)

- 1. Die Volksmengen begehren ein Zeichen**, aber keines wird ihnen gegeben werden als nur das Zeichen Jonas (11,29-36).

Fragen nach den Indizien

Im Gericht wird die Reaktion der Königin des Südens und der Niniviten auf die ihnen zugänglichen Indizien gegen »dieses Geschlecht« zeugen und es verdammen.

2. Weherufe über die Pharisäer und Gesetzgelehrten (11,37-52)

a. *Falsche Proportionen und Ziele in der religiösen Praxis*

»Ihr ... reinigt ... das Äußere des Bechers und der Schale, euer Inneres aber ist voller Raub ... Ihr verzehnet die Minze und die Raute ... und übergeht das Gericht und die Liebe Gottes.«

b. *Prinzipien der Verantwortlichkeit beim Lehren der Heiligen Schrift*

»Ihr belastet die Menschen mit ... Lasten, und selbst rührt ihr die Lasten nicht mit einem eurer Finger an ... Eure Väter ... haben sie (d.h. die Propheten) getötet ... ihr ... stimmt den Werken eurer Väter bei ... damit das Blut aller Propheten ... von diesem Geschlecht gefordert werde ... ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen ...«

- 3. Die Angst vor der Opposition überwinden:** Christus leitet seine Jünger an, wie sie sich verhalten sollen, wenn sie verfolgt und vor die Gerichte gestellt werden (11,53 – 12,12).

»... fingen die Schriftgelehrten und die Pharisäer an, hart auf ihn einzudringen und ihn über vieles auszufragen; und sie belauerten ihn, um etwas aus seinem Mund zu erjagen.«

3. Besitztümer in der rechten Perspektive sehen (12,13-53)

1. Ein Familienzweist: Ein Mann bittet Christus, seinen Bruder aufzufordern, das Erbe gerecht zu teilen (12,13-21).

Die Antwort Christi

Er weigert sich, als Richter und Erbteiler zu agieren. Stattdessen erzählt er von einem reichen Toren, der große Vorräte auf viele Jahre hin anlegte und vergaß, dass man sein Leben in derselben Nacht von ihm forderte.

2. Segnungen für treue Knechte (12,22-48)

a. *Falsche und richtige Proportionen sowie Ziele in materiellen Dingen*

»... das Leben ist mehr als die Nahrung und der Leib mehr als die Kleidung ... um wie viel vorzüglicher seid ihr als die Vögel!⁵⁰ ... Trachtet nicht danach, was ihr essen oder was ihr trinken sollt ... trachtet ... nach seinem Reich (d.h. nach Gottes Reich).«

b. *Prinzipien der Verantwortlichkeit in der christlichen Verwalterschaft*

»... wenn ... jener Knecht ... anfängt, die Knechte und Mägde zu schlagen und zu essen ... und sich zu berauschen, so wird der Herr ... kommen ... und wird ihn entzweischneiden ... jener Knecht ... der den Willen seines Herrn kannte und ... nicht ... nach seinem Willen getan hat, wird mit vielen Schlägen geschlagen werden; wer ihn aber nicht kannte ... wird mit wenigen geschlagen werden ... dem viel gegeben ist – viel wird von ihm verlangt werden.«

3. Opposition erregen: Christus sagt den Jüngern den wahren Zweck seines Kommens (12,49-53).

»Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen ... gekommen ... Frieden auf der Erde zu geben? Nein ... sondern vielmehr Entzweiung.«

4. Die Zeit und die Zeitpunkte recht einschätzen (12,54 – 13,21)

1. Die Volksmengen und Zeichen: Sie können die Wetterzeichen beurteilen, aber nicht »diese Zeit« (12,54-59).

Sei dein eigener Richter!

Es ist besser, seinen Fall selbst zu richten und sich vor der Gerichtsverhandlung mit seinem Widersacher zu versöhnen, als vor den Richter zu kommen, den Fall zu verlieren und eine lange Gefängnisstrafe zu bekommen.

2. Lektionen über Buße (13,1-9)

a. *Falsche Deutung von Gottes Regiment in der Vorsehung*

»... meint ihr, dass diese ... mehr als alle ... Sünder waren, weil sie Derartiges erlitten haben? Nein ... sondern wenn ihr nicht Buße tut, werdet ihr alle ... umkommen.«⁵¹

b. *Die Dringlichkeit der Buße*

Im Verlauf von drei Jahren ist der Besitzer gekommen und hat Frucht an seinem Feigenbaum gesucht, aber keine gefunden. Dem Baum wird ein weiteres Jahr gegeben, um Frucht zu bringen; wenn nicht, wird er abgehauen werden.

3. Sieg über die Opposition: Christus befreit eine Frau von einem Geist der Schwäche und wird dafür kritisiert, dass er am Sabbat geheilt hat (13,10-21).

Christus antwortet seinen Kritikern

Sollte »diese (Frau) ... die der Satan gebunden hatte ... nicht von dieser Fessel gelöst werden am Tag des Sabbats?«

Gleichnis eines Menschen, der einen Samen säte: Dieser wurde zu einem Baum, und die Vögel nisteten in dessen Zweigen.

Gleichnis einer Frau, die Sauerteig unter drei Maß Mehl vermengte, bis der ganze Teig durchsäuer war.

50 A.d.H.: An dieser Stelle fügt der Autor ein: »... und beständiger als Blumen«. Damit gibt er zusammenfassend den Inhalt von V. 27-28 wieder, ohne sich allerdings unmittelbar an den Wortlaut dieser Verse zu halten.

51 A.d.H.: Im Original wird der Bibeltext an dieser Stelle so wiedergegeben, dass er die auszugweise zitierten Worte von V. 2-3 mit den ähnlich lautenden Aussagen von V. 5-6 verknüpft. Dies betrifft folgende Wendungen: »... dass diese ... mehr als alle ... Sünder waren« (V. 2) bzw. »... dass sie mehr als alle ... schuldig waren« (V. 4).

Zuerst müsse die Arbeit kommen, dann das Vergnügen. Das war es, was sie mit Unmut erfüllte, als Maria sie allein ließ, sich zu den Füßen des Herrn hinsetzte und ihm zuhörte. Das hieß, dass Maria das ganze Vergnügen hatte und sie hingegen nicht nur die eigene Arbeit erledigen, sondern auch Marias Anteil übernehmen musste. So wie Martha die Dinge sah, war das egoistisch, charakterlos und unfair von Maria.

Das Problematische daran war, dass Christus nichts dagegen unternahm; ja, Martha kam es sogar vor, als ermutigte er Maria in ihrem falschen Verhalten, indem er sie dort sitzen ließ und mit ihr sprach. Man meint, gerade diese Tatsache hätte Martha zum Nachdenken darüber bringen müssen, dass ihre Überlegungen in die falsche Richtung gingen. Statt aber ihre eigene Prioritätenliste zu hinterfragen, wandte sie sich an den Herrn und gab ihm zu verstehen, sein Handeln sei verantwortungslos, wo er doch Maria in ihrem unfairen Handeln unterstütze. Martha irrte selbstverständlich. Bedauerlicher- und tragischerweise waren es gerade ihre Liebe zum Herrn und ihre Ergebenheit, die sie aufgrund eines falschen Verständnisses der Notwendigkeiten und Prioritäten so weit brachten, dass sie die Unparteilichkeit und Fairness dessen hinterfragte, dem sie doch so entschieden dienen wollte.

Christus musste sie behutsam, aber bestimmt zurechtweisen. Es ging nicht darum, dass er die Wichtigkeit des Dienens im Allgemeinen oder ihres Dienstes im Besonderen geschmälert hätte. Später werden wir im Verlauf dieser Phase hören (siehe 12,35-38.42-44), was er von seinen Knechten erwartet: Nur wer ihm jederzeit dient und den Dienst in Treue sowie Aufrichtigkeit tut, ist dazu geeignet. Christus sagt sogar, er werde seine treuen Diener damit belohnen, dass er bei seiner Wiederkunft »sich umgürten und sie sich zu Tisch legen lassen und ... hinzutreten und sie bedienen« wird. Als er aber das Haus Marthas besuchte, war er auf einer Reise (siehe 10,38). Die Zeit, die er bei den beiden Schwestern verbringen konnte, war kurz, und als er sie verließ, würde es sehr lange dauern, bis sie ihn wieder sähen. Die Frage war deshalb, ob sie bereit waren, die Arbeit auf ein Minimum zu beschränken und sich mit wenigen sowie einfachen Mahlzeiten zu begnügen, um dem Herrn das Maximum an Zeit zu geben, damit er sie lehren und sich an der Gemeinschaft mit ihnen erfreuen könne. Oder würde Martha darauf bestehen, mehrere üppige Mahlzeiten zu servieren, um in der Folge nur sehr wenig Zeit zu finden, sich hinzusetzen, damit sie in Ruhe auf das

Wort des Herrn hören konnte? Es ist keine Frage, was der Herr unter diesen Umständen bevorzugte und deshalb als das für Martha Notwendigere ansah. Ihm war die Gemeinschaft mit Martha wichtiger als der Dienst der Martha. Ihre Ansichten darüber, was jetzt im Vordergrund stand, unterschieden sich von der entsprechenden Sichtweise Christi. Wie wir jetzt erkennen, waren ihre Prioritäten falsch. Sie meinte es gut, sie liebte den Herrn und dachte, sie diene ihm. Aber ihr Verständnis vom Notwendigeren raubte dem Herrn im Grunde dasjenige, was er am meisten wünschte. Ihr wiederum entging das, was für sie das Notwendigste war. Sie hatte sich nicht zuerst zu den Füßen des Herrn hingesetzt, um so lange auf ihn zu hören, bis sie verstand, was er als die oberste Notwendigkeit ansah. Genau deshalb ergab sich jene Situation, die Lukas hier beschreibt.

Die Geschichte enthält eine für uns offenkundige Lektion. Auch wir sind auf einer Reise. Das Leben ist kurz. Wir alle wissen, wie viel Zeit uns bestenfalls zur Verfügung steht. Wir können nicht alles tun; wir haben nicht genügend Zeit. Wie Maria müssen wir deshalb eine Wahl treffen (siehe 10,42) und uns nach sorgfältigem Nachdenken bewusst entscheiden. Die Geschäfte des Lebens ordnen sich nicht von selbst in die richtige Rangfolge der Prioritäten ein. Wir müssen bewusst darauf bestehen, dass wir uns »zu den Füßen Jesu« niedersetzen und »seinem Wort« zuhören. Dies muss unsere erste Notwendigkeit sein. Wenn wir das nicht tun, werden tausend andere Dinge und Pflichten sich uns als die ersten Notwendigkeiten aufdrängen, unsere Zeit sowie Kräfte ihrer Herrschaft unterwerfen und uns »das gute Teil« im Leben rauben.

Es ist selbstverständlich kein Zufall, dass die Geschichte von Martha und Maria am Anfang dieser Phase steht. Sicher, die Chronologie verlangte es, aber genauso gewiss ist die Tatsache, dass Lukas (unter der Leitung und Inspiration des Heiligen Geistes) logisch vorging, als er den ihm verfügbaren Stoff sichtete und ordnete. Diese Phase wird zu einem erheblichen Teil davon handeln, wie notwendig es ist, die Prioritäten und Proportionen im Leben recht zu erfassen. Aber wie sollen wir jemals dazu imstande sein, wenn wir uns nicht zuerst zu den Füßen des Herrn hinsetzen, damit er uns lehren kann, welches die wahren Prioritäten im Leben sind?

2. *Lektionen über Gebet (11,1-13)*. Wenn es bei der ersten Notwendigkeit im Leben darum ging, dass wir den Herrn zu uns reden lassen, dann gibt es gewiss auch eine zweite: Sie besteht darin, dass wir zum Herrn reden. Wir müssen beten. Die höchsten Gaben des Lebens fallen uns nicht von selbst zu, noch erreichen wir die höchsten Ziele des Lebens, ohne darüber nachzusinnen. Wir sind nicht Zahnräder, die in einem unpersönlichen Universum wie die Teile einer Maschine ineinandergreifen. Vielmehr sind wir Personen, erschaffen von einem persönlichen Gott, der uns befähigt hat, mit ihm Zwiesprache zu halten. Fast so groß wie das Wunder, dass er zu uns reden will, ist die unbeschreibliche Ehre, um die es hier geht: Wir dürfen zu ihm reden. Indem wir um die Gaben bitten, die er uns geben will, können wir jene persönliche Beziehung zu ihm aufbauen, die das oberste Ziel der Erschaffung des Menschen ist.

Aber worum sollen wir bitten? Welches sind die wichtigsten und notwendigsten Dinge im Leben? Und welchem unter diesen sollten wir den Vorrang einräumen, sodass anderes zweitrangig wird? Das Leben ist eine Reise; wir sind beständig unterwegs. Wir spüren, dass wir in irgendeiner Weise Fortschritte machen müssen. Aber auf welches Ziel hin? Worin muss unser größtes Bestreben bestehen, wonach müssen wir zuerst trachten?

Nachdem einer der Jünger zugehört hatte, wie Christus betete, bat er ihn um ein Muster, wie seine Nachfolger beten sollen. Damit war ein wichtiger Punkt angesprochen. Doch worum sollen die Jünger bitten, und welche Bitten sollten zuerst bzw. welche danach kommen?

Lukas hat in seiner Version des Gebets, das der Herr sie dann lehrte, fünf Bitten festgehalten. Zuerst stehen zwei Bitten, die Gottes Interessen betreffen (seinen Namen und sein Reich); darauf folgen drei Bitten, die unsere Interessen betreffen (das tägliche Brot, die Vergebung und den Schutz vor Versuchung). Gottes Anliegen kommen zuerst, dann die unsrigen. Das ist offenkundig die rechte Rangfolge für die Geschöpfe, die sich im Gebet an ihren Schöpfer wenden.

Gottes Interessen stehen also an erster Stelle. Dabei geht es zunächst darum, wer Gott ist, um sein Wesen und seine Herrlichkeit. Wir sollen beten, dass sein Name geheiligt werde. Das heißt, dass er von allen anderen Namen ausgesondert und mit Ehrfurcht als das Heiligste, Wertvollste und Herrlichste im ganzen Universum angesehen wird. Wir wer-

den die Werte des Lebens nie richtig einordnen oder in ihrem wahren Licht betrachten können, wenn nicht sehen, dass der Namen Gottes nicht nur der allerhöchste Wert, sondern auch die Quelle jeglichen Wertes ist, den eine Person oder Sache besitzen kann. Wird Gottes Name abgewertet und damit Gott selbst entehrt, dann wird alles, was von ihm kommt (und demzufolge letztlich alles), an Wert und Ehre verlieren. Leugnet man Gott ganz, wird es sich zeigen, dass am Ende gar nichts mehr irgendeinen Wert hat. Und doch wird in dieser armseligen Welt Gottes Name nicht so geheiligt, wie es ihm gebührt: durch die vorbildlichsten Heiligen nicht, durch uns als gewöhnliche Heilige noch weniger, und durch die Gottlosen bzw. Frevler gleich gar nicht. Wir haben das Empfinden für Gottes Heiligkeit verloren, und wir leben in einer Welt, in der das Heilige immer mehr gemein gemacht und damit das Leben immer weniger als schützenswertes Gut angesehen wird.

Aber es wird nicht immer so bleiben. Gottes Ratschlüsse und Absichten bestehen darin, sein Reich über alles aufzurichten, sodass sein Wille auch auf Erden in umfassendster Weise geschehen wird, wie dies schon jetzt im Himmel der Fall ist. Dann wird sein Name gebührend geheiligt werden, wobei die Werte des Lebens mit dem Glanz der Edelsteine des Neuen Jerusalem strahlen werden. Das ist Gottes Vorsatz, und er wird sich erfüllen. Aber wir sollen dessen Verwirklichung nicht fatalistisch abwarten. Vielmehr sollen wir aktiv darum beten, unseren Willen mit Gottes Willen in Einklang bringen und das Kommen seines Reiches zu unserer größten Sehnsucht sowie zu unserem obersten Ziel und Streben machen.

Leider tun wir das oft nicht, denn wir haben unseren persönlichen Ehrgeiz, unsere Pläne, Ziele und Absichten im Leben. Wenn wir nicht beständig darum ringen, so zu beten, wie Christus uns gelehrt hat, werden die persönlichen Dinge zunehmend unser Denken und unseren Horizont bestimmen, bis wir für Gottes Pläne und Ratschlüsse nur noch wenig Zeit, Raum und Aufmerksamkeit übrig haben. Ja, es kann sogar passieren, dass wir den Sinn des Betens verkehren und unsere persönlichen Interessen sowie die Belange unserer Familie über Gottes Reich und dessen Ziele stellen. Das ist sogar vom Standpunkt unserer persönlichen Interessen aus gesehen große Torheit, so klein unsere Welt auch sein mag. Alle Bemühungen oder Bestrebungen unsererseits können letztendlich nur dann sinnvoll sein und die eigentliche Erfüllung geben,

wenn sie dem einen großen Zweck des Universums untergeordnet sind und in ihm aufgehen. Es müsste im Grunde jedem einleuchten: Zu unserem eigenen Wohl ist es weit besser, dass das Reich Gottes kommt, als dass wir unsere kurzsichtigen Ziele und oftmals falschen Vorstellungen verwirklichen. Aber auch das ist ein gefährlicher Gedanke, denn er kann uns zu der Auffassung verleiten, dass das Erreichen unserer Ziele beim Beten die Hauptsache sei. Im Mustergebet, das Christus uns hinterlassen hat, müssen die Angelegenheiten Gottes das wichtigste und oberste Gebetsanliegen umfassen, während unsere Dinge hintenanstehen müssen.

Gottes Interessen stehen also an erster Stelle. Danach aber ist es richtig und gut, dass wir auch für die unsrigen beten. Von den drei entsprechenden Bitten, die nach den Worten Christi zu diesem Gebet gehören, gilt eine unseren leiblichen Bedürfnissen, während sich zwei auf unsere moralischen und geistlichen Bedürfnisse beziehen. Wiederum beachten wir die Proportionen. Unsere leiblichen Bedürfnisse kommen zuerst: Gib uns jeden Tag das Brot, das wir zum Leben brauchen (wenn das die richtige Übersetzung ist⁵²). Das ist vernünftig und entspricht den praktischen Erfordernissen. Die leibliche Existenz mit ihren wiederkehrenden Bedürfnissen ist – zumindest in dieser Welt – die unerlässliche Grundlage für höhere, geistliche Erfahrungen. Wir sollen sie weder verachten noch sie auf der anderen Seite als selbstverständlich ansehen. Ja, wir können unsere leiblichen Segnungen erst dann in umfassender Weise genießen, wenn wir diese bewusst von Gott erbeten und empfangen.

Aber dieser einen Bitte um Erfüllung unserer leiblichen Bedürfnisse müssen wir zwei Bitten anfügen, die unsere moralischen und geistlichen Bedürfnisse betreffen. Über alles Leibliche hinaus brauchen wir Vergebung für die vergangenen Sünden und Rettung in der gegenwärtigen Versuchung, damit wir zukünftig nicht in Sünde fallen. Und wir brauchen die tägliche Vergebung so sehr wie das tägliche Brot, was auch für unseren Bruder bzw. Nächsten gilt. Wenn wir deshalb zu Gott kommen und ihn bitten, er möge uns dieses große Bedürfnis stillen, wird er dar-

52 Nach den Ausführungen verschiedener Kommentare sollte die Übersetzung vielleicht lauten: »... für den kommenden Tag« bzw.: »Gib uns heute unser Brot für morgen« (vgl. Anmerkung in Elb 2003).

auf bestehen, dass wir unsererseits dem vergeben, der an uns schuldig geworden ist.

Das ist also die rechte Rangfolge der Prioritäten, die unsere Bitten bestimmen muss. Aber das Gebet enthält noch einen anderen Aspekt, der unseren Sinn für die Prioritäten und unser Verständnis für das wirklich Notwendige offenbart. Es geht nämlich nicht nur um den Inhalt unserer Bitten, sondern auch um den Beweggrund, der uns zu diesen Bitten und zum Weiterbeten drängt. Davon spricht Christus in den sich anschließenden Versen 11,5-13.

Beachten wir in diesem Zusammenhang zunächst, dass die Gabe, die der Vater uns gern geben will und worum wir bitten sollten, der Heilige Geist ist (siehe 11,13). Für die Zeitgenossen Christi hatte das natürlich eine besondere Bedeutung. Die Propheten hatten angekündigt, dass Gott eines Tages den Heiligen Geist ausgießen und eine gewaltige Neugeburt unter den Angehörigen seines Volkes Israel bewirken würde (siehe Hes 36,26-27). Gemäß diesen Aussagen würde er seinen Geist sogar über die ganze Menschheit ausgießen (siehe Joel 3,1-5; vgl. auch Apg 2,16). Generationen gottesfürchtiger Juden haben gewiss um die Erfüllung dieser Verheißungen gebetet. Und jetzt standen die Zeitgenossen Christi, ohne es zu wissen, am Vorabend des Pfingsttages, an dem der auferweckte und erhöhte Herr vom Vater die Verheißung des Heiligen Geistes empfangen und auf alle ausgießen würde, die an ihn glaubten (siehe Apg 2,33). Wie ernsthaft oder auch beiläufig einige der Zeitgenossen des Herrn um den Heiligen Geist baten, werden wir gleich sehen. Uns, die wir nach Pfingsten leben, stellt sich die Situation natürlich anders dar. Der Heilige Geist war noch nicht gegeben worden, als Christus sich hier auf Erden befand und noch nicht verherrlicht war (siehe Joh 7,39); doch das hat sich inzwischen geändert. Darum muss derjenige, der an Christus glaubt, nicht mehr in diesem Sinne um den Heiligen Geist beten: Er hat ihn schon empfangen (siehe 1Kor 12,13; Eph 1,13). Das bedeutet aber nicht, dass sich für uns als Gläubige nach Pfingsten die Bitte an den Vater um die Gabe des Heiligen Geistes in jeder Hinsicht erübrigt. In Epheser 1,16-19 sagt Paulus, dass er unablässig für Christen betet, die bereits mit dem Heiligen Geist versiegelt worden sind (V. 13): Er betet, dass Gott ihnen den Geist der Weisheit und Offenbarung in der Erkenntnis seiner selbst geben möge. Und in Epheser 3,14-21 bittet er den Vater, dass er ihnen gebe, mit Kraft

gestärkt zu werden durch seinen Geist an dem inneren Menschen, damit der Christus durch den Glauben in ihren Herzen wohne.

Definitionsgemäß umfasst die Bitte um den Heiligen Geist also kein Anliegen, das sich bei der ersten Erhörung ein für alle Mal erledigt hat. Wir müssen nach den Worten des Herrn (siehe 11,9) damit fortfahren, indem wir immer wieder bitten, suchen und anklopfen.⁵³ Weil dem so ist, werden zwei Dinge den Ausschlag im Blick darauf geben, ob wir in dieser Weise im Gebet ausharren oder nicht. Das erste betrifft unsere Einschätzung: Für wie notwendig oder dringlich halten wir die Gabe, worum wir bitten? Wir müssen von einem Empfinden dafür getrieben werden, dass die Gabe des Geistes absolut unerlässlich ist. Nur dann werden wir mit »Unverschämtheit« bitten (siehe 11,8).

Auf den ersten Blick ist »Unverschämtheit« (gr. *anaideia*⁵⁴; Luther: »unverschämtes Geilen«⁵⁵) eine schlechte Eigenschaft; und das trifft in vielen Fällen natürlich auch zu. Aber sie ist nicht immer negativ zu sehen. Das Wort beschreibt einfach einen Menschen, der sich nicht schämt oder davor zurückscheut, etwas zu tun oder um etwas zu bitten. Wenn es Gründe für Hemmungen oder Scham gibt, dann ist »Unverschämtheit« selbstverständlich keine gute Sache. Vertritt man aber eine gute Sache, dann ist man nicht zu tadeln, sondern vielmehr zu loben, wenn man sie erstrebt, ohne sich zu schämen. Zum besseren Verständnis beschreibt Christus einen Mann, der mitten in der Nacht Besuch bekommt und feststellt, dass er nichts hat, was er seinem Gast vorsetzen kann (siehe 11,5-8). Als Orientale mit dem entsprechenden Verständnis für die Bedeutung von Gastfreundschaft hat er keine Bedenken, seinen Freund um Mitternacht aufzusuchen und ihn aus dem Bett zu rufen, damit er ihm die dringend benötigten Brote gibt, sodass der Gast nicht hungrig bleiben muss. Der Freund wird zwar über diese nächtliche Ruhestörung in gewisser Hinsicht verstimmt sein, aber er wird seinem Nachbarn nicht Schamlosigkeit vorwerfen. Er ist ja selbst Orientale und hat die gleichen Überzeugungen hinsichtlich der Verpflichtung zur Gastfreundschaft wie dieser, sodass dessen Zudringlichkeit in seinen Augen in jeder Beziehung gerechtfertigt ist. Wir im Westen hal-

53 Die Imperative stehen im Griechischen alle in der Gegenwartsform und meinen damit ein wiederholtes, nicht einmaliges Handeln.

54 A. d. Ü.: Wörtl. »keine (an-) Scham (aideia) = Schamlosigkeit«.

55 Vgl. Luther 1912.

ten uns nicht für verpflichtet, einem unangemeldeten Besucher mitten in der Nacht ein Essen zu servieren, wenn bei uns etwas Derartiges vorkäme. In unserem Kulturkreis würden wir in ähnlicher Weise auch nach Mitternacht den Arzt aus dem Bett klingeln, wenn ein Krankheitsfall es erforderte. Hingegen wäre es uns peinlich, ihn zu stören, wenn es sich nur um eine kleine Unpässlichkeit handeln würde. Anders läge der Fall, wenn jemand in der Familie einen schweren Herzinfarkt hätte. Wir hätten dann überhaupt keine Bedenken, sofort den Arzt zu benachrichtigen – ungeachtet dessen, zu welcher Tageszeit oder bei welchem Wetter es wäre.

Darin besteht also die Analogie: Beim Beten um Erleuchtung und Stärkung des Herzens durch den Heiligen Geist können wir – so die darin vermittelte Lehre – gewiss sein, dass wir die erbetenen Gaben empfangen. Ob wir aber überhaupt bitten und wie anhaltend wir bitten, hängt davon ab, ob wir die Gaben für unerlässlich halten oder nicht. Angenommen, wir bitten Gott heute um Erleuchtung durch seinen Geist mittels seines Wortes, damit wir ihn und seine Gnade sowie seine Absichten tiefer und umfassender erkennen. Morgen vergessen wir jedoch, ihn wieder zu bitten oder in seinem Wort zu forschen, und selbst in den nächsten sechs Monaten denken wir nicht mehr daran, den Zugang zum himmlischen Thronsaal zu suchen. Angesichts dessen ist es klar, dass wir die erbetene Gabe nicht als sehr wichtig oder als notwendig ansehen. Es ist ziemlich unwahrscheinlich, dass wir die Gabe empfangen werden.

Andererseits garantiert Christus dem beharrlich Bittenden, Suchenden und Anklopfenden, dass er ganz gewiss belohnt werden soll, und er untermauert seine Zusage mit einer zweiten Analogie (siehe 11,9-13). Diesmal liegt das Gewicht nicht auf der Unverschämtheit des Bittenden, sondern auf dem Charakter des Gebenden: Er ist ein vollkommener Vater. Menschen, so Christus, sind böse (siehe 11,13), und doch verstehen sie es, ihren Kindern gute Gaben zu geben. Kein normaler Vater auf Erden wird seinem Kind, wenn es zu ihm kommt und Brot haben möchte, diese Bitte abschlagen oder ihm etwas geben, das äußerlich wie Brot aussieht, aber etwas Wertloses oder sogar Gefährliches ist. Wenn man also dem menschlichen Vater in all seiner Unvollkommenheit im Blick darauf vertrauen kann, dass er gute Gaben gibt, wie viel mehr wird derjenige, der das Urbild und die Vollkommenheit jeder

Vaterschaft verkörpert, den Heiligen Geist denen geben, die ihn bitten (11,13). Auf diese Wahrheit und Gewissheit gründete Paulus bekanntlich immer wieder seine Anliegen, wenn er betete: »Deshalb beuge ich meine Knie vor dem Vater, von dem jede Vaterschaft in den Himmeln und auf Erden benannt wird: Er gebe euch ... mit Kraft gestärkt zu werden durch seinen Geist an dem inneren Menschen; dass der Christus durch den Glauben in euren Herzen wohne ...« (siehe Eph 3,14-17; RELB).

3. *Die Opposition besiegt (11,14-28)*. Bisher haben wir die beiden ersten Abschnitte von Satz 1 betrachtet. Der erste handelte davon, dass wir auf das Reden des Herrn zu uns hören müssen, der zweite von unserem Reden zu Gott. Nun begegnen wir im dritten Abschnitt einem Menschen, der stumm ist. Er konnte zu niemandem sprechen.

Alle Behinderungen sind traurig, aber wir empfinden es als etwas besonders Tragisches (ja, fast Unheimliches), wenn ein Mensch nicht sprechen kann. Die Fähigkeit, zu sprechen und sich gut verständlich zu äußern bzw. mit anderen zu kommunizieren, ist eine den Menschen auszeichnende Fähigkeit, ein Sachverhalt, der zu seiner besonderen Ehre als Krone der Schöpfung gehört. Der Stumme ist einer gewichtigen Eigenheit des Menschseins beraubt; seine Persönlichkeit sitzt gefangen im Kerker seines eigenen Denkens und Körpers.

Christus tat ein Wunder und befreite den Mann von dem unreinen Geist, der ihm die Sprache geraubt hatte. Diese Befreiung glich anderen Wundern, von denen Lukas berichtet hat, aber gleichzeitig war sie auch eine Gleichnishandlung. Viele Menschen leiden unter einer Stummheit, die weit schlimmer ist als die körperliche. Der Mensch wurde einst als Wesen geschaffen, dessen Bestimmung u. a. darin bestand, Zwiesprache mit Gott zu halten. Sich seiner selbst und Gottes bewusst, konnte er sich in vollem Bewusstsein an den Schöpfer wenden und mit ihm, der das Wort ist, in Worten kommunizieren. Aber viele Menschen sprechen nie mit Gott, beten nie. Sie behaupten, dass es keinen Gott gebe, mit dem man reden könne. Und selbst wenn Gott existieren sollte, haben sie kein Interesse daran, mit ihm zu sprechen. Oder sie wissen nicht, wie man betet, und unterlassen es einfach. Es versteht sich von selbst, dass dies das Werk des Feindes ist. Es war Gottes Wunsch und Plan sowie die höchste, dem Menschen zugedachte Ehre, dass er der Priester

der Schöpfung sein und den Widerhall der Schöpfung vor den Schöpfer tragen sollte. Er sollte mit Gott wie ein Sohn mit seinem Vater sprechen. Doch nun erkennt man sofort, warum es für den Feind von oberster strategischer Wichtigkeit sein musste, dem Menschen die Fähigkeit zu nehmen, mit Gott zu reden und seinen Geist in ihm einzuschließen. So machte Satan die Erde, was die Beziehung zu Gott betrifft, zu einem (um auf einen bekannten Ausdruck zurückzugreifen) stummen Planeten⁵⁶.

Es war darum ein herrliches Werk, das der Retter vollbrachte, als er den Dämon austrieb, der dem Mann die Sprache geraubt hatte. Lukas berichtet, wie die Leute sich wunderten, als der Mann nach Jahren das Schweigen brach und erstmalig in seinem Leben sprechen konnte (siehe 11,14). Das war auch verständlich, weil sie sich über die Jahre hinweg an die Stummheit des Mannes gewöhnt hatten. Sie hätten es sich nie vorstellen können, dass sich dies je ändern würde. Aber noch herrlicher ist die großartige Heilung, die nach der Absicht des Herrn durch das Wunder veranschaulicht wird. Um das Ganze zu illustrieren, dürfen wir auf die Bildersprache zurückgreifen, die der Herr selbst in der anschließenden Erläuterung der Heilung verwendete (siehe 11,21-22). »Wenn der Starke bewaffnet seinen Hof bewacht, ist seine Habe in Frieden.« Das heißt, sie bleibt unangetastet und sicher, sie verursacht ihm keine Sorge oder Unruhe. Hier haben wir eine genaue Umschreibung vom Zustand einer gebetslosen, geistlich sprachlosen Menschheit. Äußerlicher Friede, scheinbare Zufriedenheit und sprachlose Stille prägen ihre Angehörigen in geistlicher Hinsicht. Diese Zustände entsprechen einem Gefängnisfrieden. Von einem Starken gefesselt, bitten sie Gott nie um etwas, nicht einmal um Befreiung, denn ihre gebetslose Zunge wird von einem Tyrannen in Banden gehalten, der unzählige Mittel weiß, um sie ruhig zu halten und jeden Gedanken an ein Ausbrechen oder an den Kontakt zur oberen Welt zu verdrängen. Vielen unter den Menschen hat er gar einreden können, es gebe keine obere Welt (vgl. Eph 2,1-3).

Wir können Gott dafür danken, dass er in dieser düsteren Lage nicht darauf wartete, bis die Gefangenen ihn um Hilfe riefen und um sein Ein-

56 A. d. Ü.: Diese Anspielung nimmt auf das Buch »The Silent Planet« von C. S. Lewis Bezug. Es ist im Deutschen unter dem Titel »Der verstummte Planet« bzw. »Jenseits des schweigenden Sterns« erschienen.

greifen baten. Gott selbst ergriff die Initiative. Wohl war der Feind stark und voll bewaffnet, aber mit der Menschwerdung Jesu kam ein Stärkerer. Er drang ins Gefängnis ein, bezwang den Tyrannen und begann, zu den Gefangenen zu sprechen. Hier tat er ein Wunder, wodurch er diesen einen unter ihnen befreite, indem er den Dämon austrieb, der dem Betroffenen die Sprache geraubt hatte. Das muss die anderen mit Verwunderung erfüllt haben. Aber mit dem Wunder beabsichtigte der Befreier mehr, als durch übernatürliche Macht lediglich zu demonstrieren, dass Gott und sein Reich wirklich existieren. Es war auch ein Zeichen, das die Menschen ermutigen sollte, ihr Schweigen zu brechen. Es zielte darauf ab, sie zu befreien und zu befähigen, mit dem Vater zu sprechen. In seinem Tod ist der Stärkere in die tiefsten Verliese des Starken eingedrungen und hat seine letzte Bastion aufgebrochen. Zahllose Menschen sind befreit worden (siehe Kol 2,13-18; Hebr 2,14-15). Der auferstandene und siegreiche Herr hat seine Beute ausgeteilt (vgl. Lk 11,22).

Wir müssen unserer Fantasie Zügel anlegen und darauf hoffen, dass Lukas Nachsicht mit uns hat. Wir haben nämlich etwas, das er als eine einfache Analogie festhielt, so verwendet, als wäre es eine Allegorie. Und doch sind wir nicht weit entfernt von der Bildersprache, die andere Christen verwendet haben. So sagt Paulus in Epheser 4,7-13: Er (d. h. Christus) »hat ... die Gefangenschaft gefangen geführt und (hat) den Menschen Gaben gegeben« (vgl. V. 8). Dort meint er mit den Gaben die einstigen Gefangenen des Teufels, die der aufgefahrene Herr befreit und der Gemeinde als Apostel, Evangelisten und Lehrer gegeben hat.

Christus befreite einen Mann aus den Fängen eines stummen Dämons. Dass die Kraft, womit er das vollbrachte, übernatürlich war, musste jeder erkennen. Daran gab es keinen Zweifel. Wir hätten wohl gedacht, es müsse ebenso eindeutig gewesen sein, dass diese übernatürliche Kraft von Gott kam. Aber damit hätten wir die Macht des Feindes über das Denken einiger Menschen unterschätzt, und verkannt, wie raffiniert sein Widerstand gegen Christus ist. Einige aus der Volkmenge brachten vor, dass die Kraft, die Christus gebrauchte, vom Teufel stamme. Andere hielten das für möglich, sodass sie von ihm ein Zeichen aus dem Himmel forderten, womit er das Gegenteil beweisen solle (siehe 11,15-16). Der Gedanke war so töricht, dass wir uns vielleicht wundern, warum sich Christus die Mühe gab, ihn zu widerlegen.

Aber der Vorwurf war nicht nur töricht, er ließ auch tiefer blicken. Die Betroffenen waren zwar Gefangene Satans, aber das Reich Gottes war zu ihnen hereingebrochen (siehe 11,20). Gottes Finger berührte sie; Gott sprach zu ihnen. Was sie eben bezeugt hatten, war eine direkte, unzweideutige Manifestation des Heiligen Geistes. Jetzt mussten sie das folgenschwerste und endgültige Urteil im Leben fällen. Sie waren daran, eine Entscheidung zu treffen, die unumkehrbar war und eine Befreiung für immer unmöglich machte, nachdem sie sich einmal bewusst festgelegt hatten und verstockt blieben. Wenn man den Heiligen Geist abweist, das höchste Gute als böse bezeichnet und die von der absoluten Heiligkeit selbst beglaubigte Wahrheit als Lüge hinstellt, dann bleiben Gott keine höheren Zeugnisse und keine weiteren Worte mehr, um einen Menschen zur Buße, zum Glauben und zum Heil zu bewegen. Gott selbst kann fortan nur noch schweigen (siehe 1Sam 28,6.15).

Wenn diese Leute entschlossen waren, diese verhängnisvolle Wahl zu treffen, dann war Christus nicht willens, sie in Unwissenheit darüber zu belassen, was sie damit taten. Er würde gewiss ihr Argument widerlegen, dass es Vernunft, wahre Frömmigkeit oder Moral sei, die sie zu ihrer Entscheidung genötigt hätten. Dabei zeigte er ihnen, was es bedeutete, wenn sie leugneten, dass der Heilige Geist durch ihn wirkte: Sie mussten dem gesunden Menschenverstand zuwiderhandeln, die allgemein anerkannte Sittlichkeit verwerfen und zusätzlich noch ihre eigenen geistlichen Grundsätze sowie Verhaltensregeln verleugnen. Mutwillig und wider besseres Wissen mussten sie schwarz nennen, was sie in jedem anderen Zusammenhang und in allen anderen Lebensumständen weiß genannt hätten. Es ist denkbar, dass es gelegentlich zu einer nicht auf die göttliche Kraft zurückgehenden Dämonenaustreibung kam und Satan aus taktischen Erwägungen heraus diese nutzte, um einen falschen Eindruck zu erwecken. Wer aber sagte, dies würde wie im Dienst Christi regelmäßig geschehen, stellte eine absurde Behauptung auf. Dann würde Satan nämlich sein eigenes Reich spalten und zugrunde richten (siehe 11,17-18). Zweitens trieben die Söhne seiner Widersacher ebenfalls Dämonen aus (siehe 11,19-20), und man nahm allgemein an, dass sie es durch die Kraft Gottes taten. Warum sollte man von Jesus etwas anderes behaupten? Dafür gab es einen sehr guten Grund, worauf Christus gleich anschließend verwies (11,20). Ihre Söhne behaupteten nämlich nicht, sie ständen im Begriff, das Reich Gottes einzufüh-

ren. Anders dagegen Christus. Wenn es demnach göttliche Kraft war, die ihn befähigt hatte, den bösen Geist auszutreiben, dann hatte sich seine Behauptung als wahr erwiesen. Es war also eindeutig ihre Weigerung, diese Behauptung samt den für sie sich daraus ergebenden Konsequenzen zu akzeptieren, die sie zu ihrer absurden Position gedrängt hatte, als sie das Austreibungswunder teuflischen Kräften zuschrieben. Zudem (und jetzt folgt die Analogie, worauf wir oben zurückgegriffen haben) konnte man nicht einem Schwerebewaffneten seine eifersüchtig gehüteten Güter rauben, wenn man ihn nicht zuerst überwältigt und entwaffnet hatte. Die bloße Tatsache, dass Christus den Stummen aus den Fängen Satans befreit hatte, war Beweis genug, dass er nicht auf der Seite Satans stand. Er hatte als der Stärkere den Starken bezwungen (siehe 11,21-22).

Im Licht dieser Tatsache sprach Christus dann zwei eindringliche Warnungen aus. Die erste steht in 11,23: »Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, zerstreut.« Die Kritiker Christi waren offen gegen ihn, und da er einen Kampf gegen den Feind führte, war es klar, auf wessen Seite sie standen. Aber viele andere in der Volksmenge waren wie alle Menschen, die noch vernünftig urteilen konnten, natürlich gegen körperliche Behinderungen und dämonische Besessenheit. Sie hielten die Kritiker Christi für Extremisten, aber sie meinten, nicht eindeutig Stellung beziehen und auf Christi Seite treten zu müssen. Christus warnte diese Leute: Im Krieg, den er führte, war es im Grunde unmöglich, neutral zu bleiben.

Dann folgt die zweite Warnung, die an die Menge gerichtet ist: Es ist gut, einen Menschen von einem bösen Geist zu befreien (und nach den Worten Jesu taten dies die Söhne seiner Kritiker tatsächlich hin und wieder). Doch dieser Zustand genügt nicht (siehe 11,24-26). Das Innere des Betreffenden ist nunmehr von Dämonen befreit und damit sauber, aber eben leer. Es besteht die Gefahr, dass der böse Geist mit sieben ärgeren Geistern kommt und mit großer Macht von ihm wieder Besitz ergreift. Reformation ohne Regeneration (= Wiedergeburt), die mit Innewohnung des Heiligen Geistes einhergehen muss, ist unzulänglich und höchst gefährlich. Wohl war das Judentum durch das Exil vom Götzendienst gereinigt und gründlich reformiert worden, doch der Herr hatte vorher (siehe 11,9-13) seine Zeitgenossen nicht umsonst gedrängt, inständig die Gabe des Heiligen Geistes zu erleben. Und genau aus die-

sem Grund wurde Petrus Jahre später inspiriert, vor den Gefahren einer formell vollzogenen moralischen Reinigung eindringlich zu warnen (siehe 2Petr 2,20-22), die nicht von der Wiedergeburt und dem Empfang der göttlichen Natur begleitet war (siehe 1Petr 1,22-23; 2Petr 1,4).

Wir sind nun fast am Ende von Satz 1. Darin sind viele gewichtige Dinge behandelt worden, aber Lukas hält es für richtig, noch ein Detail anzufügen (siehe 11,27-28). Eine Frau in der Menge hatte gehört, wie der Herr seine Widersacher souverän besiegt hatte. Nun wollte sie ihre Bewunderung (und vielleicht sogar den Glauben an seine Messianität) damit bezeugen, dass sie auf typisch orientalische Weise sagte, wie wunderbar es für seine Mutter sein muss, einen solchen Sohn zu haben. Das stimmte auch, und Christus leugnete es nicht. Aber so wunderbar es war, die Mutter Christi zu sein, in Bezug auf Rettung ging es um etwas anderes: Was zählt, ist nämlich die geistliche, nicht die leibliche Verwandtschaft mit Christus. Ohne der wohlgemeinten Bemerkung der Frau zu widersprechen, zeigt ihr der Herr, worin wahre Glückseligkeit liegt: »Ja, vielmehr glücklich die, die das Wort Gottes hören und bewahren« (11,28). Jetzt müsste unser Gedächtnis sich regen. Am Anfang von Satz 1 hatten wir gehört, dass »das gute Teil« im Leben darin bestehe, zu den Füßen des Herrn zu sitzen und sein Wort zu hören (10,39.42). Das stimmt natürlich, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Es geht schließlich nicht nur um das Hören, sondern es ist auch das Bewahren des Wortes Gottes, das zählt.

2. Gottes Wort in den rechten Proportionen sehen (11,29 – 12,12)

1. *Die Volksmengen begehren ein Zeichen (11,29-36).* Im Verlauf von Satz 1 beehrten in 11,16 einige aus der Menschenmenge von Christus ein Zeichen aus dem Himmel. Darauf bezieht sich unser Herr zu Beginn von Satz 2, und damit verweist er auf das Thema, das den Satz dominieren wird: Beweise bzw. Belege, die sein Wirken legitimieren. Die Ansprüche Christi stellten seine Zeitgenossen vor Entscheidungen, die von unabsehbarer Tragweite waren. Es ist daher verständlich, dass sie von ihm eindeutige Beweise beehrten, um die Wahrhaftigkeit seiner Behauptungen abschätzen zu können.

Es ist auf den ersten Anblick überraschend, dass er ihre Bitte abschlägt. Hatte er denn nicht eben seinen Zuhörern zugesichert, dass jeder Bittende empfangen werde? Warum verweigerte er jetzt ein Zeichen, wenn die Leute es von ihm erbaten? Der Grund bestand selbstverständlich nicht darin, dass Zeichen und Wunder unzulängliche Beweisstücke sind, an denen man etwas aussetzen kann.⁵⁷ Nein, mit dem Volk stimmte etwas nicht: »Dieses Geschlecht ist ein böses Geschlecht; es begehrt ein Zeichen, und kein Zeichen wird ihm gegeben werden ...« (11,29).

In einem gewissen Sinn sind alle Menschen böse (siehe 11,13), aber die Angehörigen der Generation Christi waren mehrheitlich von besonderer Bosheit gekennzeichnet. Schon allein die Forderung nach einem zusätzlichen Zeichen war etwas Böses, denn damit versuchten sie Christus, wie Lukas sagt (siehe 11,16). Ihre Bitte war nicht aufrichtig. Der Beweis, den sie vorgeblich wünschten, war kein logischer oder wissenschaftlicher Beweis, der anzeigen sollte, ob die den Werken Christi zugrunde liegende Kraft übernatürlichen Ursprungs war. Jedermann stimmte im Grunde der Auffassung zu, dass dies der Fall war. Die Zeitgenossen Christi wollten vielmehr einen moralischen und geistlichen Beweis dafür, dass das Wunder von Gott und nicht vom Teufel war. Rein theoretisch gesehen, war das ein sehr wichtiges Anliegen, das man übrigens in unserer Zeit anscheinend vergessen hat. Bloß weil eine Kraft übernatürlichen Ursprungs ist, muss sie noch nicht gut sein. Deshalb müssen wir nach ihrer moralischen und geistlichen Qualität fragen, ehe wir uns ihr öffnen.

Christus hatte aber schon viele Wunder gewirkt, von denen sie zweifelsohne gehört hatten, und dazu hatte er eben einen Stummen geheilt. Die moralische und geistliche Qualität seiner übernatürlichen Werke war offensichtlich und eindeutig. Doch es gab diejenigen, die behaupteten, dass sie nicht eindeutig sei und man vernünftigerweise auch annehmen könne, sie sei böse. Daher sei ein Zeichen aus dem Himmel nötig, um das Gegenteil zu beweisen. Das war eine Verdrehtheit von ungeheuren Ausmaßen. Wenn die Wunder, die Christus bereits getan hatte, nicht zweifelsfrei bewiesen, dass sie durch Gott gewirkt

57 Wir müssen darauf achten, dass wir 1. Korinther 1,22-23 nicht so deuten, als wären die Wunder und Zeichen unseres Herrn von ihrer Beweiskraft her unzureichend gewesen (vgl. Joh 20,30-31; Apg 2,22; 14,8-11; 19,11-12).

wurden, welche Art von Wundern würde das dann überhaupt vermögen? Die Leute, die jetzt ein weiteres Zeichen forderten, hätten sich durch ein weiteres oder beliebig viele solcher Zeichen nicht überzeugen lassen. Sie begehrten ein Zeichen nicht deshalb, weil sie willens waren zu glauben, wenn sie nur hinlängliche Beweise hätten. Nein, sie suchten eine Ausrede für ihre Unwilligkeit, an die mehr als hinreichenden Beweise zu glauben, die ihnen bereits vorlagen. Oder eigentlich noch schlimmer: Mit ihrer Forderung versuchten sie Christus. Hätte er ihnen ein weiteres Zeichen gegeben, hätte er in ihren Augen zugegeben, dass ihre Zweifel bezüglich der moralischen Qualität seiner bisherigen Zeichen berechtigt waren. Christus ließ sich durch eine solche Forderung nach weiteren Beweisen nicht täuschen.

Es wurde ihnen also kein weiteres Zeichen gegeben außer dem Zeichen des Propheten Jona: »Denn wie Jona den Niniviten ein Zeichen war, so wird es auch der Sohn des Menschen diesem Geschlecht sein« (11,30). Das weckt sofort die Fragen danach, in welchem Sinn Jona den Niniviten ein Zeichen geworden war. Matthäus verweist in seinem entsprechenden Bericht (siehe Mt 12,38-40) ausdrücklich auf die Parallele zwischen dem »Begräbnis« des Jona im Bauch des Fisches und dem Tod, der Grablegung und der Auferstehung Christi. Lukas verweist nicht explizit auf diese Parallele. Daraus haben einige gefolgert, dass Lukas die Parallele lediglich in einem Punkt gezogen habe: Sowohl Jona als auch Christus waren von Gott gesandt, um ihre jeweiligen Zuhörer mit ernststen und eindringlichen Worten zur Buße zu rufen, weil Gottes Gericht nahe bevorstand und sie Gefahr liefen, ihm zu verfallen. Vielleicht ist diese Deutung korrekt; wenn ja, ist die Aussage des Lukas passend und ernst genug. Wenn man mit einem Volk zu tun hat, dessen einzige Reaktion auf ungezählte und unwiderlegbare Beweise nur fortwährende Ausflüchte sind, dann bleibt als letzte Hoffnung, es doch noch zur Einsicht und zur Buße zu bewegen, die unmittelbare und eindeutige Ankündigung des bevorstehenden göttlichen Gerichts. Genau das hatte Jona mit so großem Erfolg in Ninive getan.

Aufgrund zweier Überlegungen können wir aber annehmen, dass Lukas die Parallele so wie Matthäus gesehen hat. Zunächst geht es um die Bedeutung des Wortes »Zeichen«, die den Hauptpunkt hinsichtlich der Ähnlichkeit zwischen dem Wirken Jonas und dem Dienst Christi bildet. Im vorliegenden Zusammenhang (siehe 11,16.29-30) bedeu-

tet »Zeichen« so viel wie »Wunder«. Das bloße Auftreten und Predigen des Jona in Ninive war für sich allein kein Zeichen. Und wenn die Zeitgenossen Christi entschlossen waren, die Beweiskraft der Wunder Christi abzulehnen, dann sahen sie auch sein Predigen kaum als ein Zeichen an. Es war vielmehr das Wunder, aufgrund dessen Jona nach Ninive gekommen war, das seiner Verkündigung Durchschlagskraft verlieh und ihn den Niniviten zum Zeichen werden ließ. Entsprechend sollten der Tod, die Grablegung und die Auferstehung Christi das endgültige und abschließende Zeichen Gottes an Israel sein (vgl. Joh 2,18-22).

Sodann gibt Lukas am Ende von Satz 3 wieder, wie Christus über seinen bevorstehenden Tod, seine Grablegung und Auferstehung als von einer »Taufe« sprach (vgl. 12,50). Die anderen Synoptiker haben den Gebrauch des gleichen bildlichen Ausdrucks durch den Herrn an anderer Stelle überliefert (siehe Mt 20,22-23; Mk 10,38-39); nur Lukas überliefert ihn in diesem Kontext. Es ist kaum vorstellbar, dass Lukas beim Aufzeichnen der Parallele zwischen Jona und Christus in 11,29-30 gar keinen gedanklichen Zusammenhang zwischen jener Stelle und der in 12,50 erwähnten »Taufe« gesehen haben sollte.

Wenn wir es demnach so sehen dürfen, dass Christus bei dieser Parallele zwischen ihm und Jona an sein Sterben, Begrabenwerden und Auferstehen dachte, dann enthält 11,29 nicht nur eine Gerichtsbotschaft. Vielmehr verkündigt dieser Vers auch ein unermesslich großes Erbarmen. In der Tat, es wäre sinnlos gewesen, den Angehörigen des Volkes noch ein weiteres Zeichen zu geben, denn was sie nötig hatten, war Buße – Sinnesänderung angesichts ihrer Unwilligkeit an die Zeichen zu glauben, die sie schon gesehen hatten. Und doch hatte Gott für sie einen ganz andersartigen Beweis, der genau darauf abzielte, sie zur Buße zu führen; ein Beweis dafür, dass er sie trotz ihrer Verdrehtheit liebte. Er würde es zulassen, dass der Unglaube seinen Sohn ans Kreuz schlug. Er würde ihn aus den Toten auferwecken, und statt danach eine Flut des Gerichts über sie zu bringen, würde er ihnen Vergebung, Versöhnung und Schonung vor dem Gericht im Namen dessen und aufgrund der Leiden dessen anbieten, den sie gekreuzigt hatten. Wenn sie nicht erkennen konnten, dass eine solche Liebe »aus dem Himmel« (vgl. 11,16) war, dann würden sie den Himmel nie erkennen, auch wenn sie ihn sehen sollten, und die Hölle würde das von ihnen selbst gewählte Ende sein.

Nach dieser Einleitung fährt Christus daher fort und sagt seinen Zeitgenossen, wie ihr Fall im Endgericht ausgehen wird. Nach landläufiger Meinung werden im Endgericht die Werke des Menschen gewogen und danach beurteilt, wie gut oder wie böse sie gewesen sind; und das wird tatsächlich der Fall sein, wenn das letzte Urteil gesprochen wird (siehe Offb 20,12). Aber genau so, wie niemand gerettet wird aufgrund seiner Werke (so gut sie sein mögen), wird der Mensch nicht infolge der Schlechtigkeit seiner Werke im Endgericht verdammt. Vielmehr liegt dies daran, dass er nicht glaubte (siehe Joh 3,18) und deshalb sein Name nie ins Buch des Lebens eingeschrieben wurde (siehe Offb 20,15). Wenn dem so ist, wird das Gericht notwendigerweise darüber befinden, welche Gelegenheiten der Betreffende hatte, den Glauben zu ergreifen. Es wird darüber entscheiden, welche Beweise ihm zugänglich waren und was er damit getan hat. Gemäß den Worten Christi, der ja an jenem Tag der Richter sein wird (siehe Joh 5,22-24), werden dann Zeugen aufgerufen werden, die zeigen, wie andere auf die Beweise reagierten, die sich ihnen boten. Damit lässt sich herausfinden, was der Betreffende mit der ihm gebotenen Menge von Beweisen hätte tun können, wenn er nur gewollt hätte.

Im Falle der Zeitgenossen Christi werden die aufgerufenen Zeugen die Königin des Südens und die Bewohner von Ninive sein (siehe 11,31-32). Der Kontrast zwischen der Haltung dieser Königin und der Einstellung der Zeitgenossen Christi wird die Letztgenannten ihrer schuldhaften Gleichgültigkeit gegenüber Gottes Selbstoffenbarung überführen. Den einzigen Anhaltspunkt, den jene besaß, war das Gerücht von der außergewöhnlichen Weisheit eines Königs in einem fernen Reich. Dennoch war ihr Verlangen nach Weisheit so groß, dass sie eine lange Reise auf sich nahm, um Salomo zu hören. Was aber war die Weisheit Salomos im Vergleich zur Weisheit Christi? Doch als Christus Israel heimsuchte und inmitten seines Volkes lebte, fanden viele seiner Zeitgenossen, seine Weisheit sei nichts Besonderes. Andere verurteilten ihn sogar, ohne ihn gehört zu haben (siehe Joh 7,50-51). Die Tatsache, dass sie an der menschgewordenen Weisheit Gottes kein Interesse hatten und Christus verachteten, wird am Tag des Gerichts die Grundlage ihrer Verdammnis sein. Dies sollten wir bedenken: Christus ist zwar nicht mehr unter uns, aber die Nachricht von ihm hat uns erreicht. Deshalb wird von uns erwartet, dass wir sie aufnehmen und ihr auf den Grund

gehen. Wir sollen eifrig suchen, bitten und anklopfen, bis wir Christus gefunden haben. Wer an ihm so wenig interessiert ist, dass er sich nicht aufmacht und ihn sucht, geht selbst verschuldet der Hölle entgegen.

Der Kontrast zwischen den Bewohnern Ninives und den Zeitgenossen Christi wird die Letzteren auch der Unredlichkeit überführen. Die moralische Botschaft Jonas war ganz einfach: Gottes Gericht über die Niniviten stand aufgrund ihrer Sünde unmittelbar bevor. Zwar waren sie Heiden und besaßen daher nicht das mosaische Gesetz, das ihr Gewissen hätte schärfen können. Dennoch konnten sie ohne Weiteres einsehen, dass sie ihrer Sünden wegen das Gericht Gottes verdienten. Auf die Predigt Jonas hin taten sie *in der ganzen Stadt* Buße. Die Bergpredigt Christi mit all ihren unübertroffenen moralischen Grundsätzen rief dagegen in Israel keine Buße unter den meisten hervor. Die Leute sahen ganz einfach nicht, dass sie Buße dringend nötig hatten (siehe 3,7-9; 7,30-34). Als Nächstes erklärt ihnen Christus, warum sie es nicht sehen konnten.

Damit ein Mensch durch einen beliebigen Beweis erleuchtet werden kann, muss dieser dem Betreffenden natürlich zur Verfügung stehen. Aber das genügt noch nicht. Der Mensch muss das Licht des Beweises durch sein Wahrnehmungsvermögen auch hereinlassen. Dieses Vermögen nennt Christus das Auge des Leibes (siehe 11,34), wobei er seine Funktion mit der Aufgabe einer Lampe in einem Haus vergleicht. Wenn die Lampe richtig funktioniert und auf einen Ständer gestellt wird, wird das ganze Haus von Licht durchflutet. Sollte aber jemand die Lampe in einem unbekanntem Winkel verstecken oder unter einen Scheffel stellen, würde das Haus dunkel bleiben. Ähnlich verhält es sich mit der Fähigkeit der menschlichen Wahrnehmung. Wenn diese »einfältig« (11,34) ist (also offen, aufrichtig, nicht tendenziös und nicht durch Hintergedanken oder Vorurteile beeinträchtigt), wird sie das Licht des Beweises, den Gott ihr vorlegt, aufnehmen. Aber es ist nur allzu leicht der Fall, dass das Wahrnehmungsvermögen des Betreffenden vom Bösen beherrscht und durch böse Begierden sowie durch Vorurteile getrübt wird. Dann aber wird das Licht auch eines noch so klaren Beweises sein Denken und seine Persönlichkeit nie erleuchten, denn ausgerechnet die Fähigkeit, die dazu gegeben ist, das Licht aufzunehmen, verzerrt es oder sperrt es ganz aus.

Christus warnt uns vor, das Geschehen zu lassen (siehe 11,35). Seine Warnung besagt: Es liegt in der Macht jeden Menschen, zu verhin-

dern, dass es so weit kommt. Sogar der nichtwiedergeborene Mensch, so böse er auch ist, hat so viel moralischen Verstand, dass er weiß, seinen Kindern gute Gaben zu geben (11,13). In stillen Momenten erkennt ein solcher Mensch an, dass sein Ehrgeiz, seine Gier oder sein Neid die Wahrnehmungsfähigkeit in dieser oder jener Situation erheblich beeinträchtigt hat, weil er dies zuließ. Ebenso verhält es sich mit dem Licht des Beweises, den Christus ihm vorlegt. Nun mag jemand einwerfen: Der nichtwiedergeborene Mensch könne es nicht wissen, wenn er sich von Lust, Gier, Ehrgeiz oder Angst blenden lässt, sodass seine Wahrnehmung erheblich gestört ist. Ein solcher Einwand ist unhaltbar und gefährlich. Er kann es sehr wohl wissen, sagt der Herr. Außerdem kann er etwas dagegen unternehmen, und er ist dafür verantwortlich, es zu tun. Wenn er wollte, könnte er die Weisheit Christi erkennen, wie die Königin des Südens Salomos Weisheit erkannte und entsprechend reagierte, und auch die Niniviten haben aus der Predigt Jonas entsprechende Konsequenzen gezogen. Tut er es nicht, wird er am Tag des Gerichts verdammt werden, weil er das unterlassen hat, was er hätte tun können.

2. *Weherufe über die Pharisäer und Gesetzgelehrten (11,37-52)*. Wir verlassen jetzt die Volksmenge und folgen Christus in das Haus eines Pharisäers. Aber wir können erwarten, dass das bisherige Thema fortgesetzt wird. Nach den Ausführungen des Lukas (11,37) redete Christus nämlich zum Zeitpunkt der von diesem Pharisäer ausgesprochenen Einladung gerade davon, dass man zusehen müsse, wie das eigene »Auge« ist: Es dürfe nicht »böse« werden, damit die Fähigkeit zur rechten Entscheidung nicht verloren gehe und man sich dem Licht nicht verschließe.

Was wir nun bezeugen werden, ist sehr traurig. Wir sehen religiöse Menschen, die mit außergewöhnlichem Eifer darauf bedacht waren, die Gesetze des Alten Testaments zu beobachten. Wir hätten erwartet, dass dies ihr moralisches Verständnis entwickelt und ihr Gewissen geschärft hätte, sodass sie umso eher erkannt hätten, wie zutreffend die moralischen Lehren Christi waren. Ihnen wäre die moralische Qualität seiner übernatürlichen Kraft bewusst geworden. Dann hätten sie auch erkannt, dass er zu Recht Buße forderte und seine Heilslehre den Stempel der göttlichen Wahrheit trug. Unglücklicherweise hatten sie es aber zugelassen,

dass ihr »Auge« böse wurde, von Gier, Nichtigkeit und unbarmherzigem Hochmut verschleiert. Infolgedessen war das Licht, das vom Alten Testament her in ihr Denken gedungen war, in grotesker Weise verzerrt worden. Allein schon die Beobachtung ihres Zustands wird für uns zur eindringlichen Warnung. Denn das wollen wir uns gleich zu Beginn sagen lassen: Weder die Pharisäer noch die Schriftgelehrten hatten von vornherein die Absicht gehabt, auf Abwege zu geraten und boshaft zu werden. Sie beabsichtigten genau das Gegenteil. Aber langsam und in kleinen Schritten hatten sie es zugelassen, dass ihr Sinn für Proportionen und ihr moralisches Urteilsvermögen durch religiösen Hochmut und akademisches Theologisieren verloren gegangen waren, bis sie am Ende tatsächlich auf Abwege gerieten und sich als boshaft erwiesen. Und als Christus es ihnen zeigte, taten sie nicht Buße, sondern wurden seine erbittertsten Feinde und unbarmherzigsten Verfolger (siehe 11,53-54). Wir wollen nun die von Christus vorgenommene detaillierte Analyse ihres Zustands verfolgen, so wie Lukas sie überliefert hat.

Da gab es zunächst ihre übergroße Sorge um die gottesdienstlichen Symbole und Riten bei gleichzeitiger Vernachlässigung der moralischen Wirklichkeiten und Pflichten, worauf jene Sinnbilder hinwiesen. Im Alten Testament hatte Gott seinen Forderungen nach moralischer und geistlicher Reinheit Nachdruck verliehen, indem er dem Volk Israel gewisse rituelle Waschungen vorschrieb, die allgemein verbindlich waren. Die Pharisäer begingen in Zusammenhang mit diesen symbolischen Handlungen zwei Fehler. In ihrem Eifer um die Einhaltung des Gesetzes hatten sie diese biblischen Weisungen um unzählige außer-biblische Vorschriften ergänzt. Sie kamen zu der Überzeugung, dass jede Missachtung einer diesbezüglichen Zusatzregel ein ernster Verstoß gegen wahre Heiligkeit sei. Darum waren sie entsetzt, als Christus sein Essen einnahm, ohne vorher die entsprechende rituelle Waschungs-vorschrift beachtet zu haben, die sie dafür ersonnen hatten. Ihre menschlichen Heiligkeitsgrundsätze, die Ausdruck ihrer unlauteren Gesinnung waren, ließen die absolute Heiligkeit Christi in ihren Augen wie Sünde aussehen (siehe 11,38) und erfüllten sie mit Vorurteilen gegen ihn.

Zweitens hatten sie das Halten der äußerlichen Riten zu einem Ersatz für Sittlichkeit gemacht. Indem sie ihre Schalen und Schüsseln aus rituellen Gründen peinlich genau wuschen, bildeten sie sich ein, sie hätten einen hohen Grad der Heiligkeit erreicht, während sie kaum

etwas oder nichts gegen die viel ernsteren Dinge wie Gier und Bosheit unternahmen, die ihr Inneres mit moralischer Unreinheit im eigentlichen Sinne erfüllten (siehe 11,39). Gegen die Gier hilft es nicht, die Hände mit Wasser zu waschen, wenn man vom Markt kommt. Auch nützt es nichts, das Äußere der Schüssel zu reinigen, die man als derjenige, der unredlichen Gewinn gemacht hat, mit guten Dingen füllt. Stattdessen sollte man das unredlich Verdiente den Armen geben (siehe 11,41).⁵⁸ Wenn man stattdessen in einer solchen Situation auf symbolischen Handlungen besteht, hat man aus den Riten, die eigentlich auf moralische Pflichten hinweisen wollten, einen Ersatz für diese gemacht.

Als Nächstes klagte Christus die Pharisäer in einem weiteren Punkt an: Sie hatten beim Beobachten der göttlichen Gebote jeglichen Sinn für Proportionen verloren, wenn sie die darin enthaltenen Pflichten gegeneinander abwogen. Sie verzehnteten die Minze, die Raute und alles Gartenkraut, übergingen aber die Gerechtigkeit bzw. das Recht und die Liebe Gottes (siehe 11,42). Sie hielten sich fanatisch an den Buchstaben des Gesetzes, während sie seinen Sinn und Geist ignorierten und ihm direkt zuwiderhandelten. Anders als die endlosen Waschungen, welche die Pharisäer zum Gesetz hinzugefügt hatten, war der Zehnte vom Gesetz geboten worden. Es war zwar übergewissenhaft, wenn man das Gebot auch auf die unscheinbarsten Gartenkräuter anwandte, aber wenn die Pharisäer fanden, man müsse das Gesetz logischerweise bis zum Äußersten befolgen, sagte Christus nichts, woran ihr Gewissen in dieser Sache hätte Anstoß nehmen können; das Gesetz bezüglich des Zehnten hat Christus nicht aufgehoben (siehe 11,42). Aber wenn man alles gegeneinander abwog, war das letztendlich doch eine untergeordnete Pflicht im Vergleich zu der unendlich viel gewichtigeren Verantwortung, Gott zu lieben und gegenüber seinem Nächsten gerecht zu handeln. Zudem wurde die Entrichtung des Zehnten Israel als ein Mittel gegeben, um die Liebe gegenüber Gott zu bezeugen, indem man die Tempelbediensteten unterstützte. Zugleich sollte damit Gottes Liebe gegenüber dem Fremden, der Waise und der Witwe deutlich werden, um die man sich entsprechend kümmern sollte (5Mo 14,29). Wer Minze und Raute verzehntete, während er gleichzeitig dem Fremden,

⁵⁸ Dies setzt voraus, dass man den Wortlaut im griechischen Urtext in 11,41 folgendermaßen versteht: Man gibt den Inhalt, nämlich der Schüssel, als Almosen weg.

der Waise und der Witwe Unrecht tat und damit keinerlei Liebe gegenüber Gott erkennen ließ, verhöhnte in jeder Beziehung Sinn und Geist des diesbezüglichen Gebots. Das Ganze wurde zu einem routinemäßigen finanziellen Vorgang, bei dem der Betreffende Mitleid und Barmherzigkeit vermissen ließ.

Ferner entlarvte unser Herr die falsche Motivation, welche viele der frommen Aktivitäten der Pharisäer wertlos machte, selbst wenn diese an sich gut waren. Sie liebten die ersten Sitze in den Synagogen und die Begrüßungen auf den Märkten (siehe 11,43). Handlungen, die Ausdruck der eigenen Frömmigkeit sind, können nicht der Selbstdarstellung und gleichzeitig der Ehre Gottes dienen.

Zudem haben wir unser moralisches Urteilsvermögen verkehrt, sobald wir dem Drang zur Selbstdarstellung stattgeben. Bis zum Äußersten getrieben, verhindert er den Glauben an Christus: »Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre voneinander nehmt und die Ehre, die von Gott allein ist, nicht sucht?«, fragte der Herr sie bei anderer Gelegenheit (Joh 5,44).

Schließlich verwies Christus auf die schwerwiegenden Auswirkungen, die diese Scheinheiligkeit der Pharisäer auf das Volk im Allgemeinen hatte. Es war beeindruckt davon, wie die Pharisäer rigorose Treue zu den gottesdienstlichen Riten und Vorschriften äußerlich zur Schau stellten, und verlor damit das Empfinden für ihre sittliche Verdorbenheit im Privat- und Geschäftsleben. Da sich die einfachen Leute einreden konnten, dass alles, was diese »heiligen« Männer taten, moralisch akzeptabel sei, waren sie imstande, ihrem Beispiel von Gier und Bosheit mit unbelastetem Gewissen zu folgen. Die tragische Ironie dieses Zustands wird anschaulich durch die Metapher zum Ausdruck gebracht, die der Herr ihrem eigenen Zeremonialgesetz entnahm, um diese Pharisäer zu beschreiben (siehe 11,44). Nach dem Alten Testament (siehe 4Mo 19,11-22) wurde man durch das Berühren einer Leiche oder der Knochen eines Verstorbenen zeremoniell unrein. Daher markierte man normalerweise Gräber ganz deutlich, denn sonst könnte es etwa einem Jerusalempilger passieren, dass er auf seinem Weg zum Tempel nichts ahnend über ein Grab schritt, sich verunreinigte und damit auch den Tempel unrein machte (siehe 4Mo 19,13). Ironischerweise waren die Pharisäer durch ihr pedantisches äußerliches Befolgen ritueller Reinheit bei gleichzeitiger schwerwiegender Vernachlässigung wahrer inne-

rer Heiligkeit wie nicht markierte Gräber, nur schlimmer: Sie glichen denen, die inmitten einer nichts ahnenden Öffentlichkeit Krankheiten verbreiteten (wenn man den Sachverhalt moralischer Verunreinigung einmal in diesem Bild sehen will).

Natürlich waren glichen nicht alle Pharisäer denen, die unser Herr hier brandmarkte. Selbst sein dreifacher Weheruf (11,42-44) ist mehr ein Ausdruck der Betrübnis als eine Gerichtsankündigung. Doch anhand dieser Ausführungen lernen wir, dass wir uns in der Frage der wichtigsten Entscheidungen des Lebens gerade bei der Frömmigkeit besonders in Acht nehmen müssen. Sie war und ist dafür bekannt, dass sie stets dazu neigt, die Proportionen zu verschieben und die Prioritäten falsch zu setzen.

Als einer der Gesetzgelehrten hörte, wie Christus mit diesen Worten die Pharisäer verurteilte, protestierte er (siehe V. 45 bzw. den ganzen Abschnitt in 11,45-52). Er sprach gleichsam für alle Angehörigen seines Standes. Sie waren es nämlich, die aus dem Gesetz die unzähligen Vorschriften und Regeln herleiteten, welche die Pharisäer zu halten versuchten. Als Christus nun die Pharisäer brandmarkte, deutete er darauf hin, dass die Auslegung des Alten Testaments durch die »Experten« falsch und sogar auf Abwege geraten war. Es war etwas Unerhörtes, dem System der Auslegung durch die zeitgenössischen rabbinischen Schulen zu unterstellen, es sei grundlegend falsch; darum scheinen die Gesetzeslehrer nicht ganz sicher gewesen zu sein, ob Christus das wirklich sagen wollte. War ihm wirklich bewusst, was seine Kritik bedeutete? »Lehrer«, sagte einer von ihnen, »indem du dies sagst, schmähtst du auch uns.« Aber statt seine Bemerkungen zurückzunehmen oder abzumildern, fuhr Christus fort, indem er die Theoretiker ebenso unmittelbar verurteilte, wie er zuvor diejenigen gebrandmarkt hatte, die deren Vorgaben praktisch umsetzen wollten.

Die erste Anklage bestand darin, dass sie den einfachen Leuten schwer zu tragende Lasten aufbürdeten, selbst aber diese mit keinem Finger anrührten (siehe 11,46). Diese drückenden Lasten waren natürlich die unzähligen Regeln und Gebote, die sie ersonnen hatten, als sie aufgrund ihrer ausgeklügelten rabbinischen Exegese gewisse Herleitungen der biblischen Gebote erarbeiteten. In ihren Augen bewegte sich diese Exegese auf einem hohen intellektuellen und theologischen Niveau, doch uns kommt sie oft sehr eigenartig vor. Diese Regeln und Vorschriften waren so kompliziert, dass man ein professioneller Gesetzgelehr-

ter sein musste, um zu wissen, ob man das Gesetz gebrochen hatte oder nicht. So wurden bei jedem ernsthaften Versuch, die Vorschriften einzuhalten, die darin enthaltenen moralischen und gottesdienstlichen Pflichten zu einer unerträglich schweren Last (vgl. Mt 11,28-30). Der zweite Teil dieser anklagenden Worte Christi ist verschieden gedeutet worden. Nach Ansicht einiger Ausleger werfe er diesen Theoretikern vor, anderen Gesetze aufzubürden, selbst aber nicht das zu praktizieren, was sie predigten. Vielmehr würden sie ihr haarspalterisches Geschick nutzen, um immer neue Schlupflöcher zu finden, damit sie genau diese Lasten nicht selbst tragen mussten. Das traf für einen Teil der Theoretiker des jüdischen Gesetzes mit Sicherheit zu. Es ist tatsächlich eine Versuchung für alle religiösen Theoretiker, infolge ihrer Überlegenheit hinsichtlich des Bibelwissens und der Schrifterkenntnis zu denken, sie seien von der Pflicht befreit, die Regeln selbst zu befolgen, die man anderen auferlege. Aber bezüglich der jüdischen Gesetzestheoretiker traf es immerhin zu, dass sie sich an viele ihrer selbst ersonnenen Gebote hielten, worauf sie stolz waren. Es ist daher eher anzunehmen, dass unser Herr ihre harte und unbarmherzige Gesetzlichkeit tadelte, die ihre Freude daran hatte, das Gesetz festzulegen, sich aber nicht darum scherte, dem Volk zu helfen oder ihm die Lasten zu erleichtern. Immerhin verachteten diese Leute ja das einfache Volk (siehe Joh 7,49). Der Kontext bietet genügend Hinweise auf diese Haltung. Wir haben bereits solche kennengelernt (siehe 11,15), die behaupteten, die Heilung des Stummen durch den Herrn sei ein Werk des Teufels gewesen. In 13,10-16 werden wir ein weiteres Beispiel für diese Einstellung sehen: Die unbarmherzige Gesetzlichkeit gewisser Leute besteht darauf, dass Kranke nicht am Sabbat geheilt werden dürfen. Man solle sie lieber in ihrem Elend schmachten lassen.

Die zweite Anklage gegen die Gesetzeslehrer lautete, dass ihr Herz sich in keiner Weise von demjenigen ihrer Vorfahren unterschied, welche die Propheten getötet hatten. »Denn ihr baut die Grabmäler der Propheten; eure Väter aber haben sie getötet« (11,47). Indem sie diese Grabmäler bauten, so erklärt Christus (siehe 11,48), bezeugten sie nicht nur die Tatsache, dass es ihre Väter waren, welche die Propheten getötet hatten, sondern damit erklärten sie sich auch mit den Taten der Väter einverstanden.

Auf den ersten Anblick wirkt das wie eine harte oder sogar ungerechte Anklage. War der Bau der Grabmäler nicht ein Zeichen der

Buße, ein Versuch wiedergutzumachen, was die Väter verbochen hatten? Christus ließ diesen Einwand nicht gelten. Wenn man einen Propheten aus längst vergangener Zeit ehren und Segen aus der Beschäftigung mit seiner Botschaft empfangen will, nimmt man sich seine Worte zu Herzen und setzt sie um. Wenn Hosea im Namen Gottes sagte: »An Frömmigkeit habe ich Gefallen und nicht am Schlachtopfer« (6,6), dann kann man diesen Propheten nicht damit ehren, dass man ihm ein prächtiges Grabmal setzt und es verehrt. Vielmehr geschieht dies dadurch, dass man – wie Christus die Vertreter der Gesetzlichkeit lehrte (siehe Mt 9,13) – seinen Worten gehorcht und Barmherzigkeit sowie Mitleid praktiziert. Aber diese Theoretiker waren genau diejenigen Leute, die zusammen mit den Pharisäern Christus nachstellten, weil er ihre Gesetzlichkeit und moralische Inkonsequenz brandmarkte. Sie brachten ihm den gleichen mörderischen Hass entgegen wie ihre Väter den Propheten (siehe 11,53-54), welche die Angehörigen früherer Generationen aus den gleichen Gründen verurteilt hatten. Die Verehrung der Prophe- tengräber war deshalb reiner Aberglaube.

Zu dieser zweiten Anklage fügte Christus daher eine noch ernstere Ankündigung hinzu (siehe 11,49-51). Seine Zeitgenossen waren die am meisten bevorzugte Generation in der Geschichte des Volkes Israel. Über sie würden der Zorn und die Vergeltung Gottes kommen – jahrhundertlang aufgehäuft durch die vorangegangenen Geschlechter. Diese Ankündigung verdeutlicht ein sehr wichtiges Prinzip, wenn es darum geht, dass Gott in seiner Vorsehung als der Richtende handelt. Wenn Gott im Laufe der Geschichte bereits Gerichte verhängt hat und nicht bis zum letzten Gericht am Ende der Geschichte wartet, und wenn er nicht jede Generation wegen ihrer Sünden sofort mit Gericht heim- sucht, dann stellt sich folgende Frage: Ist es denn gerecht, dass gerade diese und nicht eine andere Generation unter den göttlichen Zorn kommen sollte, der im Laufe vieler Generationen aufgehäuft wurde?⁵⁹

Diese Frage wird nun von Christus beantwortet (siehe 11,49-51). Seine eigene Generation war eifrig damit beschäftigt, die Gräber der Propheten zu bauen, die ihre Väter getötet hatten. Damit niemand irr- tümlicherweise meinte, dass dies ein Zeichen der Buße sei, hatte die

⁵⁹ Die Sintflut und das Exil sind Beispiele aus der alttestamentlichen Geschichte für diese Art von Gerichten.

Weisheit Gottes beschlossen, den Angehörigen dieser Generation als besonders Bevorrechteten solche Propheten und Apostel zu senden, die keine vorhergehende Generation gehört hatte: Johannes den Täufer, den größten unter den Propheten; dann den Messias selbst und schließlich die Apostel Christi. Sie sollten eine weit wunderbarere und herrlichere Botschaft verkündigen, als irgendeine frühere Generation sie je gehört hatte. Und als die Angehörigen dieser Generation jene Gottesboten und Apostel sowie ihre Botschaft verwarfen, zeigten sie, dass sie mit dem Handeln ihrer Vorväter einverstanden waren, welche die damaligen Propheten getötet hatten. Sie teilten also deren Schuld – ja, sie häuften eine größere Schuld auf als ihre Vorfahren, weil sie die größeren Propheten und Apostel verwarfen. Daher kam das Gericht wegen der Tötung aller Propheten vom Anfang der Welt an gerechterweise über diese Generation.

Dieser ernste Gerichtsgrundsatz wurde im Jahre 70 n. Chr. wirksam, und dann wieder im Jahre 135. Gott gab den Römern damals freie Hand, Jerusalem und den Tempel zu zerstören, die Bewohner zu dezimieren, Scharen von ihnen als Gefangene zu deportieren und Jerusalem in eine heidnische Stadt zu verwandeln (21,20-24; 1Thes 2,14-16). Dieser Grundsatz wird in noch größerem Umfang wirksam werden, wenn über die abgefallene Christenheit und das von Gott entfremdete Judentum am Ende dieses Zeitalters das Gericht hereinbricht.

Die abschließende Verurteilung der Gesetzeslehrer war vielleicht die allerschärfste, die Christus hier aussprach: »Wehe euch Gesetzesgelehrten! Denn ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen; ihr selbst seid nicht hineingegangen, und ihr habt die gehindert, die hineingehen wollen« (11,52). Es wäre immerhin die Aufgabe der Gesetzeslehrer gewesen, die heiligen Schriften so auszulegen, dass einfache Leute sie verstehen, Buße tun, glauben, gerettet werden und Anteil an den geistlichen Reichtümern des Wortes Gottes bekommen konnten. Aber ihre Auslegung hatte sich so weit vom ursprünglichen Sinn entfernt, dass nicht nur sie selbst die wahren Reichtümer der Schrift nie kennenlernten. Vielmehr war es dadurch für die einfachen Leute unendlich viel schwerer, Gottes Wort zu verstehen, als es zuvor gewesen war. Solch eine Art der Auslegung verurteilt sich selbst.

Diese Verurteilung der Pharisäer und der Gesetzeslehrer ist einer der ernstesten Abschnitte in der ganzen Bibel. Sie enthält durchaus wichtige

Lektionen auch für uns. Wir sind durch Maria und die namentlich nicht bekannte Frau in Satz 1 ermutigt worden, das Wort Gottes zu hören und zu bewahren. Dann hat uns Satz 2 im einleitenden Teil ermutigt, die Weisheit Gottes zu suchen (dort dient die Königin des Südens als Beispiel). Und nun beinhaltet der Rest von Satz 2 eine furchterregende Warnung: Sie betrifft die Frage, wie wir das Wort Gottes nicht hören und mit der Weisheit Gottes nicht umgehen sollen. Gott hat uns sein Wort zur Errettung gegeben. Es ist möglich, es falsch zu gebrauchen und zu seinem eigenen Verderben zu verdrehen (siehe 2Petr 3,16).

3. *Die Angst vor der Opposition überwinden (11,53 – 12,12)*. Am Ende des Gastmahls muss die Atmosphäre im Esszimmer des Pharisäers sehr gespannt gewesen sein. Als Christus das Haus verließ, »fingen die Schriftgelehrten und die Pharisäer an, hart auf ihn einzudringen und ihn über vieles auszufragen; und sie belauerten ihn, um etwas aus seinem Mund zu erjagen« (11,53-54). Um ihre Haltung treffend zu umschreiben, muss Lukas einen Ausdruck aus dem Vokabular der Jagd verwenden. Sie jagten Christus, wie man ein wildes Tier jagt. Sie trieben, bedrängten und provozierten ihn, indem sie ihn herausforderten, etwas Unbesonnenes zu sagen, das sie als Anklagegrund aufgreifen oder womit sie ihm eine Falle stellen konnten. Gleichzeitig sammelte sich so viel Volk um ihn, dass sich die Leute einander traten (12,1). Dies war für die Jünger gewiss sehr beängstigend. In dieser Situation müssen sie wohl versucht gewesen sein, sich einzureden, dass der Glaube eine persönliche Angelegenheit bzw. Privatsache sei und man seine Treue zu Christus ja nicht an die große Glocke hängen müsse. Daher begann Christus, sie nun zu lehren. Erstens ging es darum, dass sie den Glauben öffentlich bezeugen mussten, auch wenn sie große Angst davor haben sollten. Der zweite Punkt betraf die Frage, wie sie diese Angst überwinden konnten.

Als Erstes (siehe 12,1-3) warnte er sie davor, in heuchlerischer Weise verbergen zu wollen, was sie in Wahrheit glaubten. Der Grund für seine Warnung war, dass es am Ende ohnehin unmöglich ist, es zu verbergen: »Es ist aber nichts verdeckt, was nicht aufgedeckt, und verborgen, was nicht erkannt werden wird. Deswegen wird alles, was ihr in der Finsternis gesprochen habt, im Licht gehört werden, und was ihr in den Kammern ins Ohr geredet habt, wird auf den Dächern verkündet werden.«

Das griechische Wort für »verborgen« in V. 2 lautet *krypton*, und das führt uns in Gedanken zu 11,33 zurück, wo der Herr gesagt hatte: »Niemand, der eine Lampe angezündet hat, stellt sie ins Verborgene (*eis kryptēn*), sondern auf den Lampenständer, damit die Hereinkommenden das Licht sehen.« Damit warnte uns der Herr vor der Gefahr, unser Auge so verfinstern zu lassen, dass das Licht der Wahrheit Gottes nicht in unsere finsternen Herzen dringen kann. Hier in 12,1-3 warnt er uns vor der gegenteiligen Gefahr: Wir dürfen das von Gott kommende Licht, das unsere Herzen erleuchtet hat, nicht zurückzuhalten. Es muss vielmehr zum Vorschein kommen, damit es alle sehen können.

Aber wie kann man die Angst überwinden, die uns so lähmen will, dass wir den Glauben lieber verbergen? Wir können Angst nie ganz abschütteln; das sollen wir auch nicht. (Dabei geht es um gesunde Angst, nicht um Panik bzw. um neurotische Angst.) Angst ist ein Schutzmechanismus, den der Schöpfer selbst in unser Leben eingebaut hat. Christus sagt deshalb nicht, dass wir nie Angst haben sollten. Vielmehr sollen wir nach seinen Worten aufpassen, dass wir diejenigen Dinge fürchten, die am meisten zu fürchten sind. Wenn wir nämlich diese Dinge fürchten, werden wir von der Furcht vor den untergeordneten Dingen befreit. Es ist ohne Zweifel entsetzlich, in die Hand von Menschen zu fallen, welche die Macht haben, den Leib zu töten. Doch wenn sie das getan haben, endet ihre Macht. Es wäre darum sehr kurzsichtig, wenn wir uns durch Verfolgung dazu drängen ließen, Gott zu verleugnen; denn Gott vermag unendlich viel mehr: »Ich will euch aber zeigen, wen ihr fürchten sollt: Fürchtet den, der nach dem Töten Gewalt hat, in die Hölle zu werfen; ja, sage ich euch, diesen fürchtet« (12,5). Diese größere Furcht befreit uns vor der kleineren Furcht.

Aber die Furcht vor der Macht Gottes ist nur *eine* Komponente des Heilmittels. Die andere umfasst den Glauben daran, dass Gott weiß, was wertvoller ist (siehe 12,6-7). Der fünfte Sperling, den man gratis bekommt, wenn man vier gekauft hat, ist vor Gott nicht vergessen. Sogar die Haare unseres Hauptes sind gezählt. Daher gilt: Ob wir leben oder sterben – Gott weiß in jedem Augenblick, was mit uns geschieht. Wenn dem so ist, müssen wir nur eines wissen: Wie viel sind wir ihm wert? Wir sind vorzüglicher bzw. weitaus mehr wert als viele Sperlinge, sagt Christus als Antwort. Sein Kreuz beweist, wie groß der Unterschied ist.

Als Nächstes (siehe 12,8-9) werden wir ermahnt, unsere Prioritäten und Proportionen in einem anderen Bereich zurechtzurücken. Wir wären keine Menschen, schmerzte es uns nicht, wenn wir von unseren Mitmenschen abgelehnt werden. Bekennen wir aber Christus, wird uns das gelegentlich widerfahren. Darum müssen wir bedenken, dass wir von zwei Gerichtsinstanzen auszugehen haben. Es gibt das Gericht der irdischen Obrigkeit und der menschlichen Meinungen, und es gibt das Gericht des Himmels und die erhabene Schar der Engel. Wir müssen uns darüber klar werden, wessen Anerkennung für uns mehr zählt. Verleugnen wir Christus vor den Menschen auf Erden, werden wir vor den Engeln Gottes im Himmel verleugnet werden; bekennen wir ihn hingegen vor den Menschen, wird er uns vor den Engeln Gottes bekennen (siehe 12,8-9).

Schließlich ruft Christus uns in 12,10-12 auf, die relative Schwere verschiedener Sünden zu bedenken. Ein Wort gegen den Sohn des Menschen kann vergeben werden, die Lästerung des Heiligen Geistes dagegen nicht. Das Gewicht dieser Worte von V. 10 zeigt sich in den nächsten beiden Versen (12,11-12). Die an Christus Glaubenden, so der Herr in den warnenden Worten an seine Jünger, wird man möglicherweise vor die Gerichte schleppen. Das würde für viele von ihnen beängstigende Erfahrungen mit sich bringen, aber Christus tröstete und stärkte sie mit zwei Wahrheiten, die sie zu einem unerschrockenen Auftreten befähigen würden: Erstens sollten sie sich nicht darüber sorgen, wie sie sich dann verantworten könnten, denn der Heilige Geist würde sie lehren, das Rechte zu sagen. Zweitens würde der Heilige Geist das Bekenntnis der Christen verwenden, um selbst vor versammeltem Gericht das göttliche und endgültige Zeugnis in Bezug auf die Person Christi abzulegen. Damit wären es nicht so sehr die Christen, die vor Gericht stehen würden, sondern vielmehr diejenigen, die sie verhörten und das Urteil über sie fällten. Sollten Richter, Kläger oder Zeugen bewusst und vorsätzlich auf das durch die Gläubigen gegebene Zeugnis des Heiligen Geistes mit Lästerworten reagieren, hätten sie in ihrer Torheit diejenige Sünde begangen, die auch in der Ewigkeit nicht vergeben wird. Damit würden sie schon zu Lebzeiten jenen Punkt überschritten haben, von dem es kein Zurück mehr gibt. Dachte der Gläubige beim Verhör an die möglichen Konsequenzen für Zeugen, Richter und Geschworene, die eine so gewichtige Form annehmen konnten, würde das ihn eher mit Mitleid für die Verfolger erfüllen als mit Selbstmitleid (siehe Apg 7,60).

3. Besitztümer in der rechten Perspektive sehen (12,13-53)

1. *Ein Familienzweist (12,13-21)*. Die erste Geschichte in Satz 3 handelt wie die erste Geschichte in Satz 1 von einem Familienzweist. Die Ähnlichkeiten zwischen den beiden Geschichten sind offenkundig; doch was für unser gegenwärtiges Interesse bedeutsamer ist, sind die Unterschiede. In der Geschichte in Satz 1 ging es um die schwierige Frage, wie man seine Zeit zwischen der Arbeit einerseits und dem Hören auf das Wort des Herrn andererseits aufteilen sollte. Die vorliegende Geschichte in Satz 3 befasst sich damit, wie man Besitztümer recht aufteilt. Damit ist das Thema von Satz 3 bestimmt: Er wird zu einem Großteil von der Frage materieller Güter und der Notwendigkeit dominiert sein, sie in der rechten Perspektive zu sehen und ihnen gegenüber die rechte Haltung einzunehmen.

»Lehrer, sage meinem Bruder, dass er das Erbe mit mir teile«, begann ein Mann aus der Volksmenge. Wir wissen nicht, ob er berechtigterweise gegen seinen Bruder klagte oder nicht, denn Christus weigerte sich, als Richter oder Erbteiler zu fungieren. Der Betreffende mag im Recht gewesen sein, aber Christus hielt es nicht für seine Pflicht, die Erbstreitigkeiten von Menschen zu schlichten, die nicht seine Jünger waren (siehe 12,14). Eines Tages wird er selbstverständlich als »Richter oder Erbteiler« gegenüber allen Menschen auftreten. Aber diese Zeit war während seines Erdenlebens noch nicht gekommen. Auch jetzt ist sie noch nicht angebrochen. Außerdem machte er seine Weigerung, in diesem Fall tätig zu werden, zum Anlass, vor Habsucht zu warnen. Der gedankliche Zusammenhang ist deutlich: Wenn es um materiellen Besitz geht, lehrt Christus, dass es nicht unbedingt das Beste ist, auf seinen Rechten zu bestehen. Es kann (muss aber nicht) sein, dass wir gelegentlich von Habsucht getrieben werden, wenn wir bei Streitigkeiten um Besitztümer unsere Rechte einklagen wollen. In diesem Fall hätte unser maßloses Verlangen nach materiellen Gütern gesiegt, wenn wir recht bekommen sollten. Zu einem solchen »Sieg« wird uns der Herr nie verhelfen. »Er sprach aber ... Gebt acht und hütet euch vor aller (d. h. vor jeder Art und jedem Fall von) Habsucht« (12,15a). Es scheint, dass Habsucht in mancherlei Gewand daherkommt und öfter mit hinein spielt, als uns bewusst sein mag.

Der griechische Begriff für »Habsucht« (*pleonexia*) ist interessant. Er bedeutet wörtlich »mehr haben« oder »mehr haben wollen«, also mehr, als uns gerechterweise zusteht. Aber der von Christus angegebene Grund, warum wir uns vor der Habsucht hüten sollten, ist noch interessanter: »Denn auch wenn jemand Überfluss hat, besteht sein Leben nicht durch seine Habe« (siehe 12,15b). Nicht alle übersetzen hier mit »Überfluss«, weil das griechische Wort auch so viel wie »Fülle« bedeutet. So geben Luther 1912 und Luther 1984 diesen Versteil folgendermaßen wieder: »Denn niemand lebt davon, dass er viele Güter hat.« Aber das nachfolgende Gleichnis, das die Worte Christi veranschaulicht, zeigt ziemlich deutlich, dass er hier »Überfluss«, also »mehr als genug«, meint.⁶⁰

Unser Herr sagt also nicht, dass ein vernünftiges Maß an den Gütern dieses Lebens falsch oder unnötig sei. Vielmehr will er Folgendes zum Ausdruck bringen: Bei aller Notwendigkeit, dass wir von den Gütern des Lebens ausreichend haben, besteht das Leben des Menschen doch nicht in dem, was der Betreffende über das Notwendige hinaus besitzt.

Der reiche Kornbauer in dem Gleichnis hatte ein Problem: Seine Felder trugen so reiche Frucht, dass er nicht nur die eigenen unmittelbaren Bedürfnisse decken konnte, sondern auch auf viele Jahre hin noch Vorrat hatte (siehe 12,17.19). Angesichts dessen wusste er nicht, was er mit dem Überfluss anfangen sollte. Er beschloss, ihn zu lagern; doch das führte zum nächsten Problem: Wie wollte er das bewerkstelligen? Dafür stand ihm nicht genügend Platz zur Verfügung (12,17). Er löste das zweite Problem, indem er beschloss, die bestehenden Scheunen abzureißen und größere zu bauen. Dort könnte er dann, so seine Planung, den Überfluss aufbewahren. Dann könnte er sich zur Ruhe setzen und über viele Jahre hin das Leben genießen.

Gott bezeichnete ihn als einen Toren, weil er beschlossen hatte, seinen Überfluss auf diese Weise zu horten. Als Erstes hatte er vergessen, dass sein Leben auf der Erde nur eine Leihgabe war. Es konnte jederzeit zurückgefordert werden. Ja, man sollte es noch in der gleichen Nacht von ihm fordern. Mit dem Verlust des irdischen Lebens würde sofort

⁶⁰ In den übrigen drei Stellen, wo dieses Verb in diesem Evangelium vorkommt, geht es um Überfluss, wie UELB, RELB und Elb 2003 (mit jeweils gleichlautenden Wiedergaben) klar zeigen: »... was ihnen an Brocken übrig geblieben war« (9,17); »... haben Überfluss an Brot« (15,17); »alle diese haben von ihrem Überfluss eingelegt« (21,4).

klar werden, dass er zwei grobe Fehler begangen hatte, als er beschloss, seinen Überfluss auf der Erde zu horten. Erstens konnte er ihn nie genießen, wobei er anderen zufallen würde (siehe 12,20). Zweitens würde er nichts besitzen, was vor Gott zählt. Statt nämlich in die ewigen Dinge Gottes zu investieren, wollte er seinen Überfluss dazu nutzen, um sich irdische Schätze anzuhäufen.

Daraus ziehen wir die erste große Lehre dieses Satzes. Materielle Güter sind uns nicht nur gegeben, damit wir den Lebensunterhalt in dieser Welt bestreiten können. Vielmehr sollen wir sie auch dazu einsetzen, damit wir in Bezug auf Gott reich werden. Dadurch, dass wir sie in Gottes Dinge investieren, können wir nämlich zeitliche, materielle bzw. irdische Güter in ewige Reichtümer verwandeln. Tun wir das nicht, haben wir uns der einzigen Güter beraubt, die letztendlich besitzenswert sind.

2. *Segnungen für treue Knechte (12,22-48)*. Das Gleichnis vom törichten Kornbauern wurde zwar an die Volksmenge im Allgemeinen gerichtet, aber es will auch die Jünger im Besonderen lehren. Darum vertieft Christus zum Nutzen seiner Jünger das Thema vom »reich« sein »in Bezug auf Gott«. In der ersten Lektion geht es um die Anziehungskraft, welche die Schätze auf unser Herz ausüben: »Denn wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein« (12,34). Sammle Schätze auf Erden, und sie werden dein Herz unweigerlich zur Erde ziehen. Sammle Schätze im Himmel, und sie werden dein Herz zum Himmel ziehen. Damit werden auch deine Ziele sowie dein Sinnen und Trachten zum Himmel hin ausgerichtet sein. Wer nicht bereit ist, sein Geld im Himmel anzulegen und in die göttlichen Angelegenheiten zu investieren, zeigt damit, dass der Himmel für ihn im Grunde keine Wirklichkeit darstellt. Aber ebenso gilt, dass der Himmel für den, der genau das tut, mehr Gewicht bekommt.

Um auf diese Weise in den Himmel investieren zu können, müssen wir von Sorgen (siehe 12,22) und Befürchtungen (12,32) befreit werden. Wenn wir stets darum besorgt sind, dass wir genug zu essen und anzuziehen haben, wird unser Trachten nach Speise und Kleidung aufgrund unserer Unachtsamkeit zu unserer Hauptangelegenheit im Leben werden. Die weitaus wichtigeren Dinge werden dann an Gewicht verlieren oder gar ganz bedeutungslos werden. Es ist daher äußerst bedeut-

sam, dass wir Essen und Kleidung in der rechten Perspektive sehen. Beides ist wichtig, damit das Leben weitergehen kann. Aber der Sinn des Lebens besteht letztendlich nicht darin, dass wir genug essen können, um am Leben zu bleiben. Auch haben wir den Leib nicht deshalb bekommen, damit wir Zeit und Energie nur darauf verwenden, ihn zu kleiden (siehe 12,22-23). Christus lehrt, dass wir den Leib und das Leben bekommen haben, damit wir nach dem Reich Gottes, nach seiner Herrschaft und nach seinem Willen trachten (12,31). »Trachtet ... nach seinem Reich«, sagt Christus (12,31). Damit untermauert und verstärkt der Herr seine in 11,2 befindliche Aufforderung, dass wir als Erstes um das Kommen des Reiches Gottes bitten sollten. Das ist der eigentliche Sinn des Lebens. Es geht darum, nach Gottes Herrschaft und ihrer Entfaltung in unserem persönlichen Leben sowie nach der Ausbreitung seines Reiches im Leben anderer zu trachten und auf das Kommen des weltweiten Reiches Gottes bei der Wiederkunft Christi zu warten, für das Reich zu arbeiten und sein Herbeikommen zu erbeten. Gemäß der Zusicherung Christi weiß Gott der Vater wohl, dass wir Nahrung und Kleidung brauchen. Nach seiner Zusage wird der Vater dafür sorgen, dass uns nichts fehlt, wenn wir uns weigern, wie die Weltmenschen das Streben nach Essen und Kleidung zur Hauptsorge zu machen. Er sieht ja, dass wir dann nach Gott und nach seinem Reich trachten (siehe 12,30-31).

»Betrachtet die Raben«, sagt der Herr. Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in Scheunen. Man würde erwarten, dass sie in dieser vom Überlebenskampf geprägten Welt umkommen müssen. Aber sie können bestehen. Gott ernährt sie (siehe 12,24).

Hier sind mehrere Erläuterungen angebracht. Der Herr sagt keineswegs, die Vögel müssten nicht arbeiten, um Nahrung zu finden, denn sie müssen sehr wohl überaus hart dafür arbeiten. Zweitens sagt er nicht, dass wir es den Raben gleichtun müssen, die weder säen noch ernten oder in Scheunen sammeln, um sich einen Wintervorrat anzulegen. Gott ernährt sie, obwohl er ihnen nicht die Fähigkeit zu diesen Dingen gegeben hat. Dem Eichhörnchen hat Gott den Instinkt gegeben, Vorräte zu anzulegen (natürlich nicht für die nächsten zwanzig Jahre wie der törichte Kornbauer!). Das ist Gottes Methode, um das Eichhörnchen zu ernähren, und wenn dieses Nagetier die ihm gegebene Fähigkeit nicht gebraucht, wird Gott es nicht durch ein Wunder am Leben erhalten. Der

Schöpfer hat uns unvergleichlich größere Fähigkeiten als den Raben oder Eichhörnchen gegeben und damit gewährleistet, dass wir uns normal ernähren können. Drittens behält Christus die Realität im Blick: Er hat nicht übersehen, dass Vögel alt werden, Krankheiten sowie Feinden erliegen und ohne ausreichendes Futter zugrunde gehen: In Matthäus 10,29 sagt Christus, dass kein Sperling zur Erde *fällt*, ohne dass der Vater es weiß. (Wenn er fällt, ist er natürlich gerade gestorben.⁶¹) Er sagt auch nicht, dass kein Gläubiger je durch Hunger oder Kälte umkommen werde. Vielmehr bringt Christus Folgendes zum Ausdruck: Für die ganze Zeit, in der wir lernen, die Grundsätze des Reiches Gottes umzusetzen, für seine Ausbreitung zu wirken und sein Kommen zu erbeten, sorgt Gott dafür, dass wir auf dem Weg genügend Nahrung und Kleidung haben. Dabei bestimmt Gott den Zeitpunkt unseres Abscheidens aus dieser Welt. Wenn wir nach seiner Weisheit das Ziel des Weges erreicht haben, können wir auch durch Sorgen unsere Lebensspanne nicht um eine einzige Elle verlängern. Und nach dem Ende unseres irdischen Lebens brauchen wir weder Nahrung noch Kleidung. Warum sollten wir uns also um diese verhältnismäßig unwichtigen Dinge sorgen, wenn das Sorgen um die allerwichtigste Sache nutzlos ist (siehe 12,25)?

Nehmen wir ein praktisches Beispiel, das uns zeigt, wie all das unseren Alltag beeinflusst. In Bestechung und Korruption verwickelt zu sein, widerspricht natürlich den Prinzipien des Reiches. Ein Christ (ob Arbeiter oder Angestellter), dem mit Entlassung aus seiner Firma gedroht wird, wenn er sich nicht an unlauteren Geschäftspraktiken beteiligt, wird die Entlassung wählen und viele Opfer auf sich nehmen, um dem Reich treu zu bleiben. Aber Gott verheißt ihm genügend Güter, sodass er sich in dieser Welt weiterhin ganz praktisch der Herrschaft Gottes unterstellen kann. Nehmen wir andererseits einmal an, dass er sich aufgrund fehlenden Gottvertrauens an der Bestechung beteiligt, weil er seine Arbeitsstelle nicht verlieren, sondern sich und seine Familie weiterhin mit Nahrung und Kleidung versorgen will. Wenn man die Maßstäbe Christi anlegt, hat er damit den eigentlichen Sinn des irdischen Lebens, aufgrund dessen Nahrung und Kleidung ja überhaupt erst nötig sind, verfehlt.

61 A. d. H.: Vgl. z. B. »Hoffnung für alle«.

Wir sind viel vorzüglicher bzw. weitaus wertvoller als Vögel (siehe 12,24). In 12,6-7 verwendete der Herr fast identische Worte, um seine Jünger angesichts von Verfolgungen zu stärken. In 12,24 gebraucht er sie dann, um die Jünger in den zahlreichen Versuchungen einer Welt, in der es um Geschäft, Arbeit und Verdienst geht, zu stärken. In einigen Ländern leiden die Christen Verfolgung, in anderen nicht. Es ist möglich, dass die Versuchungen einer von Arbeit und Verdienst geprägten Alltagswelt manchmal schwerer zu ertragen sind als offene Verfolgung.

Christus hat von der Nahrung gesprochen (siehe 12,24). Nun redet er von Kleidung (siehe 12,27-28). Hier verwendet er nicht Vögel, sondern Blumen als Gegenstandslektion, denn jetzt geht es nicht um unseren größeren Wert, sondern darum, dass wir viel länger auf Erden leben. Blumen blühen nur ganz kurz, und doch wendet Gott so große Sorgfalt auf, um sie zu schmücken. Sie haben ein so kurzes Leben, dass wir gedacht hätten, es lohne sich nicht, sich derart zu bemühen, sie entsprechend auszustatten. Gott urteilt anders. Sollte Gott (der an den Lilien und an Salomo demonstriert, dass er kein Vertreter eines öden Nützlichkeitsdenkens ist) dann nicht dafür sorgen, dass wir gekleidet und geschmückt sind, wo wir doch viel länger leben?

12,22-31 hat demnach die Frage behandelt, wie wir Nahrung und Kleidung bekommen; 12,32-34 befasst sich nun mit der Frage, was wir mit den Gütern des Lebens tun sollen, wenn wir sie einmal bekommen haben: »Verkauft eure Habe und gebt Almosen« (12,33). Um diesen Befehl im rechten Verhältnis zu sehen, müssen wir den Zusammenhang beachten. Christus besteht nicht darauf, dass ein Christ nichts besitzen dürfe. Martha sündigte nicht, weil sie ein Haus besaß (siehe 10,38), in dem Christus selbst gern weilte. Ebenso wenig sagt er, dass es einem Christen nicht erlaubt sei, Schätze zu besitzen. Ganz im Gegenteil: Er sollte danach trachten, möglichst viele dauerhafte Schätze zu haben. Das bedeutet allerdings, dass er so viel wie möglich auf die Himmelsbank überweist, wo es nicht verloren gehen, nicht gestohlen werden, keiner Entwertung unterliegen und nicht den Weg alles Irdischen gehen kann. Das wiederum bedeutet, dass er so viel wie irgend möglich den Armen (jeglicher Art) geben sollte.

Hier hindert die Furcht den Betroffenen am meisten daran, Christus zu gehorchen (siehe 12,32). Unsere kleinen Besitztümer sind in unseren Augen so wichtig und wertvoll, dass wir Angst davor haben, sie her-

zugeben und damit zu verlieren. Um dieser Angst entgegenzuwirken, stellt Christus unsere Besitztümer in die richtige Perspektive: »Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat eurem Vater wohlgefallen, euch das Reich zu geben.« Man beachte die Vergangenheit. Es hat Gott gefallen, das zu tun; er hat es vorgezogen, so zu handeln. Ja, das Erbe ist durch einen unwiderruflichen Bund bestätigt und gewährleistet worden (siehe Gal 3,15-29). Sollten wir uns als Erben eines ewigen Reiches davor fürchten, ein paar irdische Besitztümer herzugeben? Ja, wir müssten uns vielmehr davor fürchten, zu viel von unserem Besitz festzuhalten und damit die Gelegenheit zu verpassen, ihn in ewige Schätze umzuwandeln (siehe 12,33). Lasst uns zu Gott beten, dass wir nicht in den Fallstrick der Pharisäer geraten (11,39-41): Sie waren in äußerlicher und formeller Hinsicht fromm, aber in ihrem Tun boshaft und habsüchtig.

In 12,35-48 wendet sich Christus nun einem nächsten Gedanken zu, der den Jüngern die rechte Perspektive für die irdischen Besitztümer vermittelt: die Wiederkunft des Herrn. Die Lektion beinhaltet zwei Aspekte. Erstens (siehe 12,35-40) müssen wir verhindern, dass wir nicht mehr für das Kommen des Herrn bereit sind, weil materielle Güter uns gefangen nehmen. Zweitens (siehe 12,41-48) sollen wir bedenken, dass bei seinem Kommen all seine Knechte vor ihm Rechenschaft ablegen müssen über den Umgang mit ihrem irdischen Besitz und allen anderen Gaben sowie Gütern, die er ihnen anvertraut hat.

Und damit zum ersten Aspekt: Wir kennen die Zeit der Wiederkunft Christi nicht. Doch unabhängig davon, wann er kommen mag, er erwartet von uns (und zwar mit Recht), dass er uns in der Stellung als Knechte findet. Um einen von ihm selbst verwendeten Vergleich aufzugreifen: Wir erwarten ja, dass Gott uns antwortet, wenn wir anklopfen (siehe 11,9). Dementsprechend ist es nur recht und billig, dass wir bereit und gewillt sind, jeden Dienst anzunehmen, wenn Christus kommt, bei uns anklopft und uns das Entsprechende aufträgt (siehe 12,36). Materielle Güter neigen dazu, uns so in Beschlag zu nehmen, dass wir den Herrn vergessen und uns kaum Zeit nehmen, mit ihm Gemeinschaft zu haben oder ihm zu dienen. Wenn er uns bei seiner Wiederkunft in diesem Zustand überrascht, stellt sich die Frage: Wie sollten wir angesichts dessen dafür gerüstet sein, dass uns jenes Maß an inniger, persönlicher Gemeinschaft mit ihm gewährt wird, die er seinen treuen Knechten ver-

heißt (siehe 12,37)? Zudem soll der Alltag mit seinen Sorgen um Arbeit, Nahrung und Kleidung dasjenige Übungsfeld sein, auf dem wir lernen, die Regeln des Reiches Gottes in die Praxis umzusetzen. Angenommen, wir haben wie die Weltmenschen (siehe 12,30) das Leben nur dazu verwendet, für uns selbst irdische Schätze aufzuhäufen, oder wir sind wie die Pharisäer von 11,42 kaum darum bemüht gewesen, die Liebe und die Gerechtigkeit bzw. das Recht Gottes im Alltag zu praktizieren. Wie können wir dann erwarten, dass wir beim Kommen des Herrn plötzlich bereit sind, mit ihm zu herrschen (siehe 2Tim 2,12), um als die ausführende Gewalt in seinem Reich Liebe und Gerechtigkeit durchzusetzen?

Die zweite Lektion wird uns durch jene Analogie vermittelt, die uns mit dem Verwalter eines großen Anwesens vergleicht. Sein Herr hat ihm alle Güter unterstellt, damit er sie in der Zeit seiner Abwesenheit zum Wohl seiner Mitknechte gebraucht. Um die Analogie zu verstehen und richtig anzuwenden, sollten wir zunächst die Frage beachten, die Petrus im Anschluss an die erste Lektion stellte: »Herr, sagst du dieses Gleichnis im Blick auf uns (d. h. hinsichtlich der wahrhaft Bekehrten, die als Jünger im biblischen Sinne gläubig sind) oder auch auf alle (d. h. einschließlich der Nichtwiedergeborenen, die keine Christen sind)?« (12,41). Die Antwort des restlichen Neuen Testaments auf diese Frage lautet, dass wahre Jünger Christi zu Verwaltern besonderer geistlicher Gaben berufen sind (siehe 1Kor 4,1-5; Tit 1,7; 1Petr 4,10-11) und auch im Falle materieller Güter sowie natürlicher Gaben kein Mensch im absoluten Sinne Eigentümer all dessen ist. Es sind also *alle Menschen* lediglich Verwalter. Wir haben nichts in die Welt hereingebracht, und so werden wir alle wie der törichte Kornbauer (siehe 12,20) nach dem Tod nichts aus der Welt hinausbringen können. Güter und natürliche Gaben sind den Menschen von Gott vorübergehend anvertraut worden, damit sie diese zum Wohl ihrer Mitmenschen gebrauchen.

Derjenige, der wahrhaft an Christus glaubt, erweist sich als solcher gerade darin, dass er ein treuer Verwalter ist. Wenn Christus wiederkommt, wird der Gläubige für seine Treue in den Dingen dieses Lebens damit belohnt werden, dass ihm unendlich viel Größeres anvertraut wird (siehe 12,42-44). Es ist jedoch auch möglich, dass sich jemand als untreuer Verwalter erweist und das ihm Anvertraute veruntreut, indem er seinen materiellen Besitz und seine natürlichen Gaben nur dazu verwendet, um sich selbst zu gefallen, seine Mitmenschen zu hinter-

gehen, die Armen zu bedrücken oder die Knechte des Herrn zu verfolgen (wie die Pharisäer und Gesetzeslehrer von 11,47-51). Dann beweist er damit, dass er ein Ungläubiger ist. Wenn Christus wiederkommt, wird sein Urteil über ihn entsprechend ausfallen, wobei der Betreffende auch so behandelt werden wird.⁶² Gewiss, es gibt verschiedene Grade der Treue oder Untreue, und der treueste Gläubige wird freimütig bekennen, dass er ein unnützer Knecht ist (siehe 17,10). Aber in 12,45-46 beschreibt unser Herr einen extremen und damit eindeutigen Fall. Ungeachtet dessen, was ein Mensch mit den Lippen auch bekennt, gilt: Wenn sein Handeln fortwährend und umfassend der christlichen Gesinnung widerspricht, ist er kein wahrer Gläubiger (siehe Eph 5,5; 1Jo 3,10), wobei die Wiederkunft Christi sein eigentliches Wesen offenbaren wird. Darum wollen wir achtgeben, dass wir beim Kommen des Herrn sowohl hinsichtlich des Segens (siehe 12,37-38) als auch bezüglich der Belohnung (siehe 12,44) die notwendigen Voraussetzungen als wahre Knechte Christi mitbringen.

Die Erwähnung der Strafe, die den Ungläubigen bei der Wiederkunft treffen wird, veranlasst schließlich unseren Herrn, die zwei Grundsätze zu nennen, nach denen er richten wird. Erstens wird die Strafe umso größer sein, je besser man den Willen des Herrn kannte. (Dies gilt natürlich nur dann, wenn man nicht nach ihm getan hat [siehe 12,47-48].) Zweitens ist die Verantwortung umso größer, je mehr einem anvertraut worden war (siehe 12,48).

3. *Opposition erregen (12,49-53)*. Zu Beginn des gegenwärtigen Satzes haben wir festgestellt, wie sich Christus während seines Erdenlebens weigerte, »Richter oder Erbteiler« der Menschen zu sein (12,14). In 12,41-48 hat er nachdrücklich darauf hingewiesen, dass er hingegen bei seiner Wiederkunft derjenige sein wird, der alle Menschen richten und ihnen das zuteilen wird, was ihnen gebührt. In diesem abschließenden Abschnitt von Satz 3 lässt Christus nun erkennen, dass er in einem gewissen Sinn schon im gegenwärtigen Zeitalter die Menschen voneinander scheidet und damit ihnen bereits jetzt »zuteilt«, was ihnen auf-

62 Das griechische Wort *apistos* kann sowohl »untreu« als auch »ungläubig« bedeuten. Entsprechend wird das Wort *pistos* in 12,42 zutreffend mit »treu« und nicht mit »gläubig« übersetzt. Aber in 12,46 geht es um die Anwendung der Analogie. Dort steht *apistos* sicher für »ungläubig«, so wie es überall sonst im NT der Fall ist, wenn ein Ungläubiger gemeint ist.

grund ihrer Gesinnung zukommt: Entgegen landläufiger Meinung ist er nicht gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen, sondern Feuer und Trennung bzw. Entzweiung (siehe 12,49.51).

Diese Aussage muss man wie immer im Zusammenhang lesen. Hier soll nicht im Voraus der Wahrheit widersprochen werden, die später im NT bezeugt wird: »Und er kam und verkündigte Frieden, euch, den Fernen, und Frieden den Nahen« (Eph 2,17). Aber die Menschen sind Sünder und stehen unter der Macht Satans. Um Frieden mit Gott zu bekommen, müssen sie aus ihrem Schlaf der Selbstzufriedenheit geweckt werden, Buße tun, glauben und sich retten lassen. Schon der Versuch, den Menschen die Augen über ihren wahren Zustand zu öffnen, wird sowohl menschlichen als auch satanischen Widerstand erregen – wie wir bereits gesehen haben (11,15; 11,53-54) und in 13,14-17 wieder sehen werden. Und da nicht alle Buße tun und errettet werden wollen, muss es zu Trennungen und damit zu den entsprechenden zeitlichen und ewigen Konsequenzen kommen. Christus trieb nicht ein Spiel mit seinen Zeitgenossen, als er über Sünde und Erlösung sprach; die Verkündigung war für ihn kein Zeitvertreib. Er war nicht gekommen, um den Menschen zu sagen, dass es gleichgültig sei, was man glaube. Er behauptete nicht, dass es zwischen Gut und Böse sowohl aus irdischer als auch aus ewiger Sicht keinen wirklichen Unterschied gebe. Nie lehrte er, dass es nicht wichtig sei, ob man dem Evangelium glaubte oder nicht, bzw. ob man den Retter annahm oder verwarf. Sein Kommen rief vielmehr Trennungen hervor. Man musste eine Entscheidung treffen: für oder gegen Christus (siehe 11,23), für Gott oder den Teufel (siehe 11,15-20), für Heil oder Verdammnis, für Himmel oder Hölle. Und wenn die Entscheidung eine Trennung mitten durch die Familie forderte, dann war auch diese unumgänglich (siehe 12,52-53).

Bisher hatte Christus im Verlauf von etwa zwei Jahren seiner Generation gepredigt, und früher oder später würde zwangsläufig der Zeitpunkt kommen, da sie sich entscheiden musste. In einem gewissen Sinn wartete unser Herr mit großer innerer Anspannung darauf, dass dieser Moment kam: »Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie wünschte ich, es wäre schon angezündet« (12,49; RELB). Und doch würden die Konsequenzen der Entscheidung für Israel so ernst sein, dass Gott in seinem unermesslich großen Erbarmen seinem Volk die endgültige Entscheidung in Bezug auf Jesus nicht abverlan-

gen würde, bevor ihm das umfassende Zeugnis seiner *Taufe* vorgelegt worden war. Es ging also um Jesu Leiden und Tod, um seine Grablegung sowie seine Auferstehung (siehe 12,50) und damit letztlich um sein Versöhnungswerk, für das er alles gab. Ja, der Zweck seines Kommens bestand u. a. darin, »seine Tenne ... zu reinigen« (3,17). Aber in seinem göttlichen Erbarmen wollte er die Spreu nicht sogleich »mit unauslöschlichem Feuer« verbrennen: Zunächst würde er nämlich mit seinen Leiden unter dem Zorn Gottes allen Bußfertigen die Möglichkeit eröffnen, aus diesem Feuer errettet zu werden.

4. Die Zeit und die Zeitpunkte recht einschätzen (12,54 – 13,21)

1. *Die Volksmengen und Zeichen (12,54-59)*. Das Thema des Gerichts, das in den drei ersten Sätzen dieser Phase derart im Vordergrund gestanden hat, beherrscht auch diesen abschließenden Satz. Hier verleiht der Herr dem Thema noch eine besondere Dringlichkeit, indem er zu bedenken gibt, wie die Zeit läuft und wie kurz die Spanne zwischen dem jetzigen Augenblick und dem herannahenden Gericht ist (das sowohl irdischer als auch ewiger Art ist). Außerdem verweist er darauf, wie lange die Strafe dauert, die das Höchste Gericht verhängt. Die Lektionen, die der Herr in diesem letzten Satz lehrte, galten natürlich seinen Zeitgenossen in ihrer besonderen historischen Situation. Ihre grundlegenden Prinzipien sind aber auch noch heute gültig.

Die erste Lektion war, dass das Gericht nahe bevorstand. Dabei rügte Christus die Heuchelei der Leute, weil sie vorgaben, es nicht zu sehen. Sie konnten die Zeichen der Natur deuten und beurteilen, ob Sturm oder Hitze kommen würde. Wieso waren sie da außerstande, die Zeichen des moralischen und geistlichen Sturms zu erkennen, der sich vor ihren Augen zusammenbraute (siehe 12,54-56)?

Als Erstes konnten die Leute spüren, wie die Feindschaft von einigen führenden Schriftgelehrten, Pharisäern und Sadduzäern gegen ihn wuchs. Was kündigte diese Feindschaft wohl an? Was gab es diesbezüglich in einer Nation, die eine lange Geschichte hinter sich hatte, deren Verlauf weithin von Prophetenverfolgung gekennzeichnet war? Die Anklagen, die sie gegen ihn schon vorgebracht hatten, waren keine

Kleinigkeiten. Einige hatten sich bereits dazu verstiegen, ihn einen Verbündeten Satans zu nennen (siehe 11,15). Die Anklage war zwar absurd, aber sie zeigte, wie entschlossen man war, seine göttliche Sendung zu leugnen. Das wiederum bedeutete, dass es bald zu einem religiösen Prozess kommen musste, dessen Ausgang von vornherein feststand: Anklage wegen Gotteslästerung mit nachfolgendem Todesurteil. Warum konnten die Leute dies nicht sehen?

Und dann konnten die Vertreter der jüdischen Obrigkeit endlich ihren Willen durchsetzen und ihn der Hinrichtung übergeben. Doch was würde das bedeuten? So gewiss, wie auf den Südwind Hitze folgte, so gewiss würde nach dem Justizmord am Gesalbten des Herrn (siehe 4,18) der Zorn Gottes über Israel kommen. Das Volk war sowohl aufgrund seiner moralischen Grundsätze als auch infolge seiner Geschichte gewarnt, dass das Gericht unausweichlich war. Als Israel in früheren Jahrhunderten seine Propheten verworfen und verfolgt hatte, war als göttliches Gericht das Exil über das Volk verhängt worden. Christus war größer als Salomo, Jona und alle Propheten. Er war tatsächlich der Kommende, den die Propheten angekündigt hatten (siehe 4,14-21). Die Pharisäer und Gesetzeslehrer widersprachen dem Anspruch, den Christus diesbezüglich erhob, mit aller Heftigkeit. Wenn sie ihren Widerstand bis zu seiner Hinrichtung trieben, würde der Fall ihren Händen entzogen und dem göttlichen Gericht übergeben werden. Und jenes Gericht würde eine in jeder Beziehung harte und lange Strafe über Israel verhängen (siehe 12,57-58). Die Angehörigen des Volkes mussten sich jetzt in aller Ernsthaftigkeit und sehr schnell Gedanken machen, damit sie endlich erkannten, wie sehr sie in ihrem Widerstand gegen ihn auf verlorenem Posten standen und welche starken Argumente Gott angesichts ihrer Sünden ins Feld führen konnte. Sie mussten versuchen, mit Jesus ins Reine zu kommen, bevor es zu spät war.

Wir wissen natürlich, was geschah. Die offiziellen Vertreter des Volkes Israel verharrten in ihrem Widerstand und verurteilten Jesus wenige Monate später zum Tod. Von ihm heißt es, dass er nicht widerstrebte und sich nicht rächte, sondern »sich dem übergab, der gerecht richtet« (1Petr 2,23). Der oberste Richter stellte Jesu Ehre wieder her, indem er ihn aus den Toten auferweckte und den Heiligen Geist in dessen Namen sandte (siehe Joh 16,8-11; Apg 2,33.36). Dann gewährte Gott Israel nochmals eine Zeit, damit es Buße tun konnte. Aber als die An-

gehörigen des Volkes sich in ihrer großen Mehrheit weigerten, Buße zu tun, kam »der Zorn« Gottes »völlig über sie« (1Thes 2,16). Israel wurde unter die nichtjüdischen Völker zerstreut, während Jerusalem den Heiden übergeben wurde, sodass sie es zertreten konnten, bis die Zeiten der Nationen vollendet wären (siehe Lk 21,24). Es sollte für Israel sehr lange dauern, bis es auch den letzten Heller⁶³ bezahlt hätte.⁶⁴

Die Tatsache, dass Israel *als Volk* die zeitlichen Gerichte Gottes erfahren musste, ist jedoch nur ein Teil der ganzen Angelegenheit. Es muss nämlich noch die zwischen jedem *einzelnen* Juden und Christus anstehende Sache geklärt werden. Dazu gehört auch die Möglichkeit, dass sie im letzten Gericht verhandelt wird, wo der oberste Richter das endgültige Urteil fällen wird. Sobald wir aber dies bedenken, müssen wir erkennen, dass nicht nur die Juden, sondern auch wir als Heiden in der gleichen Lage sind. Das Leben ist eine Reise, die bald zu Ende ist, und nach dem Tod kommt das Gericht (siehe Hebr 9,27). Wir täten alle gut daran, unser Verhältnis zu Christus zu regeln, bevor wir das Ende des Weges erreicht haben, damit unser Fall nie vor jenes Gericht kommt.

Christus ist niemandes Gegenpartei vor Gericht ([Prozessgegner] entsprechend der Bedeutung des griechischen Wortes *antidikos*, das im Deutschen wie in 12,58 gewöhnlich mit »Widersacher« übersetzt wird). In dieser Eigenschaft tritt auch der Teufel auf, der in 1. Petrus 5,8 als »Widersacher« bezeichnet wird. Christus wird vor dem Vater niemanden verklagen, weder Juden noch Heiden (siehe Joh 5,45). Doch genau das tut der Teufel fortwährend (siehe Offb 12,10). Andererseits bezeugt uns Christus, dass ein gerichtliches Verfahren gegen uns noch anhängig ist: Unsere Werke sind böse (siehe Joh 7,7), und er bittet uns inständig, seine Errettung anzunehmen. Wenn wir ihm diesbezüglich widersprechen oder ihn ignorieren und unser Fall vor das letzte Gericht kommt, dann kann nach seinen warnenden Worten unser Urteil nicht anders als »schuldig« lauten. Dann müssen wir unweigerlich mit einer ewigen Strafe rechnen (siehe Joh 3,18-19.36). Er drängt uns daher, unseren Fall

63 A. d. H.: Vgl. z. B. UELB, Luther 1912 und Luther 1984.

64 Selbstverständlich entschuldigt die Tatsache, dass Gott die Heiden als Werkzeug gebrauchte, um seine zeitlichen Gerichte über Israel zu bringen, deren Grausamkeiten nicht. Das gilt auch für die Gräueltaten Assyriens gegenüber Israel. Die Heiden werden für ihren Antisemitismus noch ihre Strafe bekommen; siehe Jesaja 10,5-15.

selbst zu beurteilen und ihn noch zu Lebzeiten regeln, damit er nie vor das Endgericht kommt, wo das letzte Urteil gesprochen wird.

An anderer Stelle im Neuen Testament sagt er uns in einfachen und direkten Worten, wie das geschehen kann: »Wer mein Wort hört und dem glaubt, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern ist aus dem Tod in das Leben übergegangen« (Joh 5,24). Der Wortlaut dieses Verses ist im Griechischen eindeutig und klar. Er belässt es nicht bei der einfachen Feststellung, dass der Gläubige nicht verdammt werden wird, obwohl das natürlich stimmt. Vielmehr verheißt er, dass der Fall des Betroffenen nie vor Gericht kommt; der entsprechende Fall ist bereits erledigt worden, und der Glaubende ist schon aus dem Tod in das Leben hinübergegangen (vgl. Röm 8,1⁶⁵).

Nun bemühen sich zahlreiche Menschen aber nicht darum, Angelegenheiten wie diese mit Christus in Ordnung zu bringen, weil sie nicht erkennen, wie man dies tun kann. Irgendwie hat sich in ihrem Kopf festgesetzt, dass es unmöglich sei zu wissen, wie das Urteil ausfällt, das beim letzten Gericht gesprochen wird. Sie brauchen Christus, welcher der Richter bei diesem Gericht sein wird (siehe Joh 5,22). Er muss ihnen die Zusicherung geben, dass dies sehr wohl möglich ist.

Andere halten es nicht für zwingend nötig, diese Angelegenheiten mit Christus in Ordnung zu bringen. Sie haben noch nicht gemerkt, dass ihr Fall hoffnungslos ist und Gott dies bereits in seinem Wort festgestellt hat (siehe Röm 2,1; 3,19-23). Sie lassen sich durchs Leben treiben und gehen dem Tag des letzten Gerichts entgegen. Dabei trösten sie sich mit einem angenehmen, aber völlig abwegigen Gedanken: Sie seien zwar nicht perfekt, aber auch nicht so schlecht, dass sie verdammt werden müssten, meinen sie. Wenn sie in dieser unrealistischen Sichtweise verharren, werden sie unausweichlich verdammt werden. Sie haben es dringend nötig, sich zeigen zu lassen, wie es um ihren Fall wirklich steht. An sie bzw. an ähnlich gesinnte Leute richten sich die nächsten Lektionen Christi.

65 A. d. Ü.: Dies kann man jedoch nicht aus dem Wortlaut des Textus Receptus (z. B. Schlachter 2000) ableiten, der dort wie auch an anderen Stellen (z. B. Offb 22,14) die Reinheit des Evangeliums infrage stellt, indem er den nicht zum Text gehörigen Zusatz anfügt: »... die nicht gemäß dem Fleisch wandeln, sondern gemäß dem Geist«. Damit wäre die Gabe des ewigen Lebens wieder einer menschlichen Bedingung unterworfen.

2. *Lektionen über Buße (13,1-9)*. Die erste Lektion befasst sich hier mit der Frage, wie wir Grausamkeiten sehen sollten, die z. B. Pilatus an einigen Galiläern beging (siehe 13,1-2). Anschließend geht es um die rechte Beurteilung von Unfällen (wie desjenigen, bei dem etliche Menschen ums Leben kamen, als der Turm in Siloam einstürzte; siehe 13,4). Da die Zeitgenossen Christi wie viele andere vor und nach ihnen an Gottes Vorsehung glaubten, neigten sie offensichtlich zu der Meinung, dass die Opfer dieser Gräueltaten und Katastrophen außerordentlich schwere Sünden begangen haben mussten: Sie hätten diese geheim gehalten, jetzt aber seien sie ans Licht gekommen, als dieses besondere Leid unter der Zulassung Gottes über sie hereingebrochen sei, um sie für jene Sünden zu strafen. Christus sagte, dass diese Auslegung falsch sei.

Der heutige Humanist stellt fest, dass Grausamkeiten und Katastrophen oft über »gute Leute« kommen, während ausgemachte Schurken häufig verschont bleiben. Diese offenkundige Ungerechtigkeit, so ihre Schlussfolgerung, beweise, dass kein Gott existiere. Auch diese Interpretation ist falsch.

Gott lässt gewisse schreckliche Ereignisse, Unglücke und Katastrophen über Einzelne oder ganze Nationen als zeitliche Strafe für besonders schwere Sünden kommen. Aber nicht alle Grausamkeiten und unheilvollen Dinge darf man als Gottes Heimsuchung für bestimmte Sünden ansehen. Um aus diesen Ereignissen die richtige Lehre zu ziehen, müssen wir von einer ganz anderen Seite an die Sache herangehen. Wir sind alle Sünder. Wenn wir uns mit den anderen Leuten vergleichen, werden wir tatsächliche und oft große Unterschiede feststellen. Es sind jedoch lediglich graduelle Unterschiede. Sie ändern nichts an der Tatsache, dass wir alle gegenüber Gottes Forderungen kläglich versagen. Wir sind alle schuldig. Von uns vorgebrachte Entschuldigungen zählen nicht. Wir alle rufen Gottes Missfallen hervor. Wir haben alle unser Leben verwirkt (siehe Röm 1,18-20; 2,1; 3,19). Das Erstaunliche ist nicht, dass unter Gottes Zulassung einige Menschen Opfer abscheulicher Gewalt und schlimmer Unfälle werden. Vielmehr geht es darum, dass überhaupt jemand verschont wird. Christus bezeugt es zweimal (siehe 13,3.5), dass wir, wenn wir nicht Buße tun, alle gewiss umkommen werden. Dabei müssen wir nicht unbedingt durch ein irdisches Unglück oder auf grausame Weise ums Leben kommen, aber unter dem ewigen Zorn des allmächtigen Gottes bleiben wir in jedem Fall. Was

besagt zudem die Tatsache, dass wir noch nicht umgekommen sind? Sind wir in irgendeiner Weise besser als andere, die durch ein Unglück oder eine Schreckenstat in die Ewigkeit weggerafft worden sind? Keineswegs! Der Grund ist ein ganz anderer, wie die zweite Lektion in diesem Abschnitt verdeutlichen will.

Die zweite Lektion (siehe 13,6-9) wird in Form eines Gleichnisses dargeboten. Da war ein Feigenbaum, an dem der Besitzer drei Jahre hintereinander Frucht suchte. Da er nichts fand, befahl er, ihn abzu-hauen; aber der Gärtner bat um ein weiteres Jahr Aufschub, in dessen Verlauf er durch sorgfältige Pflege alles in seinen Kräften Stehende versuchen wollte, um dem Baum zum Fruchttrogen zu verhelfen. Sollte er danach noch immer keine Frucht tragen, könne der Besitzer ihn fällen lassen. Man konnte nicht verlangen, dass er über das zusätzliche Jahr hinaus noch länger wartete.

Es ist nicht ganz klar, wie viele der Einzelheiten in diesem Gleichnis allegorische Bedeutung haben sollen; drei Lektionen treten jedoch deutlich hervor: Erstens sagt Christus seinen Zeitgenossen, dass Gott sie nicht endlos schonen werde, wenn sie weiterhin keine Frucht brächten, die Gott gefiel. Das gilt natürlich auch für jeden anderen Menschen in diesem Zustand.

Zweitens sollten wir auf den Unterschied zwischen den hier befindlichen Worten Christi und dem achten, was Johannes der Täufer seinerzeit gesagt hatte (siehe 3,9). Johannes gebrauchte die gleiche Bildersprache und sagte dem Volk, dass die Axt schon an die Wurzel der Bäume gelegt worden sei. Sie warte nur auf den Befehl des Besitzers. Zum gegebenen Zeitpunkt würde der Gärtner die Axt nehmen, um die nutzlosen Bäume abzu-hauen. Aber als Christus das vorliegende Gleichnis erzählte, hatte der Besitzer diesen Befehl längst erteilt. Er hatte drei Jahre (die Zeit des öffentlichen Dienstes des Herrn?) auf Frucht der Buße gewartet. Da er jedoch keine solche fand, hatte er den Befehl gegeben, den Feigenbaum abzu-hauen. Der Baum wäre auch schon gefällt worden, hätte der Gärtner nicht beim Besitzer um Aufschub gebeten, um dem Baum doch noch die verlangte Frucht abringen zu können. Dabei tat er alles in seinen Kräften Stehende, um den erhofften Ertrag hervorzubringen. Die Gnadenzeit jener Generation, die in den Erdentagen Christi lebte, war demnach abgelaufen; und auch unsere Zeit geht dem Ende entgegen (siehe 2Petr 3,9-12). Wir betrügen uns

selbst, wenn wir denken, der Urteilsspruch des letzten Gerichts gegen die Unbußfertigen und Ungläubigen sei noch unsicher. Das Urteil ist längst ergangen (siehe Röm 3,19). Wir müssen Buße tun, sonst kommen wir um.

Drittens hatten die Zeitgenossen Christi – wie auch wir – die Stundung nicht damit verdient, dass sie etwas Gutes oder Verdienstliches an sich hatten, und schon gar nicht wegen irgendeiner moralischen Überlegenheit gegenüber anderen Menschen, die sie als besonders große Sünder ansahen. Sie verdankten die Stundung, wenn wir das Gleichnis so verstehen dürfen, der Fürsprache Christi. Gewiss hatten wir in 12,49-53 gesehen, dass er als Gottessohn mit großer innerer Anspannung darauf wartete, das Feuer auf die Erde zu werfen, um die endgültige Entscheidung herbeizuführen. Hier sehen wir die andere Seite seiner Wesensart: Gerade dieser Jesus ist es, der in seinem göttlichen Erbarmen inständig für das Volk um Aufschub der Urteilsvollstreckung bittet, damit die Menschen noch einmal Zeit und Gelegenheit bekämen, um Buße zu tun und sich retten zu lassen.

3. Sieg über die Opposition (13,10-21). Wir kommen jetzt zum letzten Abschnitt von Satz 4. Wie die beiden ersten Abschnitte behandelt auch er die Tatsache, dass die Zeit so kurz ist. Doch während die beiden ersten Abschnitte mit sehr ernsten Worten uns darauf hinwiesen, dass der Mensch sehr wenig Zeit hat, um Buße zu tun und gerettet zu werden, zeigt dieser Abschnitt die andere, freudigere Seite dieser Angelegenheit: Wie lange einer auch von Satan verklavt gewesen sein mag – der Betreffende, ob Mann oder Frau, kann augenblicklich befreit werden. Was Gott betrifft, muss niemand auch nur fünf Minuten warten, um diese Rettung zu erleben. Diese Lektion musste der Herr aber angesichts des offenen Widerstands durch einen Synagogenvorsteher vermitteln. Dieser war der Ansicht, dass die Befreiung der Frau mit Rücksicht auf Gottes Gesetz hätte warten müssen, bis der Sabbat vorbei war. Wir müssen daher beachten, wie der Zustand der Frau beschaffen war, wie das Wunder aussah, das Christus an ihr tat, und worin die wahre Bedeutung des Sabbats bestand.

Wir hatten bereits auf S. 264f. bei dem Bericht über die Heilung des Stummen in 11,14-26 gesehen, dass es sich nicht nur um eine Heilung, sondern auch um ein Gleichnis handelte. Das gilt, wie wir leicht

feststellen, auch für die Heilung der Frau in unserer vorliegenden Geschichte. Was immer ihre Krankheit auch gewesen sein mag, sie hatte der Frau einen wichtigen Bestandteil ihrer Menschenwürde geraubt. Sie war stets zusammengekrümmt und unfähig, sich aufzurichten. Das war einerseits ein rein körperlicher Zustand, andererseits umfasst der aufrechte Gang des Menschen mehr als einen bloßen anatomischen Tatbestand. Wie die Fähigkeit der Sprache, die der Dämon dem Stummen genommen hatte (11,14-26), ist er etwas ausgesprochen Menschliches, der passende körperliche Ausdruck der Würde, die dem Menschen in moralischer, geistlicher und stellungsmäßiger Hinsicht verliehen worden ist, weil er der Beauftragte des Schöpfers in dieser Welt sein soll. Er wurde im Bilde Gottes geschaffen, damit er über alle anderen Geschöpfe herrschen sollte (siehe 1Mo 1,26-27). Entsprechend ist der gebeugte Rücken die typische Körperhaltung des Lastträgers, des Sklaven unter dem Joch. Damit wird er zur naheliegenden und anschaulichen Metapher für die Folgen von Unterdrückung und Sklaverei. Zudem hatte der körperliche Zustand der Frau nicht nur Ursachen in jenem Bereich, den wir gerade betrachtet haben. Nach den Worten Christi war es eine Fessel Satans, womit dieser die Frau gebunden hatte. Er hat in seiner Bosheit von Anbeginn an beständig versucht, den Menschen seiner Herrschaft sowie Würde zu berauben und ihn auf die Ebene eines Sklaven herabzuziehen. Nur wenige Menschen, ob Männer oder Frauen, haben in körperlicher Hinsicht einen gebeugten Rücken, aber durch Schwächen dieser oder jener Art leiden alle Menschen unter moralischer und geistlicher Rückgratverkrümmung, woraus sie sich selbst nicht befreien können.

Eines Tages jedoch schleppte sich die Frau nach den Worten der vorliegenden Geschichte zur Synagoge, um das Wort Gottes zu hören, denn es war Sabbat. Welche Worte würde die Bibel für sie und für ihre erbärmliche Lage haben? In ihrer ursprünglichen Aussage hätte die Bibel, bevor sie durch pharisäische Auslegungstraditionen entstellt wurde, an entsprechenden Stellen klar genug zu ihr gesprochen. Vielleicht durch folgendes Wort: »Der siebte Tag ist Sabbat dem HERRN, deinem Gott: Du sollst keinerlei Werk tun ... und erinnere dich daran, dass du ein Knecht gewesen bist im Land Ägypten und dass der HERR, dein Gott, dich mit starker Hand und mit ausgestrecktem Arm von dort herausgeführt hat; darum hat der HERR, dein Gott, dir geboten, den Sabbattag zu feiern« (5Mo 5,14-15). Oder durch dieses Wort: »Ich

bin der HERR, euer Gott, der ich euch aus dem Land Ägypten herausgeführt habe, dass ihr nicht ihre Knechte sein solltet; und ich habe die Stäbe eures Joches zerbrochen und euch aufrecht gehen lassen« (3Mo 26,13). Der Synagogenvorsteher war aber ein Pharisäer. Er hätte im Gespräch mit ihr aus diesen Worten etwa Folgendes abgeleitet: Falls Gott je willens sein sollte, sie zu befreien und sie aufzurichten, würde er es gewiss nicht heute tun, denn heute war Sabbat. Daher würde es Gott nicht ehren, wenn sie am Sabbat von ihrer Fessel befreit werden würde. Aber bevor er Gelegenheit hatte, etwas zu sagen, streckte Christus seine mächtigen Arme zu ihr aus und legte ihr die Hände auf. Außerdem sagte er: »Frau, du bist befreit von deiner Schwäche!« »Und sogleich richtete sie sich auf und verherrlichte Gott« (Lk 13,12-13).

Der Synagogenvorsteher war empört und ungehalten. Er versuchte, dem Volk beizubringen, dass es falsch sei, am Sabbat zu kommen und sich heilen zu lassen. Aber Christus entlarvte seine Heuchelei und brachte ihn zum Schweigen. Er und andere Leute dieses Schlages hatten nichts dagegen, ihre Ochsen und Esel am Sabbat im Stall loszubinden und zur Tränke zu führen, weil sie dies für einen notwendigen Akt des Mitgefühls hielten. Hier ging es aber um kein Tier, sondern um einen Menschen. Außerdem war diese Frau nicht nur ein Menschenkind, sondern auch eine Tochter Abrahams (siehe 13,16), des Freundes Gottes. Wie dieser war sie berufen, vor dem Angesicht Gottes zu wandeln (siehe 1Mo 17,1). 18 Jahre lang hatte Satan sie mit seiner Fessel gebunden und so zusammengekrümmt, dass sie ihren Kopf nicht mehr erheben und nicht mehr himmelwärts blicken konnte. Selbst wenn sie ihre Mitmenschen anschauen wollte, war dies äußerst mühsam. In dieser überaus grässlichen Knechtschaft konnte sie sich nur mit Mühe vorwärtsschleppen. Sollte man Tiere bemitleiden, sie dagegen nicht? Durfte man einer gesetzlichen Religion erlauben, den ohnehin schon gebeugten Rücken dieser Frau noch mit zusätzlichen Lasten, die sowieso keiner tragen konnte (siehe 11,46), zu beschweren? Christus nahm das nicht hin, sondern forderte, dass die Befreiung eines Menschen von der Fessel Satans eine Notwendigkeit war, die keinen Aufschub duldete. So wurde die Befreiung gerade am Sabbat vollbracht, was in jeder Beziehung angemessen war.

Als der Herr das sagte, wurden der Synagogenvorsteher und alle anderen beschämt, die ebenso gesinnt waren. Die ganze Volksmenge

aber freute sich über all die herrlichen Dinge, die Christus tat (siehe 13,17). Christus hatte triumphiert. Zwar war die Befreiung und Heilung einer unbekanntes Frau in einer namentlich nicht genannten Synagoge in Israel in gewisser Hinsicht ein sehr kleiner Triumph. Aber aus dem kleinen Samen dieses Sieges sollte ein Baum wachsen, viel größer und majestätischer als der Baum Nebukadnezars (siehe Dan 4,7-19). Seine Äste würden sich dereinst bis in alle Winkel des Universums erstrecken, bis die Schöpfung selbst – von der Knechtschaft des Verderbens zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes befreit – unter seinem herrlichen Regiment Sicherheit, volle Genüge und Freude finden würde. Diese geistlichen Güter würden allen Erlösten im gesamten Universum zuteilwerden. Das Werk Christi auf Erden begann unscheinbar; nur wenige der damals Lebenden hatten von ihm gehört. Aber wie der im Mehl verborgene Sauerteig sollte es sich ausbreiten, bis im Himmel, auf der Erde und in der Hölle kein Ort mehr wäre, der nicht die Kraft seiner siegreichen Vollmacht verspürte (13,18-21).

Seither hat der auferstandene Christus seinen Kampf gegen alle Verdrehungen des Evangeliums Gottes weitergeführt, welche die Menschen in Knechtschaft halten oder nach erfahrener Befreiung wieder in Knechtschaft bringen wollen. Hören wir, wie er durch den Mund des Petrus protestiert: »Nun denn, was versucht ihr Gott, indem ihr ein Joch auf den Hals der Jünger legt, das weder unsere Väter noch wir zu tragen vermochten?« (Apg 15,10). Lesen wir, was er durch die Feder des Apostels Paulus zum Ausdruck bringt: »Für die Freiheit hat Christus uns frei gemacht; steht nun fest und lasst euch nicht wieder unter einem Joch der Knechtschaft halten« (Gal 5,1). Möge er uns zu seinen Mitarbeitern machen. Er will die Augen unserer Mitmenschen auf-tun, »damit sie sich bekehren von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott« (Apg 26,18), bis der von seiner Stummheit erlöste Mann und die von ihrer Schwachheit befreite Frau »im Leben herrschen« (siehe Röm 5,17) zur Verherrlichung des Schöpfers durch Jesus Christus, unseren Herrn.

Das Hingehen: Phase 3

Lukas 13,22 – 17,10

Das Ziel, das uns erwartet

Voruntersuchung

Die Sätze

1. Die herrliche Gemeinschaft der Heiligen (*13,22 – 14,6*)
2. Die Wonnen des messianischen Gastmahls (*14,7 – 15,2*)
 3. Die Freude der Erlösung (*15,3 – 16,18*)
 4. Die Tröstungen des Himmels (*16,19 – 17,10*)

PHASE 3

Das Ziel, das uns erwartet

Voruntersuchung

Die Phase 3 liegt zwischen den zwei Hinweisen auf die Reise in 13,22 und 17,10. Der allererste Abschnitt (siehe 13,22-30) greift das dominierende Thema bereits auf. Christus beschreibt das kommende Reich und sagt dabei: »Und sie werden kommen von Osten und Westen und von Norden und Süden und im Reich Gottes zu Tisch liegen« (13,29). In 14,15-24 wird diese Metapher zu einem Gleichnis ausgeweitet, in dem der Herr das kommende Reich mit einem großen Gastmahl vergleicht. Beide Abschnitte haben ihre Entsprechungen bei Matthäus (siehe 7,21-23; 8,11-12; 22,1-14), aber in Lukas 15,11-32 findet sich das Gleichnis vom verlorenen Sohn, das kein anderer Evangelist überliefert hat. Es enthält die Freude bei der Heimkehr des verlorenen Sohnes, die in einem Gastmahl mit Musik und Reigen ihren Ausdruck findet (15,23-25). Das entspricht der Freude vorangehender Verse in diesem Kapitel (V. 7.10), worin davon die Rede ist, dass sich die Engel im Himmel über jeden bußfertigen Sünder freuen. Dann hat Lukas in 16,19-31 eine weitere Geschichte festgehalten, die kein anderer Evangelist aufgezeichnet hat. Sie handelt von einem reichen Mann, dessen Alltag aus üppigen Gastmählern bestand (siehe 16,19), der aber im Hades⁶⁶ unerträglichen Durst litt (siehe 16,24). In ihr kommt auch der Bettler Lazarus vor, der im Diesseits immer hoffte, durch ein Paar Brocken vom Tisch des Reichen seinen Hunger stillen zu können, dafür aber in der jenseitigen Welt in Abrahams Schoß ruhte und dort getröstet wurde (siehe 16,21.23.25).

Schon das Betrachten dieser zukünftigen Wonnen ist kostbar, aber gerade deshalb ist diese Phase auch durch eine unsagbar große Tragik

⁶⁶ A. d. H.: Der Autor richtet sich hier nach dem Wortlaut in verschiedenen englischen Bibelübersetzungen, indem er »hell« (sww. »Hölle«) verwendet. Da es aber hier und an anderen entsprechenden Stellen gemäß dem Urtext um den Hades geht, ist der Wortlaut der Elb 2003 beibehalten worden.

gekennzeichnet. In jedem der vier Sätze, aus denen diese Phase besteht und die wir eben erwähnt haben, treten nämlich auch Menschen in den Blickpunkt, denen aus verschiedenen Gründen die kommende Glückseligkeit entgeht. Wir werden feststellen, dass zwei Gruppen sie unbeabsichtigt verfehlen, wenn auch aus jeweils verschiedenen Ursachen; am Ende ist ihre Enttäuschung furchtbar. Die zwei anderen Gruppen verfehlen sie in dem vollen Bewusstsein, daran vorbeizugehen, wenn auch wiederum aus verschiedenen Ursachen; ihre bewusste Ablehnung der Errettung bringt entsetzliche Folgen mit sich.

Es ist ganz natürlich, dass Christus, da die Herrlichkeit als das Ziel seiner Reise immer näher rückte, die Zuhörer häufiger als zuvor an die beiden möglichen Ausgänge ihrer Lebensreise erinnerte: Sie würden entweder drinnen im Vaterhaus beim Gastmahl nie endender Freude und Erfüllung sein oder sich draußen vor der Tür in unaufhörlicher Verzweiflung und Pein befinden. Und da es möglich ist, dass Menschen das Vaterhaus verfehlen, verwandte der Herr verständlicherweise viel Zeit darauf, um uns die verschiedenen Ursachen darzulegen, warum die Reise bestimmter Leute in jeder Beziehung in der Katastrophe endet. Sein Ziel besteht offenkundig darin, uns davor zu warnen, ihre törichten und fatalen⁶⁷ Haltungen zu übernehmen.

Aus dem entsprechenden Blickwinkel betrachtet, verläuft der Gedankenfluss in dieser Phase ununterbrochen bis zum Ende, wobei der letzte Abschnitt des einen Satzes gleichzeitig als Überleitung zum Thema des nächsten Satzes dient. Wenn wir jedoch eine Tabelle erstellen und darin die vier Abschnitte als Bestandteile des Hauptthemas hervorheben, können wir leichter erkennen, wie die Einzelteile der Phase aufeinander und auf das Ganze bezogen sind (siehe S. 310 und 311).

67 A. d. Ü.: Im Wortsinn fatal: das *fatum* = das *Geschick* festlegend.

Phase 3 des Gehens (13,22 – 17,10)

1. Die herrliche Gemeinschaft der Heiligen (13,22 – 14,6)

1. Die Bitten der Verlorenen abgeschlossen (13,22-30)

- a. »Dort wird das Weinen ... sein, wenn ihr Abraham ... und alle Propheten sehen werdet in dem Reich Gottes, euch aber hinausgeworfen.«
- b. »... und die Tür verschließt ...«
- c. »Ihr ... fangt (an), draußen zu stehen und an die Tür zu klopfen und zu sagen: Herr, tu uns auf!, und er (wird) antworten und zu euch sagen ... Ich kenne euch nicht ... weicht von mir!«

2. Die Haltung Christi gegenüber bewusster Ablehnung (13,31-35)

- a. »Es geht nicht an, dass ein Prophet außerhalb Jerusalems umkommt.«
- b. »Geht hin und sagt diesem Fuchs ...«
- c. »Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen ... und ihr habt nicht gewollt!«

3. Die Bedürfnisse des Menschen und Gottes Anspruch (14,1-6)

»Als er ... in das Haus ... kam, um zu essen, (belauerten) ... sie ihn ... Ein gewisser wassersüchtiger Mensch war vor ihm ... Und er sprach ... Wer ist unter euch, dessen Esel oder Ochse in einen Brunnen fallen wird und der ihn nicht *sogleich* herausziehen wird am Tag des Sabbats?« (Hervorhebung hinzugefügt).

2. Die Wonnen des messianischen Gastmahls (14,7 – 15,2)

1. Die vom Herrn gegebene Einladung abgewiesen (14,7-24)

Drei Gleichnisse

Sie richten sich:

1. an Gäste: die Ehre, erhöht zu werden;
2. an Gastgeber: der ewige Lohn wahrer Gastfreundschaft.
3. Gleichnis vom messianischen Gastmahl. »Sie fingen alle ... an, sich zu entschuldigen ... Da wurde der Hausherr zornig.«

2. Die Kosten der Jüngerschaft (14,25-35)

- a. »Wer unter euch ... setzt sich nicht zuvor hin und berechnet die Kosten?«
- b. »Keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er hat, (kann) mein Jünger sein.«

3. Die Pharisäer kritisieren Christus (15,1-2)

Ihre Klage lautet, dass er zu nachsichtig sei. »Die Pharisäer und die Schriftgelehrten murrten ... Dieser nimmt Sünder auf und isst mit ihnen.«

3. Die Freude der Erlösung

(15,3 – 16,18)

1. Die Bitten des Vaters abgewiesen

(15,3-32)

Drei Gleichnisse

1. Die Freude beim Finden eines verlorenen Schafes
2. Die Freude beim Finden einer Drachme
3. Das Willkommensfest. »Er (d. h. der ältere Bruder) aber wurde zornig und wollte nicht hineingehen. Sein Vater ... drang in ihn ...«

2. Die Berechnungen

der Verwalterschaft (16,1-13)

- a. »Wie viel bist du ... schuldig? ... Hundert Bat ... Setze dich schnell hin und schreibe fünfzig.«
- b. »Wenn ihr in dem Fremden nicht treu gewesen seid, wer wird euch das Eure geben?«

3. Die Pharisäer verhöhnen Christus

(16,14-18)

Ihre Klage lautet, dass er zu streng sei: »Die Pharisäer, die geldliebend waren ... verhöhnten ihn. Und er sprach ... Es ist aber leichter, dass der Himmel und die Erde vergehen, als dass ein Strichlein des Gesetzes wegfalle.«

4. Die Tröstungen des Himmels

(16,19 – 17,10)

1. Die Bitten der Verlorenen

abgeschlagen (16,19-31)

- a. »Und in dem Hades ... als er in Qualen war, sieht er Abraham von Weitem und Lazarus in seinem Schoß.«
- b. »Eine große Kluft (ist) befestigt ...«
- c. »Und er ... sprach: Vater Abraham ... sende Lazarus« zu mir und zu meinen Brüdern. Abraham schlug beide Bitten ab.

2. Die Haltung der Jünger zu Ärger-

nissen, die kommen müssen (17,1-4)

- a. »Es ist unmöglich, dass keine Ärgernisse kommen.«
- b. »Wenn dein Bruder sündigt, so weise ihn zurecht.«
- c. »Und wenn er siebenmal am Tag gegen dich sündigt und siebenmal zu dir umkehrt ... so sollst du ihm vergeben.«

3. Der Anspruch des Herrn und die Bedürfnisse seiner Knechte

(17,5-10)
 »Wer aber von euch, der einen Knecht hat, der pflügt ... wird, wenn er vom Feld hereinkommt, zu ihm sagen: Komm und lege dich *sogleich* zu Tisch? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite zu, was ich zu Abend essen soll ... und danach sollst du essen und trinken?« (Her-
 vorhebung hinzugefügt).

Die Sätze

1. Die herrliche Gemeinschaft der Heiligen (13,22 – 14,6)

1. Die Bitten der Verlorenen abgeschlagen (13,22-30). Der erste Satz greift sofort die dringende und ganz praktische Frage auf, welche die ganze Phase dominieren wird – die Frage der Errettung und des letztendlichen Eingangs in das kommende Reich Gottes: »Es sprach aber jemand zu ihm: Herr, sind es wenige, die errettet werden?«

Der Herr beantwortete die Frage nicht direkt, gab aber dann doch eine sehr klare Antwort: Wenn die Tür zum Reich geschlossen wird (man beachte die ernste Tatsache, dass die Tür eines Tages tatsächlich geschlossen wird), werden viele draußen bleiben. Aber nicht allein das: Viele werden ausgeschlossen werden, die meinten, dass sie eingehen würden. Sie werden zu spät begreifen, dass ihre Erwartung unbegründet und damit falsch war. Sie haben das Heil verfehlt, ganz unerwartet und unbeabsichtigt.

Unser Herr merkt zwei Dinge zu diesen Leuten an: zuerst ihre Überraschung, ausgeschlossen zu werden, und dann ihre Enttäuschung, Ernüchterung sowie Bitterkeit. Ihre Überraschung zeigt sich anhand der Tatsache, dass der Hausherr, als sie anklopfen und um Einlass bitten, von drinnen antwortet, er kenne sie nicht und wisse nicht, woher sie sind. Darauf entgegnet sie, er müsse sie kennen, da sie einst vor ihm gegessen und getrunken haben und er auf ihren Straßen gelehrt hat (siehe 13,25-26). Dem entnehmen wir, dass der Hausherr niemand anders ist als Christus selbst, wie Matthäus ausdrücklich sagt (siehe Mt 7,21-23). Diese Leute, so unsere weitere Schlussfolgerung, beziehen sich auf die Tatsache, dass sie während seines Erdenlebens Gäste oder gar Gastgeber bei verschiedenen Mahlzeiten waren, an denen er teilnahm. Dies bedeutet, dass sie ihn von den Begegnungen in der Öffentlichkeit her kennen. Überdies waren sie aber auch dabei gewesen, als er predigte und lehrte; sie kannten seine Ansichten und hatten an seinen Verkündigungen ein gewisses Interesse gezeigt. Sie meinten offensichtlich, dies müsse genügen, um ins Reich Gottes eingelassen zu werden. Daher sind sie erstaunt, entdecken zu müssen, dass dies nicht der Fall ist.

Was ist denn nötig, um ins Reich einzugehen? Der Meister sagt es klar: Christus muss den Betreffenden (siehe Joh 10,14-15.27-29) im Rahmen einer gegenseitigen, direkten Beziehung persönlich kennen. Die Leute, die draußen vor der verschlossenen Tür stehen, haben offensichtlich nie eine persönliche Begegnung mit Christus gehabt. Sie sind noch immer, was sie stets waren: »Übeltäter«. Solange sie auf Erden lebten, taten sie angesichts ihrer Sündhaftigkeit nie von Grund auf Buße. Weil sie beim Herrn nie Vergebung sowie die Gabe des ewigen Lebens suchten, haben sie beides nicht erlangt. Sie haben sich nie in die Schar der »Seinen« (Joh 13,1) einreihen lassen; sie waren nie aus Gott geboren worden, indem sie Christus als persönlichen Retter und Herrn aufnahmen (siehe Joh 1,12-13). Da sie ihn nie in dieser Weise aufgenommen haben, müssen sie nun von ihm weichen.

So schrecklich die Überraschung ist, so bitter ist die Enttäuschung (13,28-29). In der Bildersprache des Herrn stehen sie vor der verschlossenen Tür, können aber durch einen Spalt oder ein Fenster in der Tür einen flüchtigen Blick in den großen Festsaal des Reiches Gottes werfen. Dabei sehen sie, wie die Gäste eintreffen und ihre Plätze beim Festmahl einnehmen. Die Geladenen kommen aus allen Zeitaltern: Da sind Abraham, Isaak und Jakob sowie alle Propheten. Sie kommen nicht nur aus den Juden, den leiblichen Nachkommen der Erzväter, sondern aus jeder Nation und Region des Erdenrunds. Welch ein Schatz, zusammengetragen von Gläubigen aller Zeiten, Welch ein angesammelter Reichtum geistlicher Erfahrungen! Was müssen das für Tischgespräche sein, die man bei jenem ewigen Gastmahl halten wird, wenn sich alle aus sämtlichen Nationen verstehen und gegenseitig bereichern, weil jeder auf seinem Lebensweg den Hausherrn kennengelernt hat!

Viele der Zeitgenossen Christi sind ihm auf Erden so nahe gewesen, ohne ihn aufgenommen und ihn damit persönlich kennengelernt zu haben. Deshalb sind sie von der herrlichen Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen, während andere aus fernen Zeiten und Kulturen den Weg zu ihm gefunden haben (siehe 13,30). Wer ermisst angesichts dessen die Enttäuschung und Verzweiflung? Dann wird man weinen und mit den Zähnen knirschen (siehe 13,28). Darum muss es zu einer unseren vordringlichsten Fragen werden, ob wir zu denen gehören, die durch die enge Tür eingegangen sind (siehe 13,24). Diesbezüglich sollten wir uns unbedingt Klarheit verschaffen.

2. *Die Haltung Christi gegenüber bewusster Ablehnung (13,31-35)*. Der erste Abschnitt hatte uns etwas mitgeteilt, das uns zunächst befremdet oder gar entsetzt haben muss: Es kommt der Tag, an dem Christus selbst bestimmte Menschen von der ewigen Glückseligkeit ausschließen wird – obwohl sie ihn anflehen, hereingelassen zu werden. Aber den ersten Abschnitt dürfen wir nicht ohne den zweiten lesen, denn in ihm sehen wir die andere Seite der Angelegenheit.

Daher wird uns jetzt berichtet, wie die Pharisäer Christus eröffnen, Herodes habe die Absicht, ihn zu töten, falls er noch länger in dessen Herrschaftsgebiet bleibe. Das verschwommene Verständnis, das Herodes von Jesu Identität hatte (siehe 9,7-9), weckte bei ihm vermutlich die Sorge, Jesus würde eine Art messianische Revolte anzetteln. Dabei war ihm aber jede Unruhe in seinem Machtbereich zuwider. Herodes zeigte kein Interesse am himmlischen Gastmahl und an der herrlichen Gemeinschaft der Heiligen. Anlässlich eines seiner Bankette hatte er ja sogar Johannes den Täufer ermordet (siehe Mt 14,3-11). Er hatte nur Sinn für politische Macht und Zügellosigkeit. Die Werte und die Durchtriebenheit dieses Vierfürsten erregten Christi Missfallen; seine Drohungen konnten ihn nicht einschüchtern. Vielmehr ließ der Herr ihm eine scharfe Zurechtweisung überbringen (siehe 13,32). Christus beschritt einen von Gott zuvorbestimmten Weg durch diese Welt, der Gottes Liebe zu den Menschen durch unzählige Gnaden- und Heilstaten bezeugte. Die Drohungen eines Herodes konnten ihn nicht dazu veranlassen, seinen Weg zu beschleunigen oder seinen Dienst vorzeitig zu beenden. Sie konnten ihm auch keine Angst einjagen. Er war bereit und gewillt, in den Tod zu gehen – ja, darin bestand seine Absicht. Es würde aber nicht irgendeinem Politiker von Roms Gnaden überlassen werden, ihn im Interesse seiner privaten politischen Intrigen zu töten, wie dies Herodes tun wollte. Als Christus starb, musste das an einem besonderen Ort und durch die Hand bestimmter Leute geschehen, sodass seinem Tod die höchste Bedeutung zukam. Wenn wir diese Bedeutung verstanden haben, werden wir auch verstehen, warum Christus die Bitten der Verlorenen letztendlich abschlagen musste.

Jerusalem hatte eine jahrhundertealte Tradition als diejenige Stadt, die jene Propheten tötete, welche Gott zu ihr sandte (siehe 13,34). Der Heiland wusste das, bevor er in die Welt kam. Dennoch wurde er Mensch. Über Jerusalem stand der Zorn Gottes, weil es seine Prophe-

ten verworfen hatte. Darum bot sich Christus der Stadt als ihr Retter an. Wie eine Henne ihre Küken ruft, rief Christus mit eindringlichen Worten ihre Einwohner zu sich, damit sie unter seinen rettenden Flügeln Zuflucht und Heil fänden. Als er sie erstmalig rief, lehnten sie ihn ab, was er von vornherein wusste. Dieses Wissen hielt ihn aber nicht davon ab, weiterhin zu rufen, noch schmälerte es die Aufrichtigkeit und den Ernst seines Rufes oder seine Bereitschaft, Menschen zu retten. Er rief immer wieder, viele Male (siehe 13,34). Aber sie wollten sich nicht retten lassen. Wenn er eines Tages ihre Bitten abweisen muss, dann wird dies nur die gerechte Antwort darauf sein, dass sie seine Bitten immer wieder abschlugen.

Aber damit ist noch nicht alles gesagt. Als sie sich willentlich entschieden, ihn zu verwerfen, respektierte er ihren Willen und akzeptierte ihre Ablehnung. Jerusalem war die Stadt des Messias; ja, in Jerusalem stand das Haus Gottes. Christus sammelte keine Armee, verwendete auch nicht seine Wundermacht, um seine Feinde aus Jerusalem zu vertreiben und Israels widerspenstige Priester aus dem Haus seines Vaters zu werfen. Stattdessen entfernte er sich von ihrem Tempel und ließ es zu, dass sie ihn zur Stadt hinausstießen, um ihn zu kreuzigen. Was ihm und seinem Vater gehört hatte, überließ er jetzt ihnen: »Euer Haus wird euch überlassen«, sagte er (13,35). Es ist eine furchterregende Sache, wenn man Folgendes bedenkt: Falls Menschen den freien Willen, den Gott ihnen gegeben hat, verwenden, um den Retter zu verwerfen, werden weder Gott noch Christus den freien Willen übergehen oder ihn ausschalten. Das bedeutet natürlich nicht, dass der Mensch in seiner Erbärmlichkeit die Macht hat, sich über den Willen des Allmächtigen hinwegzusetzen: Gottes Wille bestand immer darin, dass der Wille des Menschen echt frei und der Mensch fähig sein sollte, zu Gott Nein zu sagen, wenn er dies so wollte. Aber wenn Menschen in ihrer Unbußfertigkeit an der Tür jenes Hauses ankommen, in dem Christus der unbestrittene Herr ist, dann ist auch er nicht verpflichtet, sie hereinzulassen.

Beachten wir vor allem, in welcher Weise Christus die Verwerfung durch Jerusalem akzeptierte. Als der letzte seiner zahlreichen Bittrufe auf entschlossene Ablehnung stieß, hätten wir vielleicht erwartet, dass er seine letzte Reise nach Jerusalem abbrechen und die Angehörigen seines Volkes den ewigen leidvollen und unumkehrbaren Folgen ihrer fata-

len Entscheidung überlassen würde. Aber nein: Er setzte seinen zuvor verordneten Weg nach Jerusalem fort – entschlossen, von ihrer Hand getötet zu werden. Es mag noch lange dauern, aber eines Tages wird dieser Tod das Mittel sein, das die Angehörigen dieses Volkes zur Buße bewegt (siehe Jes 53,3-5) und sie reinigt (siehe Sach 12,10 – 13,1). Dann werden sie bei seiner Wiederkunft (wenn sie den anschauen, den sie durchbohrt haben) unter Tränen der Buße sagen können: »Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn!« (13,35).

3. *Die Bedürfnisse des Menschen und Gottes Anspruch (14,1-6)*. »Herr, tu uns auf«, rufen die Leute, die an die Tür klopfen und um Einlass bitten, »wir haben vor dir gegessen und getrunken« (13,25-26). Für den Fall, dass jemand meinen sollte, ihre Bitte sei ein Beweis wahrer Buße, berichtet Lukas von einem entsprechenden Geschehen. Es zeigt uns, was es für die Leute dieser Art bedeutete, dass sie in der Gegenwart Christi gegessen und getrunken hatten, während er auf Erden unter ihnen war. Einer der Obersten der Pharisäer lud Christus zu einem Essen in sein Haus ein, »Und siehe, ein gewisser wassersüchtiger Mensch war vor ihm«⁶⁸ (14,2). Mit dieser Formulierung hält Lukas die Dramatik der Situation fest. Der Mann saß so, dass er Christus nicht entgehen konnte.

Die Frage ist, wie er überhaupt dorthin kam und außerdem an einen so auffälligen Platz gelangen konnte. Wie die Ausleger einhellig erklären, war er offensichtlich kein Gast, denn als Christus ihn geheilt hatte, entließ er ihn. Er war wohl von den Pharisäern bewusst dorthin platziert worden, denn sie belauerten Christus (siehe 14,1), um zu sehen, was er tun würde. Wer am Sabbat heilte, brach ihrer Meinung nach das Gesetz. Sie wussten natürlich, was er glaubte und lehrte. Dennoch hatten sie ihn in diese Lage manövriert, weil sie sehen wollten, ob er es wagen würde, ihnen ins Angesicht zu trotzen, den Mann zu heilen und sich (nach ihrer Auffassung) als Gesetzesbrecher zu brandmarken. Als er sie fragte, ob eine Heilung am Sabbat erlaubt sei, schwiegen alle (siehe 14,3-4). Also heilte er den Mann, um danach eine weitere Frage zu stellen. Wiederum eisiges Schweigen. Sie wussten nichts zu antworten, um ihre Position zu rechtfertigen (siehe 14,5-6). Aber das

68 A. d. H.: In manchen Bibelübersetzungen bzw. -übertragungen kommt der Aspekt der Plötzlichkeit, worauf der Verfasser anspielt, noch deutlicher zum Ausdruck: vgl. z. B.: »Da stand auf einmal ein Mann vor ihm ...« (NeÜ).

bedeutete nicht, dass sie bereit waren, Buße zu tun. Damit gaben sie nicht einmal zu verstehen, dass sie ihre Vorstellungen überdenken wollten. Sie waren überzeugt, dass Christus irrte. Dabei trieben sie ein abgekartetes Spiel, um zu demonstrieren, wie sehr er irrte. Bei alledem hofften sie selbstverständlich darauf, eines Tages beim messianischen Gastmahl dabei zu sein; denn offensichtlich glaubten sie nicht, dass Jesus dort Hausherr und Gastgeber sein würde.

Der bloße Umstand, anderer Meinung zu sein als er, war schon ernst; aber als ernst erwies sich auch die Angelegenheit, in der sie mit ihm uneins waren. Es ging um nichts Geringeres als um Gottes Haltung gegenüber der Not des Menschen und der Errettung des Menschen. Sie meinten, die Ehre, die Gott und seinem Gesetz zukomme, verbiete es, am Sabbat zu arbeiten. Damit waren alle einverstanden, denn das entsprach den Aussagen der Schrift. Sie fügten dem jedoch hinzu, dass die Heilung eines Menschen am Sabbat Arbeit sei. Gottes Ehre und der Gehorsam gegenüber dem Gesetz würden verlangen, dass man sich der Not des Menschen, so groß sie auch sein mochte, am Sabbat nicht annehmen dürfe. Der Mensch mit seinem dringenden Anliegen müsse warten.

Solche Strenge gefällt gewissen Leuten; sie finden, dass sie ein Beweis großer Heiligkeit, Selbstverleugnung und Ergebenheit gegenüber Gott sei. Christus aber zeigte, dass sie heuchlerisch und unaufrichtig war. Denn nach seinen Worten würden sie erstens, wenn ihr Sohn⁶⁹ oder ihr Ochse am Sabbat in den Brunnen gefallen wäre, sofort hinzueilen und ihn herausziehen. Überließe man das Kind oder den Ochsen nur wenige Minuten seinem Missgeschick, wäre das Unglück da. Hier saß nun ein Mensch, der an Wassersucht litt. (In seinem Körper hatte sich unnorm viel Flüssigkeit angesammelt.) Dies bedeutete, dass sein Ende bald kommen würde, und niemand wusste, wie bald. Warum musste er auf seine Rettung warten, wenn die Kritiker des Herrn nicht einmal ihre Tiere warten ließen?

Die Antwort hatte nichts mit der Ehre Gottes zu tun. Vielmehr ging es ausschließlich um ihren Stolz und ihre Eigeninteressen. Ihrer Meinung nach häufte man sich Verdienste auf, wenn man Gottes Gesetz hielt, wobei es von den Verdiensten abhing, ob man von Gott angenommen werden und einst in sein Reich eingehen würde oder nicht. Darum füg-

69 Vgl. z. B. RELB und Anmerkung in Elb 2003.

ten sie dem Sabbatgebot eigene Regeln hinzu, sodass der Sabbat nicht mehr einen Tag der Ruhe und der Freude an Gott beinhaltete. Vielmehr umfasste er nun einen strengen Test, ob man imstande war, ihre endlosen Vorschriften einzuhalten, die Ausdruck ihrer unbarmherzigen Forderungen waren. Was sie motivierte, war die Erwartung, dass sie sich umso größere Verdienste aufhäuferten, je zahlreicher und strikter die von ihnen eingehaltenen Regeln waren. Ihre Auslegung erlaubte ihnen, einen Ochsen am Sabbat aus dem Brunnen zu ziehen, weil ein verendeter Ochse ein finanzieller Verlust war. Aber die gleichen, selbst ersonnenen Regeln, die sie mit aller Härte durchsetzten, verboten die Heilung eines Menschen am Sabbat. Sollte er sterben, verloren sie nichts. Was sie trieb, war also weder Sorge um die Ehre Gottes noch das Wohl des Menschen, sondern ihr eigener Vorteil und der Stolz auf ihre Leistungen.

Christus sagte ihnen, dass ihre Verdienste nutzlos waren. Das war es, was die Pharisäer erboste. Ihre Aufgeblasenheit ging auf die Zufriedenheit mit ihren religiösen Leistungen zurück. Damit waren sie von einer geistlichen Krankheit befallen, die weit schlimmer war als das körperliche Leiden des Wassersüchtigen. Erstens beruhen die Annahme bei Gott und der Eingang in sein Reich niemals auf menschlichen Leistungen. Dies war nie möglich und wird auch zukünftig nie in Betracht kommen. Zweitens konnten sie sich nie auf Gottes Vollmacht oder Zustimmung berufen, als sie seinem Sabbatgebot diese strengen Regeln hinzufügten. Darum konnte man sich vor ihm nichts damit verdienen, dass man sie hielt. Und noch schlimmer war, dass ihre Regeln das Wesen Gottes diskreditierten. Natürlich sollen wir ihn ehren und ihm auch sonst all das entgegenbringen, was ihm gebührt. Doch seine Ehre erfordert es nicht, dass die Errettung des Menschen warten muss. Wenn der Mensch in großer Not und Gefahr ist, gibt Gott stets der Not den Vorrang. Golgatha hat uns später gelehrt, wie weit er zu gehen bereit ist, um die entsprechende Not zu wenden.

Die Pharisäer waren aber nicht willens, ihre eingebildeten Verdienste fahren zu lassen. Sie behaupteten, dass Jesus sich täusche und sein Verständnis von Gott sowie von der Errettung falsch sei. Wenn sie eines Tages vor der Pforte zum Reich stehen, wird man sie nicht hereinlassen, so sehr sie darauf bestehen. Wenn sie dann vorbringen, sie hätten Jesus zum Essen eingeladen und verschiedene seiner Reden zu geistlichen Themen (zu denen sie allerdings anderer Meinung waren) gehört, wird

ihnen das nichts nützen. Christus ist nicht der demokratisch gewählte Vorsitzende eines religiösen Debattierklubs, dem jeder ungeachtet seiner Glaubensauffassungen und der Frage beitreten kann, ob er mit den Ansichten des Vorsitzenden einverstanden ist oder nicht. Er ist der Sohn des Vaters und Herr des Hauses. Mit dem Gastmahl stellt er das Wesen Gottes dar. Wer seine Lehren ablehnt, schließt sich vom Gastmahl aus.

2. Die Wonnen des messianischen Gastmahls (14,7 – 15,2)

1. Die vom Herrn gegebene Einladung abgewiesen (14,7-24). In 14,1-6 war Christus zum Essen im Haus eines Pharisäers worden. Die drei Gleichnisse, die Lukas nun aufzeichnet, lehrte der Herr ebenfalls bei einem Mahl, als noch andere Gäste zugegen waren. Wir brauchen uns nicht mit der Frage aufzuhalten, ob es sich um das Haus des gleichen Pharisäers und den gleichen Anlass handelte. Das können wir getrost den Exegeten überlassen. Für unsere Zwecke genügt die Beobachtung, dass der Gedankenfluss von Satz 1 sich ohne Unterbrechung fortsetzt.

Die beiden ersten Gleichnisse behandeln die Frage, welche Verhaltensregeln für Gastgeber und Gäste bei einem irdischen Gastmahl gelten. Beim dritten Gleichnis geht es hingegen darum, wie sich die Leute verhalten, wenn sie zum messianischen Gastmahl eingeladen werden. Die beiden Fragen hängen zusammen: Falsche Einstellungen gegenüber irdischen Anlässen können das Denken der Menschen bezüglich des himmlischen Gastmahls auf Abwege bringen.

Zuerst äußerte sich Christus zu der Tatsache, dass gewisse Leute gern bei Hochzeiten dabei sind – und zwar aus einem Grund: Dort haben sie die Gelegenheit, sich in ihrer eingebildeten Wichtigkeit und ihrem Ansehen vor den anderen zu präsentieren. Sie können sich nicht demütig am Fest und am Zusammensein mit den anderen Gästen freuen. Dass sie daran teilnehmen dürfen, ist ja ein Geschenk, das ihnen unabhängig von ihrer eigenen Wichtigkeit gewährt worden ist. Wie soll dann der Gastgeber die Gelegenheit bekommen, sie unerwartet vor den anderen zu ehren, wenn er dies tun möchte? Sie müssen sich ja selbst auf die obersten Plätze setzen, um allen zu zeigen, wie angesehen sie sind. Anderenfalls ist ihnen jede Freude am Fest verdorben.

Zweitens kommentierte der Herr die Neigung gewisser Gastgeber, keine armen Gäste einzuladen, die ihre Gastfreundschaft nicht erwidern konnten. Ihre Devise war: »Eine Hand wäscht die andere.« Die Gäste dankten dem Gastgeber für seine vordergründige Großzügigkeit, aber im Innersten wussten sie, dass er eine Gegenleistung erwartete. Das stellte die üppigen Speisen, die der Gastgeber auftragen ließ, in ein bestimmtes Licht, sodass die Gäste sie nicht unbeschwert genießen konnten.

Als Christus diese geistlich fragwürdigen Einstellungen kritisierte, wurde ein Gast zu dem Ausruf gedrängt: »Glücklich, wer Brot essen wird im Reich Gottes« (14,15). Das war Ausdruck eines angemessenen Empfindens, denn niemand wird zu jenem Gastmahl geladen werden, weil er so große Verdienste und entsprechendes Ansehen hat. Darum wird auch kein Gast die festliche Atmosphäre dadurch trüben, dass er seine angebliche Würdigkeit zur Schau stellt. Und wie sollte ein Gast dem Gastgeber jemals etwas in Form von Wohlverhalten, Entsagungen oder Einhaltung religiöser Gebote erstatten können? Das wird von niemandem erwartet. Auch wird es keinem Gast je möglich sein, dem Gastgeber zu vergelten. Das Mahl ist eine wahrhaft freie Gabe und wird ausschließlich aufgrund der Großzügigkeit des Gastgebers bereitet. Der Zwischenruf veranlasste Christus allerdings, noch mehr über das messianische Gastmahl zu sagen, wobei er aber diesmal andere Schwerpunkte als in der Beschreibung von 13,25-30 setzte.

Zuerst machte er auf seine Üppigkeit aufmerksam: Es wird ein großes Gastmahl mit vielen Geladenen sein, und alle Speisen sind mit großer Sorgfalt bereitet (siehe 14,16-17). Die in der Ewigkeit empfangenen Wonnen gehören einer höheren Ordnung an als die irdischen Formen bloßer sinnlicher Befriedigung. Aber sogar in dieser Welt ist ein Festmahl mehr als lediglich eine Gelegenheit, sich satt zu essen. Der Herr verwendet als Metapher nicht nur eine Mahlzeit, sondern ein Fest, um uns damit zu versichern, dass kein von Gott kommendes Bedürfnis, kein von ihm gewirktes Verlangen oder keine Sehnsucht, die er in uns hineingelegt hat, uns in die Irre führen wird. Vielmehr wird er allen Hunger und alles Sehnen auf umfassendste und erhabenste Weise stillen.

Anders als bei der Beschreibung der Gäste in 13,28 erwähnte Christus zweitens nicht die geehrten Heiligen wie Abraham, Isaak, Jakob und die Propheten, sondern die Armen, die Krüppel, die Blinden und die

Lahmen (siehe 14,21). Das sind ausnahmslos Leute, deren Erfahrungen in dieser Welt ihrer Vorstellung von einem wirklich erfüllten Leben offensichtlich Hohn sprechen, weil dadurch ihr menschliches Potenzial nie ausgeschöpft und ihr Verlangen nie Wirklichkeit wird sowie ihre tiefen Sehnsüchte ungestillt bleiben. Es gibt zahlreiche Menschen, denen das Leben genau das angetan hat, wenn auch nicht physisch, so doch emotional und geistlich. Die Errettung wird sie mehr als entschädigen, indem sie ihnen in jeder Beziehung volle Genüge bietet.

Drittens gibt es auch hier wie in 13,25-30 Leute, die das Gastmahl verpassen, allerdings mit folgendem Unterschied: Jene verpassten es unabsichtlich, baten darum eingelassen zu werden, und wurden abgewiesen. Die hier Erwähnten verpassen es absichtlich: Sie werden eingeladen, indem an einem bestimmten Tag der Ruf an sie ergeht, ihren Platz am Tisch einzunehmen. Sie lehnen die Einladung jedoch ab. Dabei bringen sie höfliche, aber nur allzu fadenscheinige Entschuldigungen vor. Sie könnten kommen, wenn sie wollten, aber sie wollen nicht. Scheinbar ist ihnen das Mahl nicht gut genug.

Das Gleichnis erinnert uns daran, dass es unzählige Menschen gibt, die das Evangelium aus genau diesem Grund ablehnen. Sie genießen die Gaben des Schöpfers, aber an einer Beziehung zum Schöpfer selbst sind sie nicht interessiert. Sie verwerfen das Heil bewusst. Sie räumen ein, dass das Leben auf Erden nicht alles bietet, was sie sich erhofft haben, aber sie sind mit ihm zufrieden. Ohne das ewige Leben gekostet zu haben, meinen sie zu wissen, dass es ihnen nicht zusagen würde. Sie bestehen auf ihrer Wahl; sie werden das Gastmahl nicht schmecken (siehe 14,24).

2. Die Kosten der Jüngerschaft (14,25-35). Das himmlische Gastmahl ist frei. Es erfüllt alle von Christus genannten Bedingungen wahrer Gastfreundschaft: Man muss dafür nicht bezahlen oder irgendwelche Verdienste aufweisen; man kann es dem Gastgeber nie vergelten. Aber weil es frei ist, heißt das nicht, dass es billig ist; ganz im Gegenteil. Der sich anschließende Abschnitt will uns Folgendes lehren: Dieses als Geschenk empfangene Heil ist so kostbar, dass wir, selbst wenn wir alles verlieren müssten, Toren wären, sollten wir diesen Verlust nicht hinnehmen. Tausende sind gleich zu Beginn ihres Lebens mit Christus vor diese Wahl gestellt worden, und Tausende werden noch folgen.

Diese haben wie Saulus von Tarsus klar erkannt, dass die Errettung eine freie Gabe ist. Ebenso klar sehen sie als Gläubige, dass ihr Bekenntnis zu Christus sie die Karriere kosten kann. Sie können die Freunde, die Familie, ja, vielleicht sogar das Leben verlieren. Daher müssen sie nun zwischen Christus und seinem Heil einerseits und allem Sonstigen andererseits wählen. Alle Jünger Jesu Christi müssen jederzeit für diese Entscheidung bereit sein. Sie müssen willens sein, alles andere zu »hassen«, d. h. an die zweite Stelle zu verweisen und, falls notwendig, ganz aufzugeben (siehe 14,26).

Zweitens besteht Christus darauf, dass niemand sein Jünger sein kann, der nicht sein eigenes Kreuz aufnimmt und ihm nachfolgt (siehe 14,27). Er muss bereit sein, die gleiche Feindschaft zu ertragen, die Christus erduldet. Aber damit nicht genug. Wer in einer Stadt der Antike sein eigenes Kreuz durch die Straßen trug, war normalerweise ein Verbrecher oder Aufständischer, den man zum Tod verurteilt hatte. Er hatte keine Rechte und keinen Besitz mehr; er war auf dem Weg zur Hinrichtungsstätte. Jeder, der Vergebung der Sünden in Anspruch nimmt, weil Christus als Stellvertreter für ihn gestorben ist, bekennt damit, ein Sünder zu sein, der alle Rechte eingebüßt und alles Übrige verloren hat. Für ihn zählt nur noch das, was die Gnade Christi ihm gibt.

Es lässt sich also nicht leugnen, dass die Jüngerschaft vom Anfang des Weges bis zum Ende einen hohen Preis hat, und Christus verhehlt uns diese Wahrheit nicht. Der Jünger steht vor einem gewaltigen Projekt. Wie bei jedem anderen Projekt (sei es ein Bau oder ein Feldzug) muss man die Kosten für die Durchführung zuvor gut berechnen und von vornherein darauf gefasst sein (siehe 14,28-33). Ein Reiseleiter nimmt sich einer unerfahrenen Reisegesellschaft an, um sie auf einer hochgefährlichen Tour zu führen. Er garantiert ihnen, sie sicher ans Ziel zu bringen, und er verspricht vielleicht, es unentgeltlich zu tun und auf jegliche Vergütung zu verzichten. Aber er kann vernünftigerweise als Bedingung festlegen, dass für die Dauer der gesamten Reise jeder Teilnehmer mit dessen Vorkehrungen einverstanden ist und sich selbst samt allem Besitz seiner Verfügungsgewalt unterstellen sowie bedingungslosen Gehorsam versprechen muss. Christus gibt allen wahren Jüngern die Zusage, dass er sie sicher durchs Leben führen und bis zum himmlischen Gastmahl bringen wird. Unterwegs wird er sie lehren, welche

Verhaltensweisen von ihnen bei dem Gastmahl erwartet werden. Das Gastmahl selbst ist frei, und was Christus für uns getan hat, ist Ausdruck seine Gnade, die man nicht erkaufen kann. Aber er legt als unerlässliche Bedingung fest, dass jeder Jünger alle Rechte auf den eigenen Besitz ihm überlassen muss (siehe 14,33). Das bedeutet nicht, dass er alles den Mitmenschen geben muss. Gegenüber den Mitmenschen (und zu ihnen zählen auch die Gemeindeglieder) bleibt das Recht auf Privateigentum (siehe Apg 5,4). »Alles ... was er hat« beinhaltet nicht nur Geld, Besitz, Zeit, Kraft, Fähigkeiten sowie Leib und Seele, sondern auch Frau und Kinder. Selbstverständlich wird vom Jünger nicht gefordert, seine Lieben herzugeben. Aber er muss sie und alles andere Christus ausliefern, und er muss bereit sein, ihm die vollständige Verfügungsgewalt über alles zu geben. Salz ist gut, doch Salz, das die Salzkraft verloren hat, ist nutzlos. Kann man es dann überhaupt noch Salz nennen? Ein Reisender, der zu faul ist, um sich aus seinem Lehnstuhl zu erheben und sein Arbeitszimmer zu verlassen, ist kein Reisender. Ein Jünger, der nicht bereit ist, seinem Meister zu folgen oder seinen Geboten und Anweisungen nachzukommen, ist kein Jünger (siehe 14,34-35).

3. Die Pharisäer kritisieren Christus (15,1-2). In 14,1-6 hatten die Pharisäer einen Kranken vor Christus platziert. Damit wollten sie den Herrn bei einem Essen, zu dem ihn einer ihrer Obersten eingeladen hatte, in eine Auseinandersetzung hineinziehen: Entweder er fügte sich den rabbinischen Sabbatvorschriften und überließ den Mann seiner Krankheit, oder er heilte den Kranken am Sabbat und offenbarte sich als ein Mensch, der sich nicht an ihre Frömmigkeitsgrundsätze hielt und damit in ihren Augen das Zeremonialgesetz missachtete.

Nun kritisieren sie ihn wieder, diesmal wegen moralischer Laxheit, wie sie meinten: Christus nahm Zöllner und andere verrufene Leute auf und aß sogar mit ihnen. Damit unterstützte er nach Meinung der Pharisäer deren unmoralisches Leben. Die Kritik war völlig ungerechtfertigt. Sie übersah, dass Christus eindeutig gegen Sittenlosigkeit Stellung bezogen und eine Moral gelehrt hatte, die sogar strenger war als diejenige der Pharisäer selbst (siehe 16,18; Mt 5,27-32). Und sie übersah sowohl die Absicht, in der die Zöllner und Sünder sich um ihn scharten, als auch seinen Beweggrund, als er zusammen mit ihnen zu Tisch saß. Sie kamen, um seine Lehre zu hören (siehe 15,1), und sie wuss-

ten genau, welches die moralischen Maßstäbe waren, für die er eintrat. Doch wie der verlorene Sohn, den das Schweinefutter nicht befriedigen konnte (siehe 15,16-17) und der sich zutiefst nach etwas Besserem sehnte, machten sie ihre ersten zaghaften Schritte auf dem Weg zurück zum Vater. Selbstverständlich nahm Christus sie als Umkehrwillige auf, und zwar nicht nur als Zuhörer seiner Predigten in der Öffentlichkeit. Er lud sie vielmehr zu einem Gastmahl ein, das ihre tiefsten Sehnsüchte mit nie erwarteten Wonnen stillen würde, sodass sie innerlich heil werden konnten. Er bot ihnen etwas ganz anderes als das Schweinefutter, womit sie ihre irregeleiteten Lüste hatten befriedigen wollen. Wie hätte er ihnen seine Einladung besser verständlich machen können, als mit ihnen gemeinsam zu essen? Wo wäre sie überzeugender gewesen als bei einem Mahl, bei dem er mit ihnen zu Tisch sprach? Die Pharisäer fanden große persönliche Befriedigung darin, ihre selbst ersonnenen religiösen Vorschriften treu einzuhalten, aber sie kannten kaum die Freude eines Seelengewinners, der Menschen zu Gott zurückführt, die seine Gesetze gebrochen haben. Das war eine ernste Sache. Wie wir in Satz 3 sehen werden, umfasst nämlich eine der größten Wonnen, die wir mit Christus als Hausherr bei seinem Gastmahl teilen sollen, die Freude, die er als der Erlöser der Menschen hat.

3. Die Freude der Erlösung (15,3 – 16,18)

1. Die Bitten des Vaters abgewiesen (15,3-32). Wie der erste Abschnitt von Satz 2 so besteht auch der vorliegende Abschnitt aus drei Gleichnissen, wobei es im dritten auch diesmal um ein Gastmahl geht. Wir können davon ausgehen, dass uns nach Lukas' Absicht die Ähnlichkeiten und noch mehr die Unterschiede in diesen beiden Abschnitten auffallen sollen. Wie die Leute in 14,16-20 die Einladung zum großen Gastmahl abwiesen, so weigerte sich der in 15,25-32 erwähnte ältere Sohn, einzutreten und am Freudenmahl anlässlich der Heimkehr seines Bruders teilzunehmen. Anders als jene in 14,16-20 widersetzte er sich jedoch dem Drängen nicht deshalb, weil das Mahl nicht gut genug war, sondern weil es für denjenigen gegeben wurde, der es seiner Meinung nach nicht wert war – für seinen Bruder, der sein ganzes Vermögen vergeudet hatte. Der Vater ging hinaus und drängte den älteren Sohn, aber er war

zornig und weigerte sich einzutreten (siehe 15,28). Er protestierte mit aller Entschiedenheit gegen den Grundsatz, nach dem dies alles vor sich ging: Sein Bruder konnte sich davonmachen, ein ausschweifendes Leben führen, Schande über die Familie bringen sowie all sein Geld und damit alle Möglichkeiten verschleudern. Dann musste er lediglich nach Hause kommen und nur eine Art von Reue bezeugen, und schon wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Seine Rückkehr wurde mit viel Lärm gefeiert, als ob nichts vorgefallen wäre. Ja, man ließ es ihm besser gehen als je zuvor in seinem Leben. Hat man damit nicht gesagt, dass es nichts Besseres gibt, als in Sünde und Gottlosigkeit zu leben? Es sprach, so der ältere Sohn, der Tatsache Hohn, dass er sich in den langen Jahre harter Arbeit im väterlichen Betrieb abgemüht und wie ein Sklave seinem Vater gedient hatte. Wenn darin die Vorstellungen seines Vaters von Vergebung und vom »Retten der Verlorenen« bestanden, dann wollte er nichts damit zu tun haben.

Es wird uns in 15,1-3 ausdrücklich gesagt, dass das Gleichnis den Pharisäern galt. Sie hatten dagegen protestiert, dass Christus Zöllner und andere notorische Sünder aufnahm, und es ist nicht schwer zu erkennen, wie das Gleichnis auf sie gemünzt war. Der erste Kernpunkt, den wir festhalten sollten, findet sich schon in den beiden einleitenden Gleichnissen, die etwas kürzer sind. Dieser Punkt bereitet uns darauf vor, den roten Faden im Hauptgleichnis entsprechend zu beachten: Wer Verlorenes bzw. Verlorene findet, erfährt eine ungemein große Freude. Jedermann kennt das aus den Erfahrungen des Alltags. Die Pharisäer selbst empfanden spontane Freude (siehe 15,5.9), wenn sie ein verlorenes Schaf oder eine verlorene Münze wiederfanden. Dabei war für ihre Freunde, die sich mit ihnen freuen sollten, diese Freude selbstverständlich. Diese Freude in bescheidenen irdischen Belangen ähnelt der Freude, welche die Engel auf einer weitaus höheren Ebene empfinden, wenn ein Sünder sich bekehrt. Daher widersprach der Vater im dritten Gleichnis mit Recht dem Protest des älteren Sohnes. Es sei absolut richtig und angemessen, so die Erklärung gegenüber dem grollenden Sohn, dass er als Vater ein Freudenfest mit Musik ausrichte, um die Heimkehr seines verlorenen Sohnes zu feiern. Außerdem sei es absolut richtig und vernünftig, wenn er vom älteren Sohn erwarte, dass dieser sich mit ihm freue (siehe 15,32). Aber der ältere Bruder wollte nicht an dem Festmahl teilnehmen. Für ihn war der Vater zu großzügig und zu nach-

sichtig. Was er tat, beinhaltete in seinen Augen schreiendes Unrecht; die Freude war unmoralisch, so seine Meinung.

Im Gleichnis wurde den Pharisäern demnach verdeutlicht, dass sie sich nicht freuen konnten wie der Vater und die Engel im Himmel. Damit standen sie im Begriff, sich von den entscheidenden Freuden des himmlischen Gastmahls bewusst auszuschließen. Im Gleichnis geht es aber um noch mehr: Es enthüllte den Pharisäern darüber hinaus, warum sie keine Freude über die Erlösung von Zöllnern und Sündern empfinden konnten. Der ältere Bruder zürnte, weil er viele Jahre lang wie ein Sklave für seinen Vater gearbeitet, keinen einzigen seiner Befehle ignoriert und dafür nie etwas erhalten hatte, um sich zusammen mit seinen Freunden zu freuen. Das hätte er gern getan, wenn ihm sein Vater wenigstens ein Böcklein gegeben hätte. Sein Bruder aber, der nichts geleistet, sondern die Güter des Vaters in einem ausschweifenden Leben vergeudet hatte, musste nur nach Hause kommen, und schon wurde das Kalb geschlachtet, das die Familie gemästet und für einen besonderen festlichen Anlass aufbewahrt hatte. Damit belohnte man Sünde sowie Egoismus und bestrafte jedes ernstliche Bemühen, sich entsprechend den allgemeinen Grundsätzen zu verhalten. So seine Argumentation.

Genau das empfanden die Pharisäer, als sie von Christus das Evangelium der Vergebung und der Errettung aus Gnaden hörten. Sie hatten sich redlich bemüht, Gottes Gebote zu halten. Wie der ältere Bruder waren sie stolz auf ihre Leistungen; doch aufgrund dessen hatten sie nie Freude empfinden noch sicher wissen können, von Gott angenommen zu sein. Damit fehlte ihnen auch die Heilsgewissheit. Wie hätte es auch anders sein können? Errettung und Annahme bei Gott findet niemand zu diesen Bedingungen (Röm 4,4-7; Eph 2,4-10). Aber da gab es einige dieser Zolleintreiber und Sünder, die praktisch alle Gebote gebrochen und ein schamwürdiges Leben geführt hatten. Als diese nun einfach Buße taten und glaubten, wurden sie von Christus mit offenen Armen empfangen und verspürten tief im Herzen, dass sie von Gott geliebt sowie angenommen waren. Ihnen war es, als hätte das große Gastmahl schon begonnen. Das erzürnte die Pharisäer, und darum mussten sie das Ganze als billigen Trick abtun.

Das Gleichnis enthält noch eine weitere Antwort auf die Kritik der Pharisäer. Erstaunt über den Groll des älteren Sohnes, der sich ungerecht

behandelt fühlte, erinnerte der Vater ihn daran, dass er mit der Feier bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes ihn, den Älteren, nicht bestrafte oder ihm irgendetwas genommen hatte. »All das Meine ist dein«, sagte er. Aber das konnte diesen nicht beruhigen. »So viele Jahre diene ich dir« (d. h. »diene ich dir wie ein Sklave«), sagte er; und er dachte auch wie ein Sklave. Er hatte kein Empfinden für seine Stellung: Er war der Erbe aller väterlichen Güter durch den einfachen Umstand, dass er Sohn seines Vaters war – etwas, das er sich ja nicht erarbeitet hatte. Wie ein Sklave dachte er nur daran, wie er sich durch harte Arbeit alles selbst verdiente. Er sah in der Großzügigkeit gegenüber einem bankrotten, aber bußfertigen Heimkehrer nicht die Entsprechung zum unverdienten Reichtum, der ihm als dem Erben des gesamten väterlichen Besitzes zukam, sondern nur Verschwendung von sauer Verdientem, das man nicht leichtfertig hergeben durfte. Er wollte sich nicht an einem Freudenfest beteiligen, das auf diese Kosten gehalten wurde.

Auf diese und ähnliche Weise schließen sich noch immer viele unbeabsichtigt von der Möglichkeit aus, mit Gott die Freuden der Erlösung hier und in der jenseitigen Welt zu teilen.

2. *Die Berechnungen der Verwalterschaft (16,1-13)*. Im Gleichnis vom verlorenen Sohn lernen wir einen jungen Mann kennen, der seinen Besitz mit einem ausschweifenden Leben vergeudete (siehe 15,13). Im Gleichnis dieses zweiten Abschnitts lernen wir einen Verwalter kennen, der die Güter seines Meisters verschwendete; so wurde auf alle Fälle behauptet (siehe 16,1). Das erste der beiden Gleichnisse lehrt uns, dass wir auch nach einem in Sünde vergeudeten Leben noch um fünf vor zwölf in wahrer Buße und im Glauben zu Gott umkehren können. Auch dann wird uns der Vater alles vergeben und uns als seine Kinder aufnehmen, ohne uns Vorhaltungen hinsichtlich unseres Vorlebens zu machen. Das zweite Gleichnis zeigt uns die andere Seite der Geschichte: Wenn wir unser Leben vergeuden, wird das in einem anderen Sinn ewige Auswirkungen haben.

Die Methoden des Verwalters waren wohl nicht ganz korrekt, und wir sollen sie auch nicht nachahmen. Aber seine Vorsorge ist nachahmenswert. Ihm war bewusst geworden, dass er seinen Posten bald würde aufgeben müssen, und damit würde er keinen Einfluss mehr auf die Güter seines Meisters haben. Darum verwendete er seine zeitlich

befristete Verwalterschaft, um sich mithilfe der ihm dabei anvertrauten Güter Freunde zu machen. Damit würden ihn Leute in ihre Häuser aufnehmen, nachdem er seinen Posten verloren hatte.

Wir stehen in der gleichen Situation. Nichts, was wir in diesem Leben haben, gehört uns. Wir haben nichts in die Welt gebracht, und es ist offenkundig, dass wir nichts hinausbringen werden (siehe 1Tim 6,7). Wir sind lediglich Verwalter. Eines Tages müssen wir sterben und alles zurücklassen. Es geht also um den »ungerechten Mammon« (von unserem Herrn so genannt, weil der Reichtum in dieser von Unordnung beherrschten Welt ungleich verteilt ist?). Solange wir noch über ihn verfügen können, sollen wir das ausnützen. Natürlich nicht, um das Heil zu verdienen, denn das ist unkäuflich, eine freie Gabe. Aber es geht darum, uns mit ihm oder durch ihn Freunde zu machen. Nicht treulose Freunde jenes Schlages, wie sie der verlorene Sohn vor seinem tiefen Fall gehabt hat, sondern Freunde, die uns in der ewigen Welt willkommen heißen und uns ewig verbunden bleiben: »Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit, wenn er zu Ende geht, man euch aufnehme in die ewigen Hütten« (16,9).

Wenn wir darüber nachdenken, wie es im Himmel wohl sein wird, sollten wir darauf achten, dass wir nicht ganz wirklichkeitsfremd werden. In gewisser Hinsicht ist der Himmel vielleicht gar nicht so verschieden vom Leben im Diesseits. Wir müssen bedenken, dass einerseits alle Gläubigen im Himmel gleich willkommen sind und alle gleichermaßen geliebt werden; aber es werden nicht alle gleich viele Freunde haben. Wenn bei der großen himmlischen Abrechnung die Tatsache an den Tag kommt, dass es die großzügige Opfergabe eines Gläubigen war, womit man die Johannesevangelien bezahlen konnte, durch die ein ganzer Volksstamm vom Heidentum zum Glauben an Christus bekehrt wurde, dann wird wohl jener Stamm dem Betreffenden in besonderer Weise seine ewige Dankbarkeit bezeugen. Dies werden die Angehörigen dieses Stammes allerdings nicht gegenüber demjenigen tun, der sein Bargeld lieber für seine privaten kleinen Genüsse verwendet hat. Wenn es um die Frage unserer Beziehung zu Christus als dem Heiland geht, ist das Ganze natürlich eine Einbahnstraße: Er hat hinsichtlich der Errettung alles getan. Aber wenn es um unser Verhältnis zu ihm als Freund geht, ist die Beziehung eine wechselseitige. Er sagte: »Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch gebiete«

(Joh 15,14). Wenn wir unsererseits diese Freundschaft vernachlässigen, sollten wir nicht denken, das habe auf die Ewigkeit keinen Einfluss.

In den Versen nach dem Gleichnis nennt der Herr einige ewige Folgen untreuer Verwalterschaft (siehe 16,10-13). Verglichen mit den wirklichen und ewigen Reichtümern, ist der ungerechte Mammon etwas ganz Kleines (siehe 16,10-11). Aber unser Umgang mit ihm gibt uns genügend Möglichkeiten zu beweisen, ob wir treu oder ungerecht gewesen sind. Sind wir im ungerechten Mammon nicht treu gewesen, so Christus hier sinngemäß, wer wird uns dann die wahren Reichtümer anvertrauen? Zudem ist nichts, was wir in dieser vergänglichen Welt haben, unser Eigentum. Es ist uns nur für eine gewisse Zeit zur Verwaltung übergeben. In der jenseitigen Welt ist es anders. Dort wartet ein ewiges Erbe auf uns, das Gott uns in und durch Christus mit einer Bundesverheißung zugesichert hat (siehe Gal 3,15-29). Das Erbe zu besitzen, ist eine Sache, die aktive praktische Nutzung des Erbes eine andere. Wenn wir daher in diesem Leben im Umgang mit dem Besitz eines anderen untreu gewesen sind, wer will uns dann die aktive Verwaltung unseres eigenen Besitzes in der kommenden Welt überlassen (siehe 16,12)? Und schließlich: In unserem Gebrauch des ungerechten Mammons in dieser Welt steht eine äußerst wichtige Angelegenheit auf dem Spiel. Wir können den Mammon im Dienst für Gott und zur Förderung seines Reiches gebrauchen; wir können ihn aber auch um seiner selbst willen verwenden. Tun wir das, missachten wir in Gottes Augen ihn selbst, indem wir ihn auf den zweiten Platz verweisen (siehe 16,13). Niemand denke, dass sich ein Leben, das man in einer Haltung der Missachtung gegenüber Gott verbracht hat, nicht auf die Ewigkeit auswirkt.

3. Die Pharisäer verhöhnen Christus (16,14-18). In 15,1-2 kritisierten die Pharisäer den Herrn, weil er ihnen zu lax war. Nachdem sie nun seine Lehre über den rechten Umgang mit dem Mammon gehört haben, verhöhnen sie ihn, weil er ihnen zu streng ist (16,14). Sie waren, wie Lukas sagt, geldliebend, und das erklärt ihre Haltung. Ihnen musste gesagt werden, dass die Maßstäbe, die sie sich selbst gesetzt hatten und die sie voller Stolz einhalten wollten, unendlich weit hinter den göttlichen Forderungen zurückblieben. Das war nicht nur in Geldfragen der Fall. Ja, in seinem Verlangen, Prostituierte und Zolleintreiber zur Bekehrung zu bewegen, saß Christus zusammen mit ihnen am Tisch.

Aber seine Lehren über Sexualmoral, Ehe und Scheidung bestanden auf einem göttlichen Ideal, zu dem einige seiner Kritiker des Evangeliums sich nie zu erheben gedachten. Zufrieden mit bloßer Gesetzlichkeit, waren sie nicht einmal bereit, seine Lehren wenigstens zu bedenken (siehe 16,18).

Noch heute hält bloße Religiosität den Menschen oft davon ab, das Heil einfach durch Glauben empfangen zu wollen, denn das könne nur zu einem zuchtlosen Leben führen, so die entsprechende Meinung. Man rät den Menschen stattdessen, alles zu unternehmen, um Gottes Gesetz zu halten. Wenn alle Anstrengungen, diesbezüglich »sein Bestes zu geben«, keineswegs ein geheiligtes Leben hervorgebracht haben, tröstet die Religion der eigenen Anstrengung den Menschen mit dem Gedanken, dass Gott schließlich sehr verständnisvoll sei. Nur ein Fanatiker könne annehmen, Gott verlange von uns, dass wir das Gesetz so ernst nehmen müssten. Aber eine derartige Religiosität ist Trug. Kein Himmel, der diesen Namen verdient, kann darauf aufbauen. Ja, der Mensch, der sich selbst mit solchen Vorstellungen von Gottes Gesetz tröstet, befindet sich in Lebensgefahr, wie der nächste Abschnitt zeigt.

4. Die Tröstungen des Himmels (16,19 – 17,10)

1. Die Bitten der Verlorenen abgeschlagen (16,19-31). Die Pharisäer, die Christus wegen seiner Lehren über den rechten Umgang mit dem Geld verhöhnten, werden nicht als reich, sondern als geldliebend bezeichnet (siehe 16,14), und das ist nicht das Gleiche. Die Gefahren, die der Geldliebe innewohnen, lehrt unser Herr jetzt mit großer Eindringlichkeit in der Geschichte von einem reichen Mann, der sich herrlich kleidete, alle Tage in Prunk lebte und ein Festmahl nach dem anderen gab. Als er dann jedoch starb, schlug er die Augen im Hades auf.

Wie den Leuten von 13,25-30 bleibt dem Reichen der Zugang zum Himmel verwehrt, obwohl er eigentlich dorthin gelangen wollte. So wenig jene es erwartet hatten, sich auf der falschen Seite der verschlossenen Tür zu finden, hatte dieser erwartet, am Ende auf der falschen Seite der großen Kluft zu sein (siehe 16,26). Er flehte um Erleichterung seiner Qualen, wie jene um Einlass flehten, und wie die Bitten jener so wurden auch seine abgeschlagen. Warum verpasste er denn das Heil?

Wir müssen an dieser Stelle behutsam vorgehen, denn wir könnten sonst den voreiligen Schluss ziehen, er habe die Errettung verfehlt, weil er mit seinem Geld nicht großzügig genug gewesen sei und den Armen kein Mitleid entgegengebracht habe. Das wäre einerseits zwar eine richtige, aber doch nur eine halb wahre Folgerung, und wie das bei Halbwahrheiten so oft der Fall ist, sind sie irreführend und deshalb gefährlich. Daraus könnte nämlich jemand folgern, man müsse von seinem Besitz nur einen erheblichen Teil an die Armen und Hungernden dieser Welt abgeben, und damit hätte man sich ein Recht erworben, in den Himmel zu kommen. Das trifft natürlich nicht zu. Die Schrift lehrt ausdrücklich, dass die Errettung durch Glauben und nicht aus Werken geschieht (Eph 2,8-9; Tit 3,5).

Obwohl die Errettung nicht durch Taten der Nächstenliebe und gute Werke erlangt wird, führt sie andererseits aber stets dazu, dass der Betreffende seine Mitmenschen liebt und gute Werke tut. Ein Glaubensbekenntnis, das nicht durch gute Werke bestätigt wird, erweist sich als unecht (siehe Jak 2,14-24).

So verhielt es sich mit dem Reichen: Er hatte nie wirklich geglaubt, was er zu glauben vorgab. Er war kein Atheist; wir dürfen auch nicht annehmen, er sei ein Sadduzäer gewesen, denn Angehörige dieser Gruppe glaubten nicht an ein Leben nach dem Tod. Wie die Pharisäer, denen Christus diese Geschichte erzählte, hätte er wahrscheinlich beteuert, er glaube, dass die Bibel Gottes Wort ist und dass auf den Tod das Gericht folgt. Sein Fehler bestand darin, dass er keinen Augenblick bewusst daran dachte, sein Bekenntnis ernst zu nehmen. Das lässt sich an seinem Verhalten ablesen. Das zweitgrößte Gebot des Alten Testaments lautete: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« Direkt vor seiner Haustür lag ein Bettler, über den er jedes Mal beim Verlassen des Hauses fast stolpern musste, voller Geschwüre und von Hunger geplagt. Obwohl man einige Speisereste, die von seiner Tafel fielen, gelegentlich dem Bettler überließ, scherte sich der Reiche selbst nie darum, diesem Mann Zuneigung oder Mitleid zu zeigen. Er dachte, es sei gleichgültig, ob er dem göttlichen Gesetz gehorche oder nicht – wenigstens konnte es seiner Ansicht nach nicht so wichtig sein, denn würde Gott ihn für seinen Ungehorsam in diesem einen Punkt gleich in die Hölle werfen? Nur engstirnige Leute und Fundamentalisten hielten sich streng an die Bibel und nahmen sie in jeder

Beziehung wörtlich. Die bloße Vorstellung, dass Gott ihn oder einen seiner kultivierten, weltmännischen, sehr angenehmen und gebildeten Freunde in die Hölle werfen könnte, war für ihn absurd. Niemand in seinen Kreisen glaubte so etwas; er erst recht nicht. Der Unglaube, der seiner Tatenlosigkeit auf diesem Gebiet zugrunde lag, trat dann auch in seinem abschließenden Gespräch mit Abraham zutage (siehe 16,27-31). Als er darum bat, dass man Lazarus zu seinen Brüdern senden und sie warnen solle, antwortete Abraham, dass das nicht nötig sei: Sie hatten ja die Bibel, in der sie alles nachlesen konnten. Dagegen wandte der Reiche ein, es sei nicht davon auszugehen, dass seine Brüder die Bibel ernst genug nehmen würden. Erst wenn irgendeine spektakuläre Erscheinung sie aufrütteln würde, täten sie Buße. Der Reiche war sich diesbezüglich so sicher, weil er selbst nie wirklich geglaubt hatte, was die Schrift sagte. Deshalb war er ja jetzt in der Gottesferne.

Abraham blieb bei seiner Weigerung: Er würde Lazarus nicht zu seinen Brüdern senden, um sie zu warnen. Dabei ist es aufschlussreich, den entsprechenden Grund zu beachten: Es ist nicht so, dass Abraham oder auch Gott entschlossen war, den Menschen nur das absolute Minimum an Beweisen zu gewähren. Angenommen, die Brüder hätten sich dadurch, dass einer aus den Toten zu ihnen kommt, zur Buße bringen lassen. Dann wäre jedes Zimmer, in dem sie saßen, und jede Straße, die sie entlanggingen, mit entsprechenden Erscheinungen erfüllt gewesen. Aber Erscheinungen hätten ihnen nicht geholfen. Sie mussten nicht davon überzeugt werden, dass Menschen nach dem irdischen Tod weiterleben, dass auf den Tod das Gericht folgt oder dass es eine Hölle gibt. Sie mussten sich vielmehr davon überzeugen lassen, wie sehr sie das Gesetz Gottes vernachlässigt hatten, sodass sie unweigerlich der Hölle entgegengingen. Das war eine moralische Angelegenheit und letztlich eine Frage nach der Wesensart Gottes. Der stärkste Beweis, den es in dieser Sache geben konnte, war deshalb Gottes Wort, das sich in schnörkellosen Aussagen an das moralische Gewissen und Urteilsvermögen der Brüder richtete. Und das trifft auch auf uns zu. Wenn wir in unserem moralischen Urteil so fahrlässig sind, dass wir die Warnungen der Bibel auf die leichte Schulter nehmen und unsere Schuld vor Gott außer Acht lassen (siehe Joh 3,18; Röm 1,18.20; 2,1 – 3,20), dann gilt: Auch die spektakulärsten Erscheinungen können uns nicht davon überzeugen, dass wir verloren sind, wenn wir nicht Buße tun.

Nun wird die Geschichte vom reichen Mann und von Lazarus nicht als Gleichnis bezeichnet, und sie ist eindeutig auch keines.⁷⁰ Aber die Sprache, in der ihr endgültiger Zustand beschrieben wird, ist offensichtlich der Metaphorik entnommen. Es ist lehrreich, die von unserem Herrn hier verwendeten bildlichen Ausdrücke mit seinen in 13,22-30 gebrauchten zu vergleichen. Dort wurde gezeigt, dass die Verlorenen sehen konnten, wie Abraham und die anderen Gäste beim Gastmahl eintrafen. Die Betreffenden baten um Einlass, doch weil die Tür verschlossen war, mussten sie draußen bleiben. Dort findet sich natürlich kein Gedanke daran, dass die Tür verschlossen war, um die Gäste daran zu hindern herauszukommen. In unserer vorliegenden Geschichte wird in ähnlicher Weise der Reiche so dargestellt, dass er Abraham und Lazarus sehen kann. Diesmal heißt es jedoch, dass sie in weiter Ferne sind (siehe 16,23). Zwischen ihm und ihnen befindet sich keine geschlossene Tür, sondern eine Kluft, die es zudem nicht nur dem Reichen verwehrt hinüberzugehen, sondern auch Lazarus daran hindert, zum Reichen zu kommen (siehe 16,26).

Auf der Erde war keine Kluft zwischen dem Reichen und Lazarus, der vor seiner Tür lag. Es war für den Reichen auch nicht schwer, die Not des Lazarus zu sehen; in seiner Krankheit bot dieser einen erbärmlichen Anblick. Wie eindeutig war die Lektion, die Gott dem Reichen vermittelt hatte, und wie nahe die Gelegenheit, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst! Wie leicht wäre es ihm möglich gewesen, aktiv zu werden! Er hätte den Bettler jederzeit zu sich ins Haus holen, seine Krankheit behandeln und ihn zum Essen einladen können. Hätte er Lazarus so behandelt, wäre nicht nur sein Leben mit einer bisher unbekanntem Freude und Erfüllung bereichert worden, sondern es hätte auch seine moralische Wesensart geformt. Aber der Reiche errichtete eine unüberwindbare Kluft herzloser Eigenliebe zwischen sich und dem kranken Bettler.

In der ewigen Welt trennt ihn nun eine Kluft anderer Art für immer von Lazarus. Der Reiche kann jetzt nicht mehr zu Lazarus hinüberwechseln, um ihm noch irgendetwas Gutes zu tun – dieser braucht es ohnehin

70 Ein Gleichnis beruht auf Dingen und Handlungen in dieser Welt, z.B. Weizen, Unkraut, Schafe, Öllampen usw., die als Vergleichspunkte für höhere Wirklichkeiten gebraucht werden. Aber Himmel und Hölle, in die Lazarus und der Reiche letztendlich eingingen, beinhalten keine Gleichnisse höherer Wirklichkeiten, sondern sind vielmehr selbst die höchsten Wirklichkeiten.

nicht mehr. Aber auch Lazarus kann nicht mehr zum Reichen gelangen, um dessen Qualen zu lindern oder dessen Zustand zu verbessern. Der Reiche hatte seinen ganzen Besitz samt allen erlesenen Speisen zurücklassen müssen. Aber er hatte sein Wesen als Mensch mitgenommen. So wie seine Wesensart beim Abscheiden von dieser Welt war, so bleibt sie in Ewigkeit. Obwohl er sich noch um seine Brüder sorgt, findet er auf ewig keine Gelegenheit mehr, ihnen in denjenigen Dingen zu helfen, die er jetzt als die wichtigsten erkennt. Und das quält ihn.

Wir wollen unsere letzten Gedanken zu dieser Geschichte Lazarus zuwenden. Nach den Leiden im Diesseits wird er jetzt getröstet (siehe 16,25). Wir sehen ihn im »Schoß« Abrahams. Auf Erden war er offenkundig ein wahrer Sohn Abrahams, des Vaters aller Gläubigen. Es brauchte gewiss einen sehr starken Glauben, um die bedrückenden äußeren Umstände zu ertragen, die ihm im irdischen Leben zusetzten. In der ihm zugedachten Stellung war ein großes Ausharren nötig, weil er sonst allen Glauben an Gott hätte verlieren können. Das Problem des Leidens ist für uns ein großes Geheimnis. Aber so viel verstehen wir: Das Leiden einiger bietet Gelegenheiten, in anderen Eigenschaften zu entfalten, die ohne dieses Leiden kaum zur Entfaltung gekommen wären. Dabei ist entscheidend, ob diese Gelegenheiten genutzt werden oder nicht. Der gläubige Missionsarzt, der die Echtheit seines Glaubens durch hingebungsvollen Dienst an Leprakranken beweist, entwickelt einen Charakter von ewigem Wert und wird in der Herrlichkeit gewiss seinen Lohn von Gott bekommen. Aber all das wurde durch die Tatsache veranlasst, dass es Leprakranke gab, denen er dienen konnte. Dabei fragen wir uns: Wessen Aufgabe ist schwieriger – diejenige des Leprapatienten oder die des allseits anerkannten Missionsarztes? Doch wohl die des Erstgenannten. Doch wie stellt sich die Situation derer dar, die von Lepra befallen sind? Wir dürfen nicht meinen, dass die bloße Tatsache ihres Leidens ihnen automatisch ein Anrecht auf den Himmel gibt, ebenso wenig, wie der Wohlstand des Reichen ihn automatisch in die Hölle verbannte. Wenn aber die Aussätzigen und Leprakranken wahre Söhne Abrahams sind, wird ihr durch Leiden geläuterter Glaube »Lob und Herrlichkeit und Ehre in der Offenbarung Jesu Christi« zur Folge haben (1Petr 1,7⁷¹). Und Gott wird sie trösten

71 A. d. H.: In Bezug auf die Wendung »zur Folge haben« vgl. Schlachter 1951 und Schlachter 2000.

über alles Leiden, das in seiner Hand zum Mittel wurde, die Wesensart in anderen vollkommen zu machen. Ja, es gibt einige Leute, die haben nur Hohn für die Lehre übrig, dass die Lazarusse dieser Welt in der Ewigkeit getröstet werden. Sie behaupten, das gebe den Bessergestellten eine willkommene Entschuldigung dahin gehend, dass sie meinen, es sei ziemlich belanglos, ob man die Armen vernachlässige. Sie haben offensichtlich vergessen, was nach den Worten Christi mit dem reichen Mann geschah, weil er sich nicht um Lazarus kümmerte.

2. Die Haltung der Jünger zu Ärgernissen, die kommen müssen (17,1-4).

Wir haben gerade gesehen, dass wahrer, aufrichtiger und aktiver Glaube diese ewigen Auswirkungen hat. Angesichts dessen kann keine Sünde gegen den Nächsten schwerwiegender sein, als etwas zu tun oder etwas zu sagen, das ihn in seinem Glauben an Gott, an die Gottheit Christi, an die Autorität der Bibel, an den Wert seiner Erlösung oder an die Wirklichkeit seines Heils zu Fall bringen bzw. diesen Glauben völlig zugrunde richten kann. Christus sagt, dass in dieser unvollkommenen Welt Anstöße zur Sünde unvermeidlich sind. Die Folgen für denjenigen, der dafür verantwortlich ist, sind jedoch so schwerwiegend, dass es für ihn besser gewesen wäre, man hätte ihn mit einem Mühlstein um den Hals ins Meer versenkt, bevor sich ihm die Gelegenheit bot, jemanden am Glauben irrezumachen. Denn auf dem Meeresboden ist ihm jede Gelegenheit genommen, anderen Schwierigkeiten zu bereiten.

Ein wahrer Jünger hat daher in diesem Zusammenhang zwei besondere Pflichten: Erstens muss er seinen Bruder zurechtweisen, wenn dieser sündigt (siehe 17,3). Manchen Leuten scheint es Freude zu bereiten, anderen Vorhaltungen zu machen. Doch wenn sie das tun, verhalten sie sich dabei nicht so, wie es der Herr geboten hat. Die meisten von uns finden es unangenehm, und wir entziehen uns feige der Pflicht, indem wir diesbezüglich überhaupt nichts tun. Aber wenn unsere Sünde in Form unseres Schweigens einen Bruder in seiner Sünde bestätigt, stellt sich die Frage: Wo mag er am Ende hingelangen? In dieser Sache ist Christus wie in allen anderen das Vorbild. Er rügte beispielsweise »Herodes ... diesen Fuchs«, obwohl er damit, menschlich gesprochen, sein eigenes Leben gefährdete (siehe 13,31-33).

Zweitens muss der wahre Jünger seinem bußfertigen Bruder vergeben – sogar dann, wenn dieser siebenmal am gleichen Tag gegen ihn

sündigt und wieder Buße tut (siehe 17,4). Gott selbst verweigert keinem die Vergebung, der aufrichtig umkehrt. Doch angenommen, jemand behauptet, Christus zu kennen, und verweigert seinem bußfertigen Bruder trotzdem die Vergebung, sodass dieser den Eindruck bekommt, Buße sei nutzlos. Schließlich hört er als derjenige, dem die Vergebung versagt wurde, sogar generell auf, angesichts seiner Sünden gegenüber den Mitmenschen oder Gott Buße zu tun. Was für eine Tragödie! Wenn jemand als Jünger Christi denkt, es sei eine unmögliche Forderung, einem sündigenden Bruder siebenmal am gleichen Tag zu vergeben, dann soll er sich an seinen Herrn erinnern: Er rief Jerusalem auf, sich bei ihm zu bergen und Zuflucht zu suchen, aber wie oft wies es ihn ab, und wie oft erneuerte er trotzdem sein Gnadenangebot (siehe 13,34)!

3. Der Anspruch des Herrn und die Bedürfnisse seiner Knechte (17,5-10). Angesichts so schwerer Pflichten wie der im zweiten Abschnitt erörterten, baten die Apostel den Herrn, ihren Glauben zu mehren.

Sie bekamen die anregende Antwort, dass ein Glaube, der nicht größer sein muss als ein Senfkorn, einen Baum entwurzeln und ins Meer verpflanzen kann. Einem Glauben, der so stark ist, kann kaum eine Pflicht zu schwer sein. Aber ein so unerschütterlicher Glaube kann auch dazu führen, dass wir falsche innere Haltungen übernehmen: Gerade der Erfolg des Glaubens kann uns geistlich hochmütig und anmaßend machen. Darum lehrt der Herr als Nächstes, welche Haltung wir als Knechte gegenüber Gott stets einnehmen müssen.

Christus fragt: »Wer aber von euch, der einen Knecht hat, der pflügt oder weidet, wird, wenn er vom Feld hereinkommt, zu ihm sagen: Komm und lege dich sogleich zu Tisch? Wird er nicht vielmehr zu ihm sagen: Bereite zu, was ich zu Abend essen soll, und gürt dich und bediene mich, bis ich gegessen und getrunken habe; und danach sollst du essen und trinken?« (17,7-8). Die Form seiner Analogie und die entscheidende Betonung des Begriffs »sogleich« lädt uns ein, den vorliegenden Abschnitt mit 14,1-6 und der dort gelehrten Lektion zu vergleichen (S. 317f.), um daraus Nutzen zu ziehen. Wenn für Gott die Errettung des Menschen wichtiger ist als alle Zeremonien und alle zu seinem Lob abgehaltenen Festversammlungen, dann gilt: Wir als die Erretteten müssen Gott immer zuerst dienen, bevor wir unsere eigenen Interessen verfolgen. Und wir dürfen nie den Gedanken in uns auf-

kommen lassen, wir hätten Gott ja so vortrefflich gedient, dass wir nun das Recht haben, unsere Bedürfnisse und deren Befriedigung über seine Forderungen zu stellen. Wir können Gott noch so gut und umfassend dienen, er wird nie verpflichtet sein, uns gegenüber etwas Bestimmtes zu tun. Es mag uns vorkommen, dass er sich nicht dankbar oder anerkennend zeigt, nachdem wir ihm (gemäß unserer Sichtweise) treu gedient haben (siehe 17,9). Aber warum sollten wir das überhaupt von ihm erwarten? Wenn wir all das von uns Geforderte getan haben, dann haben wir ja nur getan, was wir ihm ohnehin schuldeten. Beim großen Gastmahl wird der Meister selbst uns bedienen (siehe 12,37). Drängt uns das nicht, jede Gelegenheit zu ergreifen, um vorher ihm zu dienen?

Das Hingehen: Phase 4

Lukas 17,11 – 19,28

Zurüstung, um mit Christus zu regieren

Voruntersuchung

Die Sätze

I. Über das Kommen des Reiches (*17,11 – 18,14*)

II. Über das Eingehen ins Reich (*18,15 – 19,28*)

PHASE 4

Zurüstung, um mit Christus zu regieren

Voruntersuchung

Die Phase 4 liegt zwischen den beiden Aussagen über die Reise, die sich in 17,11 und 19,28 befinden. Der größte Teil der Ausführungen in dieser Phase ist Sondergut des Lukas, und das Übrige, das auch Matthäus oder Markus überliefert haben, kommt bei Lukas an anderer Stelle vor.

Der lange Abschnitt in 17,22-37 handelt vom Kommen des Sohnes des Menschen. Offensichtlich hat der Herr vieles hier bereits Gelehrte in der Leidenswoche den Jüngern erneut weitergegeben (siehe Mt 24,26-28.37-41). Lukas ist der Einzige, der uns sagt, dass Christus diese Dinge erstmals lehrte, als er sich noch auf dem Weg nach Jerusalem befand.

Das Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter (18,1-8) findet sich nur bei Lukas. Es bezieht sich ausdrücklich auf die Wiederkunft des Sohnes des Menschen (siehe 18,8).

Beim Gleichnis von den anvertrauten Pfunden in 19,11-27 geht es thematisch um den Lohn, den Christi Knechte bei seiner Wiederkunft empfangen werden. Lukas allein hält die Tatsache fest, dass unser Herr dieses Gleichnis während seines Hinaufgehens nach Jerusalem lehrte.⁷²

Das Kommen Christi und seine Herrschaft über die Erde sind mit hin die Themen, welche die vorliegende Phase dominieren. Inzwischen war unser Herr auf seiner Reise Richtung Jerusalem ein ganzes Stück weitergezogen, und es lag nahe, dass die Fragen, wann das Reich Gottes wohl erscheinen werde, sich immer häufiger aufdrängten. Bis zur Hauptstadt Israels war es ja nicht mehr weit! Einige hatten die Vorstellung, das Reich müsse sogleich erscheinen (siehe 19,11). Der Gedanke, dass sie zum Gefolge des Sohnes Davids gehörten, muss für sie ungeheuer aufregend gewesen sein. Dabei waren sie der Meinung, dass

⁷² Das Gegenstück im Matthäusevangelium ist das ganz andersgeartete Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg (Mt 20,1-16), das er in ähnlicher Weise während seines Hinaufgehens lehrte und das ebenfalls die Frage des Lohnes behandelt.

Jesus seine allerletzten Schritte auf dem Weg zur Thronbesteigung und zu seiner weltweiten Herrschaft ging.

Worin bestanden folglich die von Lukas aufgezeichneten Lektionen, die nach dem Urteil Christi für die ihn begleitenden Menschen auf diesem Reiseabschnitt besonders angemessen und nötig waren? Er musste offenkundig ihr Verständnis von den entsprechenden Zeiten und Zeitpunkten zurechtrücken. Zweimal sprach er offen aus, dass als nächste Geschehnisse seine Verwerfung, Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung folgen würden (siehe 17,25; 18,31-34). Dann lehrte er sie das Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter (siehe 18,1-8), um sie im Voraus nachdrücklich darauf hinzuweisen, dass ihr Glaube auf die Probe gestellt werden sollte: Es würde nämlich so aussehen, als verziehe Gott, wenn es darum ging, den Seinen ihr Recht zu gewähren und den Sohn des Menschen zu senden (18,1.8). Dennoch würden diese Ereignisse nach Gottes Zeitrechnung bald eintreten.⁷³ Und das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden erzählte der Herr (wie ausdrücklich vermerkt wird [siehe 19,11]), um der weitverbreiteten falschen Erwartung entgegenzuwirken, dass das Reich Gottes alsbald anbrechen werde. Vielmehr würde zwischen seiner Himmelfahrt und Wiederkunft für die Jünger eine lange Zeit des verantwortlichen Dienens liegen.

Trotz dieser Korrekturen und Erklärungen bestand die Hauptabsicht unseres Herrn mit seiner Lehre in dieser Phase darin, die Aufmerksamkeit der Jünger auf das kommende Reich zu richten. In Jerusalem warteten Leiden auf ihn. Aber das war nur eine Station auf seinem Weg »in ein fernes Land, um ein Reich für sich zu empfangen und wiederzukommen« (19,12). Wenn seine Jünger ihm jetzt nicht in jenes ferne Land folgen konnten, so mussten sie wissen, was sie bei seiner Wiederkunft zu erwarten hatten und wie sie sich darauf vorbereiten sollten.

Wir können dabei zuallererst also nicht nur feststellen, welches Gewicht Lukas den Lehren unseres Herrn vom Kommen des Sohnes des Menschen verleiht. Vielmehr erkennen wir auch, wie ausgewogen er darüber berichtet. Der lange Abschnitt in 17,22-37 spricht von jenem Kommen als einer Zeit verheerender Gerichte ähnlich der Sintflut und der Zerstörung Sodoms. Die langen Abschnitte in 18,18-30 und 19,11-27

⁷³ Eine ausführliche und hilfreiche Erörterung der Übersetzung von 18,7 findet sich bei Marshall, S. 674-677. Die Wiedergabe, die in der RSV und NIV geboten wird, ist zweifelhaft und fügt sich nicht in den Gedankenfluss des Abschnitts.

richten den Blick auf andere Aspekte: Dort geht es nicht nur um das Kommen des Reiches, sondern auch um den Eingang ins Reich. Dabei hören wir, dass das Kommen Christi hauptsächlich, wenn auch nicht ausschließlich, der Tag ist, an dem Christus seine Knechte belohnen wird (man beachte besonders 18,28-30).

Als Nächstes sollten wir die Methoden zur Kenntnis nehmen, mit denen Lukas seine Haupt- und Unterthemen miteinander verwoben hat, sodass die Phase in ihrer Gesamtheit eine zusammenhängende Botschaft darstellt. Als erste dieser Methoden ist seine Wahl bestimmter Begriffe zu nennen. Im Verlauf der ganzen Phase bedient er sich sowohl auf der wörtlichen als auch auf der metaphorischen Ebene mehrfach eines Wortspiels, wenn es um die zusammengehörenden Gedanken des »Erscheinens« und des »Sehens« geht. Wir erfahren, dass der Sohn des Menschen bei seiner Wiederkunft »wie der Blitz« sein wird, der plötzlich aufflammt und überall gleichzeitig sichtbar ist (siehe 17,24). Der Sohn des Menschen wird »offenbart« werden (17,30). Das Reich Gottes wird »erscheinen« (19,11). In der Zwischenzeit sehnen sich die Jünger Christi danach, einen der Tage des Sohnes des Menschen zu »sehen«, aber sie werden ihn nicht »sehen« (17,22). Sie werden außerdem davor gewarnt, den Messias hier oder dort suchen zu wollen (17,23). Der Gedanke besteht also darin, dass der Sohn des Menschen und sein Reich für eine unbestimmte Zeit verhüllt (d. h. unsichtbar) sein werden. Eines Tages wird die Hülle zur Seite gezogen, und dann werden der König und sein Reich in sichtbarer Form erscheinen.

Wenn aber der Sohn des Menschen – und das ist der Kernpunkt des Lukas – offenbart und von aller Welt erkannt wird, wird alle Welt inne- werden, dass er kein anderer ist als der Eine, der die Erde einst besucht hatte und den Weg von Galiläa nach Jerusalem gereist war. Es waren verhältnismäßig wenige, die ihn damals erkannten. Einige erkannten ihn jedoch, und diese Erkenntnis rettete sie. Einer von zehn Aussätzigen sah nicht nur, dass er körperlich geheilt worden war (siehe 17,15), sondern verstand auch die Bedeutung der Heilung und kehrte zu Christus zurück. Damit empfing er von ihm zusätzlich zur Heilung geistliche Genesung, die Errettung (17,19). Ebenso sah der Blinde vor Jericho, dass der Mensch, in dem die Leute nur Jesus von Nazareth sahen, der Messias, der Sohn Davids, war. Diese Einsicht schenkte ihm nicht nur das Augenlicht, sondern auch Errettung und damit ein vollständig ver-

ändertes Leben (18,35-43). Und Zachäus, der Oberzöllner, hatte ebenfalls das Verlangen, »Jesus zu sehen, wer er wäre«, und was er sah, führte zu seiner Bekehrung: »Heute ist diesem Haus Heil widerfahren« (19,9; vgl. den ganzen Abschnitt 19,1-10).

Es gab aber auch einen reichen Obersten, der trotz seiner höflichen Anrede zu Beginn seines Gesprächs mit Christus (siehe 18,18-19) nicht wirklich erkannte, wer der Herr war. Darum wies er das Wort Christi zurück und verscherzte sich damit die Gelegenheit, ins Reich Gottes einzugehen, wenn es kommen würde (siehe 18,23-24). Ebenso im Gleichnis von den anvertrauten Pfunden: Einer der zehn Knechte verscherzte sich jede Möglichkeit, mit Christus zu regieren. Wenn der Herr in seinem kommenden Reich herrschen wird, wird dieser Knecht nicht dabei sein, weil er eine verkehrte Sicht vom Wesen des Herrn hatte (siehe 19,21).

Ein anderer Kunstgriff, den Lukas verwendet, um die verschiedenen Themen dieser Phase miteinander zu verweben, ist folgender: Er ruft durch einen wichtigen Bestandteil einer späteren Geschichte einen bedeutsamen Sachverhalt einer früheren wieder ins Gedächtnis. Dies hat er in den bisherigen Kapiteln seines Evangeliums schon oft getan. In Bezug auf diese Phase soll ein einfaches Beispiel genügen: Die Lektion, die der Herr mit dem Gleichnis von der Witwe und dem ungerechten Richter vermitteln will, ist die Notwendigkeit, ungeachtet aller Entmutigungen im Gebet auszuharren (siehe 18,1). Dabei verheißt er allen, die »Tag und Nacht zu ihm (d. h. zu Gott) schreien« (18,7), dass er ihr Gebet erhören und sie schließlich belohnen wird. Das griechische Wort, das Lukas für »schreien« verwendet, ist *boaō*. Etwa 25 Verse später beginnt Lukas die Geschichte vom Bettler, der »rief und sprach: Jesus, Sohn Davids, erbarme dich meiner« (siehe 18,38; vgl. den ganzen Abschnitt 18,35-43). Lukas gebraucht hier für »rufen« wiederum das griechische Wort *boaō*. Die Menschenmenge wollte den Bettler zum Schweigen bringen, aber er rief unablässig, bis er bekam, worauf er so hartnäckig bestand (siehe 18,39-42). Das Echo des Gleichnisses, das in dieser Geschichte wiederhallt, ist nicht zu überhören. Worum es dabei in erster Linie geht, werden wir später bedenken müssen.

Und es gibt noch einen Kunstgriff, den Lukas in dieser Phase recht häufig anwendet. Er besteht darin, dass er zwei Abschnitte aufeinanderfolgen lässt, die ein gemeinsames Thema aus zwei verschiedenen

Blickwinkeln behandeln. Dazu nimmt er im zweiten Abschnitt jeweils den entgegengesetzten Standpunkt ein, wobei sich die beiden Sichtweisen aber ergänzen. Doch diese und andere Eigenschaften sehen wir am klarsten, indem wir wie üblich eine Tabelle vom Inhalt der Phase erstellen (siehe S. 346 und 347).

Die Sätze

I. Über das Kommen des Reiches (17,11 – 18,14)

1. Die Rückkehr des Aussätzigen (17,11-19). Das Erste, was man in dieser Geschichte beachten sollte, ist die wichtige Rolle, die geografische und räumliche Angaben im Verlauf der Erzählung spielen. Lukas begnügt sich nicht damit, uns darüber zu informieren, dass die Heilung in irgendeinem Dorf während der Reise nach Jerusalem stattfand, wie er es beispielsweise in 10,38 tat. Vielmehr fügt er ergänzend hinzu, dass unser Herr durch das Grenzgebiet zwischen Samaria und Galiläa reiste. Die Galiläer waren Israeliten, die Samariter hingegen waren, wie der Herr später ausdrücklich vermerkt, Fremde (siehe 17,18). Indem er die Grenzregion zwischen den beiden Gebieten erwähnt, weist Lukas erstmals in der Geschichte auf Trennung, Distanz und Entfremdung hin. In 17,12 folgt ein zweiter Hinweis: Dort begegneten Christus zehn Aussätzige, die »von fern standen«. Sie mussten laut rufen, damit ihre Stimme die Distanz zwischen sich und den Vorbeiziehenden überwinden konnte. Das Gesetz verbot Aussätzigen, den Gesunden zu nahe zu kommen. Wir beachten als Nächstes, dass Christus diesmal nicht zu den Aussätzigen ging, sie berührte und heilte, wie er es mit anderen Aussätzigen getan hatte (siehe 5,12-13). Vielmehr blieb er auf Distanz und sagte ihnen lediglich, sie sollten gehen und sich den Priestern zeigen. Erst als sie gingen, wurden sie gereinigt. Inzwischen war die Distanz zwischen ihnen und Christus noch größer geworden.

Da erkannte einer der Aussätzigen, dass er rein geworden war. Dafür war er Gott natürlich dankbar, aber es ist die Art, in der er seine Dankbarkeit bezeugte, die zum Verständnis der besonderen Lektion dieser Geschichte entscheidend ist. Wir denken vielleicht, er hätte Gott dank-

bar sein und seinen Weg zum Priester fortsetzen können, ohne je zu Christus zurückzukehren. Aber nein! Christus erwartete von ihm und den Übrigen nur eines: Er wollte, dass sie »zurückkehrten«, d. h. zu Christus zurückkehrten, »um Gott Ehre zu geben« (17,18). Ebenso ging es nicht nur darum, dass sie gemäß seinen Erwartungen ihm und auch Gott dankbar waren, obwohl der zurückgekehrte Aussätzige genau das tat. Die Ausdrucksweise in 17,18 besagt vielmehr, dass sie zu Christus zurückkehren mussten, um in dieser Sache Gott in der rechten Weise Ehre geben zu können.

Ein Aussätziger kehrte zurück. Dabei ist es beglückend zu sehen, wie somit jegliche Distanz und Entfremdung zwischen ihm und Christus sowie zwischen ihm und Gott verschwand. Natürlich bestand keine Notwendigkeit gesellschaftlicher Ausgrenzung mehr. Der Betreffende musste nicht mehr von fern stehen; er kam und fiel zu den Füßen des Herrn nieder. Er war ein Samariter, während Jesus ein Jude war. Die Schranke, die in nationaler und gottesdienstlicher Hinsicht bestand, war bedeutungslos geworden. Gewiss, der Aussatz hatte ihn schon vor langer Zeit mit neun jüdischen Aussätzigen in ihrer gemeinsamen Isolation zusammengeführt, weil sie sowohl von Juden als auch von Samaritern ausgegrenzt worden waren. Aber die Reinigung hatte ihn die göttliche Macht Jesu, des aus den Juden hervorgegangenen Messias, erkennen lassen. Damit hatte er auch all das angenommen, was sich daraus ergab. Aber das Wichtigste von allem war dies: Als er dankbar die in Christus geoffenbarte göttliche Macht anerkannte, kehrte er zu jener Person zurück, durch die sich diese Macht bezeugt hatte. Daraufhin konnte ihm derjenige, der ihn geheilt hatte, auch Errettung gewähren (siehe 17,19): Es ging nicht nur um körperliche Heilung, wie sie auch die anderen Neun empfangen hatten, sondern auch um Vergebung, Versöhnung und ewiges Leben sowie um die Aufhebung der Entfremdung und Distanz zwischen ihm und Gott, die seine Sünde und seine moralische Unreinheit bewirkt hatten.

Was aber war mit den Neun? In der Geschichte erfahren wir nichts weiter von ihnen. Wir sollten nicht annehmen, dass sie zu den Priestern gingen wie eine Schar von Atheisten, die sich zähneknirschend in ein religiöses Ritual fügen, woran sie nicht glauben. Wir haben allen Grund anzunehmen, dass sie wie gute rechtgläubige Juden zu den Priestern gingen und dabei ein Loblied auf den Lippen hatten. Aber

Phase 4 des Gehens (17,11 – 19,28)

I. Über das Kommen des Reiches (17,11 – 18,14)

(A) 1. Die Rückkehr des Aussätzigen (17,11-19)

Zehn Aussätzige werden gereinigt; nur einer kehrt zurück, um seinen Dank zum Ausdruck zu bringen, sodass er nicht nur Heilung, sondern auch Heil empfängt.

(B) 2a. Das Kommen des Reiches ist nicht sichtbar (17,20-21)

Es ist eine Frage der Herzshaltung zum Reich, das bereits »mitten unter euch« ist.

2b. Das Kommen des Menschensohnes wird sichtbar sein (17,22-37)

Eine Warnung an diejenigen, die den Anspruch Christi ablehnen, veranschaulicht an den Tagen Noahs und Lots: Wer von materiellen Gütern und irdischen Angelegenheiten in Beschlag genommen ist, wird beim Kommen des Menschensohnes nicht bereit sein.

(C) 3a. Die Witwe und der ungerechte Richter (18,1-8)

Ein Gleichnis über beharrliches Beten: Trotz Entmutigung durch einen ungerechten Richter bittet die Witwe ihn so lange, bis er ihr Recht verschafft.

3b. Der Pharisäer und der Zöllner (18,9-14)

Ein Gleichnis von zwei betenden Männern: Ein Pharisäer, der sich seiner guten Werke rühmt und einen Zöllner verurteilt, wird nicht gerechtfertigt. Dagegen wird der Zöllner, der Gott nur um Gnade anfleht, gerechtfertigt.

II. Über das Eingehen ins Reich (18,15 – 19,28)

(B') 1a. *Kinder werden gesegnet (18,15-17)*

Der Eingang ins Reich entscheidet sich an der Herzenshaltung: Wer es nicht wie ein Kind annimmt, wird nie ins Reich eingehen.

1b. *Der reiche Oberste (18,18-34)*

Eine Warnung, die Christus nach der Begegnung mit dem Obersten ausspricht: Reichtümer machen es dem Menschen schwer, ins Reich einzugehen. Opfer um des Reiches willen werden belohnt werden, aber das muss im Licht der Verwerfung und des Leidens Christi gesehen werden.

(C') 2a. *Ein blinder Bettler (18,35-43)*

Er ruft: »Jesus ... erbarme dich meiner!« Die Volksmenge versucht, ihn zum Schweigen zu bringen, aber er fährt fort, bis Jesus ihm das Erbetene gibt, indem er sagt: »Dein Glaube hat dich geheilt.«

2b. *Ein reicher Zöllner (19,1-10)*

Er wünscht, Jesus zu sehen. Die Leute kritisieren Jesus, weil er bei einem »sündigen Mann« einkehrt, aber der Zöllner gibt die Hälfte seiner Güter den Armen und macht Unrecht wieder gut. Jesus antwortet: »Heute ist diesem Haus Heil widerfahren.«

(A') 3. *Die Wiederkunft des Herrn (19,11-28)*

Zehn Knechte bekommen je ein Pfund, mit dem sie handeln sollen, bis ihr Herr wiederkommt. Bei seiner Wiederkunft belohnt er die Treuen. Einer der Knechte hat sein Pfund nicht nutzbringend eingesetzt und denkt gering-schätzig von seinem Herrn. Das Pfund wird ihm genommen und dem gegeben, der schon zehn hat.

das war für Christus nicht genug. Wer Gott gegenüber auf diese Weise seine Dankbarkeit ausdrückte und sich dabei auf bloße äußere Formen beschränkte, reagierte nicht angemessen auf das, was geschehen war. Die Wundermacht Gottes hatte sich ihnen durch Christus manifestiert. In Christus war, um einen früher verwendeten Ausdruck zu verwenden (siehe 11,20), das Reich Gottes zu ihnen gekommen. Von ihnen wurde erwartet, dass sie aus Dankbarkeit für die Heilung zu Christus zurückkehrten, um Gott ihr Lob zu bringen (siehe 17,18).

Undankbarkeit für die allgemeinen Gaben des Schöpfers ist schlimm genug (siehe Röm 1,21). Es haben sich schon viele in der Not hilfesuchend an Gott gewandt und ihn gebeten, er möge in besonderer Weise eingreifen. Nachdem sie erhört worden sind, haben sie sich in ihrer undankbaren Gesinnung noch weiter von Gott entfernt. Aber unsere Geschichte behandelt einen noch tragischeren und ernsteren Sachverhalt. Die Heilung der Aussätzigen war nicht nur eine der allgemeinen Gaben des Schöpfers an seine Geschöpfe. Damit kam auch nicht nur zum Ausdruck, dass die göttliche Vorsehung in besonderer Weise eingegriffen hatte. Vielmehr war das Geschehen vor allem ein Wunder und als solches ein Zeichen, das sie zu Christus weisen wollte, damit sie durch den Glauben an ihn Errettung und ewiges Leben empfangen. Es hatte diese Auswirkung bei diesem einen Fremden, dem Samariter, denn es war wirklich nicht schwer, das Zeichen wahrzunehmen und die Richtung zu erkennen, in die es wies. Aber die neun Juden glichen den Angehörigen der Volksmenge bei der Speisung der Fünftausend: Sie sahen das Wunder, aber sie waren nicht daran interessiert, die Bedeutung dessen zu erkennen, worauf es zeichenhaft hinwies. Auch wollten sie nicht denjenigen suchen, auf den es hindeutete. Sie interessierte nur eines: eine weitere Mahlzeit (siehe Joh 6,26). Im Grunde war dies auch bei den neun Aussätzigen der Fall: Heil, ewiges Leben und das Reich Gottes waren ihnen zum Greifen nahe gekommen, aber nicht einmal die Dankbarkeit konnte in ihnen Interessen wecken, die über die Heilung hinausgingen. In ihrem Aussatz hatten sie sich Christus zumindest ein Stück genähert; aber kaum waren sie geheilt, entfernten sie sich von ihm. Sie blieben, soweit wir es beurteilen können, für immer fern von ihm. Alle Gaben Gottes wollen uns zu demjenigen führen, der die höchste aller Gaben an den Menschen ist. Der Mensch verhält sich sehr eigenartig, wenn er die Gaben nimmt, aber Christus, die größte Gabe, ignoriert.

2a. *Das Kommen des Reiches ist nicht sichtbar (17,20-21)*. Es folgen nun zwei Abschnitte, von denen der erste an die Pharisäer und der zweite an die Jünger gerichtet ist. Beide handeln vom Kommen des Reiches, aber aus jeweils verschiedenem Blickwinkel.

In diesem ersten Abschnitt fragen die Pharisäer: »Wann kommt das Reich Gottes?«, worauf unser Herr antwortet: »Das Reich Gottes kommt nicht so, dass man es beobachten könnte ...« Damit will er sagen, sie könnten noch so scharf auf sein Kommen achthaben, aber sehen würden sie es nicht. Und dann fährt er fort: »... noch wird man sagen: Sieh hier!, oder: Dort!« Der Grund dafür ist, dass es nicht in äußerlich sichtbarer Gestalt kommt und es daher sinnlos ist, auf diese Weise nach ihm Ausschau zu halten.

Als unser Herr das sagte, hatte er offenkundig nicht die Absicht, im Voraus zu leugnen, was er danach den Jüngern sagen würde. Er wollte ihnen nämlich mitteilen, dass alle Welt sein Reich in seiner zukünftigen äußeren Gestalt sehen wird, wenn es kommt (siehe 17,24). Den Pharisäern wollte er demgegenüber etwas anderes sagen: Es ging darum, dass das Reich noch in einer anderen Weise kommen würde, die weit aus wichtiger war als seine äußerlich sichtbare Gestalt. In diesem Sinne war das Reich Gottes bereits unter ihnen (siehe 17,21). Sie standen dem König des Reiches Auge in Auge gegenüber. Obwohl sie ihn äußerlich sahen, erkannten sie ihn nicht. Ihre Unfähigkeit, seine Identität zu erkennen, lag außerdem nicht daran, dass es an Beweisen oder Zeichen fehlte. Er hatte viele Zeichen getan; aber die Zeichen waren nur Hinweise. Jesus als den Messias Gottes zu erkennen, war und ist eine Sache innerer Offenbarung und geistlicher Sehfähigkeit (siehe 10,21). Ebenso umfasste das Eingehen in das Reich in seiner geistlichen Gestalt einen wesenhaft inwendigen Prozess der Buße, des Glaubens und der geistlichen Wiedergeburt, gewirkt durch den Geist, der in seinem Wirken so unsichtbar ist wie der Wind (siehe Joh 3,3-8). Das gilt noch heute.

Im Blick auf die Pharisäer war eines dringend erforderlich: Sie mussten sich mehr mit der gegenwärtigen geistlichen Phase des Reiches beschäftigen, statt sich zu sehr auf die zukünftige, allen sichtbare Form des Reiches zu konzentrieren. Sie sollten danach trachten, den König zu erkennen, um in das Reich einzugehen. Wenn sie es nicht tun sollten, würden ihnen der Zugang in dieses Reich in seiner zukünftigen Gestalt verwehrt bleiben, auch wenn sie es bei seinem Kommen sehen sollten.

2b. *Das Kommen des Menschensohnes wird sichtbar sein (17,22-37).* Natürlich wäre es wiederum genauso falsch, im Vergleich zu den Pharisäern ins andere Extrem zu verfallen und sich einseitig auf die gegenwärtige geistliche Gestalt des Reiches festzulegen. Dann könnte man nämlich die Tatsache vergessen oder gar leugnen, dass das Reich eines Tages sichtbar sowie mit Macht und großer Herrlichkeit kommen wird. Es wird plötzlich erscheinen, und alle Welt wird es sehen (siehe 17,24).

Bezüglich seines Kommens spricht unser Herr im Folgenden zwei Warnungen aus. Als Erstes würden sich seine Jünger naheliegenderweise nach seinem Erscheinen sehnen, aber dieses Sehnen könnte sie zum Wunschdenken verführen, er sei schon gekommen, während dies noch nicht der Fall sein würde. Er verweist deshalb wieder auf die Torheit jener, die sagen: »Sieh hier!, oder: Sieh dort!« (17,23). Allerdings ist die Torheit diesmal anders gelagert als bei den fragenden Pharisäern. Jene Torheit besteht darin, »Sieh hier!« zu rufen, obwohl das, worauf man angeblich verweist, definitionsgemäß unsichtbar ist. In 17,23 besteht die Torheit darin, dass man meint, man müsse auf etwas zeigen, das überhaupt niemand übersehen kann. Die Jünger sollten daher auf der Hut sein vor allen Behauptungen gewisser Leute, man habe den Messias irgendwo gesichtet, oder sein Reich sei bereits gekommen. Wenn der Sohn des Menschen tatsächlich erschienen ist, wird man es niemandem mehr sagen müssen.

Die zweite Warnung (siehe 17,25-30) lautete, dass er vor seiner Erscheinung in Herrlichkeit »von diesem Geschlecht« »verworfen werden« müsse. Nachdem die Jünger ihn dann tatsächlich hatten leiden sehen, stärkte die Erinnerung an diese Voraussage am Auferstehungsmorgen ihren Glauben (vgl. 24,6-8). Aber im Zusammenhang der vorliegenden Rede dient die Ankündigung auch einem anderen Zweck. Sie erklärt, warum die Wiederkunft Christi die Welt überrumpeln wird, obwohl über Generationen hinweg das Evangelium gepredigt worden war. Der Ausdruck »verworfen werden von diesem Geschlecht« bezieht sich in besonderer Weise auf die Tatsache, dass seine Generation seinen Messiasanspruch untersuchen und ablehnen würde. Solange Israel, und übrigens auch die Nationen, an diesem Urteil festhalten, schließen sie daher die bloße Möglichkeit seiner Wiederkunft aus. Daher werden sie bei seinem Kommen vollständig überrumpelt und unvorbereitet sein.

Der Herr verwendet hier zwei Analogien, um diese Lektion zu unterstreichen. In »den Tagen Noahs« glaubten die Menschen nicht an die Predigt Noahs (siehe 2Petr 2,5); der Tag der Flut überraschte und vernichtete sie. In »den Tagen Lots« verachteten die Bewohner Sodoms das Zeugnis Lots. An dem Tag, da Lot Sodom verließ, brach zu ihrem Entsetzen das Gericht Gottes herein und vernichtete sie.

In gleicher Weise wird nach einer langen Zeit der von der Welt größtenteils ignorierten Warnungen ein Tag kommen, an dem der Sohn des Menschen plötzlich und unerwartet offenbart wird (siehe 17,30; 1Thes 5,3). Das wird ein Tag apokalyptischer Gerichte sein (siehe 2Thes 1,7-9; 2,8-12).

Nun beachte man aber Folgendes: Obwohl sich die Zeitgenossen Noahs und die Bewohner Sodoms zur Zeit Lots als besonders böse erwiesen (siehe 1Mo 6,11-13; 19,1-11), waren sie nicht aufgrund ihrer Schwelgereien und Ausschweifungen so unvorbereitet, als das göttliche Gericht kam. Nach den Worten Christi waren sie vielmehr von den normalen Geschäften des Lebens in Beschlag genommen, die für sich genommen durchaus ihren Platz haben. Doch sie waren damit derart beschäftigt, dass sie jeden Gedanken an Gottes Warnungen und an sein Evangelium verdrängten (siehe 17,27-28). Ja, man bedenke, wie sich Lots Frau umwandte und sehnsuchtsvoll zurückschaute. Sie hing selbst dann noch an den widerwillig zurückgelassenen Gütern und Geschäften, als Sodom schon unter dem Zorn des allmächtigen Gottes in Flammen stand. In dieser Gesinnung kam sie um (siehe 17,32). Die menschliche Natur ändert sich nicht. Einige sind von den materiellen Dingen so in Beschlag genommen, dass Christus sie ausdrücklich davor warnen muss, der Versuchung zu erliegen und nach Hause zurückzueilen, um etwas von den persönlichen Besitztümern zu holen. Dies wird der Tag sein, an dem Christus erscheint, um das Gericht über alle menschliche Bosheit und Gottlosigkeit zu vollstrecken. Doch selbst dann noch hängen viele so sehr an gewissen Dingen, dass sie sich ein Leben ohne sie nicht denken können. Wegen ihrer Liebe zum Besitz verlieren sie das Leben (siehe 17,31-33).

Als die Flut über die Welt der Gottlosen kam, war der Zeitpunkt des Gerichts da. Matthäus sagt, dass sie »alle weggraffte« (griechisch *airō* [24,39]). »... und brachte alle um«, heißt es bei Lukas (17,27). Die Flut tilgte all die Gewalttat aus, welche die Erde damals erfüllte (1Mo 6,13),

und raffte deren Verursacher weg. Die gläubigen Gerechten waren in der Arche geschützt. Ihnen konnten die Wassermassen nichts anhaben. So wird es wiederum sein, wenn der Sohn des Menschen kommt: Die Bösen werden weggerafft werden. In jener Nacht werden zwei in *einem* Bett sein; der eine wird genommen (griechisch *paralambanō*), der andere wird gelassen. Zwei Frauen werden zusammen mahlen, eine wird genommen, die andere gelassen (vgl. Mt 13,41-43). Angesichts dieser Worte des Herrn fragen die Jünger, wo dieses Gericht, das die Gerechten von den Gottlosen scheidet, stattfinden wird. Christus hatte sie davor gewarnt, bei seinem Hereinbrechen in die Stadt oder nach Hause zurückzukehren. Es scheint, als sei dadurch in ihnen die Vorstellung geweckt worden, dass sich das Gericht auf einen bestimmten Ort oder auf verschiedene einzelne Stätten konzentrieren werde. Der Herr gibt eine etwas rätselhafte Antwort: »Wo der Leichnam ist, da sammeln sich die Geier« (17,37; Schlachter 2000). Aasfressende Geier bieten einen abstoßenden Anblick, aber sie tun etwas, was erforderlich ist: Sie reinigen die Erde von verwesenden Kadavern und Leichen. Das Gericht ist kein angenehmes Thema, aber eines Tages wird der Herr erscheinen, um das Böse daran zu hindern, die Erde so umfassend zu verderben, dass sie nicht mehr erlöst werden kann. Dann wird er »die ... verderben, die die Erde verderben« (Offb 11,18).

3a. Die Witwe und der ungerechte Richter (18,1-8). Für die Gottlosen wird das Kommen des Menschensohnes demnach nichts als Schrecken mit sich bringen, doch der jetzt folgende Abschnitt betrachtet sein Kommen aus einem ganz anderen Blickwinkel. Für die Erwählten Gottes ist die Gewissheit seiner Wiederkunft wahrhaftig eine frohe Botschaft, denn dann wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren für alles Unrecht, das man ihnen angetan hat. Es hat in allen Zeitaltern Phasen gegeben, in denen Gottes Erwählte Unrecht und Verfolgungen erdulden mussten, aber die Leiden, die ihnen am Ende des Zeitalters vor dem Offenbarwerden Christi nicht erspart bleiben, werden ein beispielloses Ausmaß erreichen (siehe Mt 24,21-22). Es ist ganz natürlich, dass sie sich in ihrer Not an Gott wenden. Damit wollen sie jedoch nicht Gottes Rache an ihren Feinden herabrufen. Vielmehr geht es ihnen um Gottes Eingreifen, damit er allem Bösen, das willkürlich handelnde Einzelpersonen und Obrigkeiten ihnen antun, ein Ende bereitet. Ist denn nicht

Gott selbst am meisten an Gerechtigkeit und daran gelegen, dass sie sich durchsetzt?

Gewiss, es gibt Leute, die in diesem Rufen um Gottes Eingreifen angesichts all des Unrechts eine Haltung sehen, die einem Christen nicht ganz angemessen ist. Einem Juden der vorchristlichen Zeit, so ihre Meinung, stehe sie an. Sie passe aber nicht zum Charakter des Christen. Weiterhin argumentieren sie, dass Gläubige der Gnadenzeit dem Vorbild Jesu folgen sollten, der um Vergebung für diejenigen gebetet hat, die ihn kreuzigten. Das stimmt natürlich, doch die Bibel lehrt uns andererseits, dass auch Jesus »sich dem übergab, der gerecht richtet« (1Petr 2,23). Die Ermahnung an den Christen, sich nicht selbst zu rächen, beruht ja gerade auf der Zusage Gottes: »Mein ist die Rache; ich will vergelten, spricht der Herr« (Röm 12,19).

Das Problem ist also nicht, dass der Christ zu Gott rufen sollte, damit ihm Recht widerfahre. Vielmehr geht es darum, dass Gott, wenn der Betreffende ruft, schweigt und anscheinend nichts tut. Deshalb sind die Erwählten am Ende versucht, auf den Gedanken zu kommen, es sei zwecklos, zu Gott zu rufen. Entweder höre er sie nicht, oder es kümmere ihn im Grunde nicht, so könnten sie irrigerweise annehmen. Christus aber weist nachdrücklich darauf hin, dass die Erwählten Gottes im Gebet ausharren müssen und nicht ermatten dürfen (siehe 18,1), denn wer mit dem Beten aufhört, hinterfragt Gottes Wahrhaftigkeit und Treue. Letztlich zieht er damit seine Wesensart in Zweifel. Der Richter im Gleichnis war gottlos und ziemlich skrupellos. Er fürchtete weder Gott, noch scheute er sich vor Menschen. Und doch ließ sogar er sich schließlich dazu herab, auf das beharrliche Drängen der Witwe zu reagieren. Und wir sollten aufhören, uns an Gott zu wenden, und ihm damit unterstellen, er sei sogar noch gefühlloser und ungerechter als dieser hartherzige Richter? Wer mit Beten aufhört, begeht einen verhängnisvollen Fehler. Beten wir nicht mehr, sagen wir damit Folgendes: Wenn Gott denn existieren sollte, dann ist er an Gerechtigkeit so wenig interessiert, dass wir nicht begründeterweise darauf hoffen können, jemals eine gerechte Herrschaft auf Erden zu erleben. Dann könnte es auch fraglich erscheinen, ob es einen Himmel droben gibt, der für uns als Ziel erstrebenswert ist.

Eines Tages wird Gott seinen Erwählten Recht verschaffen. Christus bindet seine Wahrhaftigkeit an die Erfüllung dieses Versprechens (18,8).

Gott wird eingreifen: Der Sohn des Menschen wird kommen; Gerechtigkeit wird den Sieg davontreten. Aber wird er bei uns noch den Glauben an Gottes Gerechtigkeit finden (18,8)? Wenn wir inzwischen das Beten eingestellt haben, erhebt sich die Frage: Wie wollen wir ihm dann in befriedigender Weise erklären, warum wir an seiner Treue zweifeln?

3b. Der Pharisäer und der Zöllner (18,9-14). Der Gedanke, dass Christus kommt, um das göttliche Gericht über alles Böse und an allen Ungerechten zu vollstrecken, führt ganz organisch zu der Frage, die im nächsten Gleichnis aufgeworfen wird: Wer sind die Ungerechten, und wer die Gerechten? Hier müssen wir sehr behutsam sein. Es passiert sehr schnell, dass wir denken, wir seien die Unschuldigen und Guten, während die anderen selbstverständlich die Schuldigen und Bösen seien. Dies gilt besonders dann, wenn uns ein (wirkliches oder eingebildetes) Unrecht widerfahren ist. Wir müssen daher auf die Haltung achten, die wir im Gebet vor Gott einnehmen: Denn so, wie das *Ausharren* in unseren Gebeten zeigt, was wir von Gottes Wesen halten, lässt der *Inhalt* unserer Gebete erkennen, was wir von uns selbst halten – ob wir das merken oder nicht. Und da können wir uns in katastrophaler Weise vertun.

Der Pharisäer im Gleichnis war ein sehr religiöser Mensch, und zweifelsohne waren er und seine Freunde häufig von Zöllnern ungerecht behandelt worden. Das verführte ihn dazu, im Vertrauen auf seine guten Werke vor Gott zu treten und ihn daran zu erinnern, wie viel besser er als die achtlos lebenden Leute ringsum und vor allem als der Zöllner da hinten sei. Dieser betende Pharisäer irrte gründlich. Gemessen an den relativen menschlichen Gerechtigkeitsmaßstäben, war er vielleicht besser als der Zöllner, aber er vergaß, dass er, gemessen an Gottes absoluten Normen, ein Sünder war. Als solcher konnte er weder die Herrlichkeit Gottes erreichen noch sich dem göttlichen Verdammungsurteil entziehen. Das galt für alle Menschen – religiöse oder irreligiöse, Betrogene oder Betrüger, Verfolgte oder Verfolger. Weil der Pharisäer sich auf seine Verdienste verließ, konnte er Gott nicht gefallen. Nachdem er den Tempel verlassen hatte, ging er deshalb nach Hause, ohne von Gott angenommen und gerechtfertigt worden zu sein.

Der Zöllner nahm eine andere Haltung ein: Er stand von fern (siehe 18,13) und glich damit den Aussätzigen in 17,12. Er erkannte an, dass

seine Sünden eine Kluft zwischen ihm und Gott bildeten. Dabei versuchte er nicht, eine Brücke über die Kluft zu schlagen, indem er von guten Taten faselte, die Gott ihm gutschreiben müsse. Er wusste, dass er nicht würdig war, seinen Blick zu Gott im Himmel zu erheben. Der Zöllner bekannte, dass er angesichts seiner Sünde die Verdammnis verdient hatte und Gott diesbezüglich absolut gerecht war. Daher warf er sich in seinem vollständigen geistlichen Bankrott auf Gottes Barmherzigkeit. Auf dieser Grundlage nahm Gott ihn an. Er musste auch nicht bis zur Wiederkunft des Herrn warten, um diesbezüglich Gewissheit zu haben. Er ging gerechtfertigt vom Tempel nach Hause (siehe 18,14). Die Kluft zwischen Gott und ihm hatte sich für immer geschlossen. Er konnte mit Zuversicht und in Frieden auf das Kommen des Herrn warten.

II. Über das Eingehen ins Reich (18,15 – 19,28)

Wenn Satz 1 zum größten Teil vom Kommen des Königs und seinem zukünftigen Reich handelte, wird sich Satz 2 vorwiegend mit dem Eingehen in dieses Reich befassen. Hier müssen wir wiederum wie in 17,20-37 über das Reich Christi sowohl in seiner gegenwärtigen geistlichen als auch in seiner kommenden sichtbaren Gestalt nachdenken. Wenn wir nämlich ins kommende Reich eingehen wollen, müssen wir sicherstellen, dass wir zunächst ins geistliche eingehen. Daher folgen als Erstes zwei Geschichten, die ausdrücklich die Frage erörtern, welches die Eingangsbedingungen für das Reich sind.

1a. Kinder werden gesegnet (18,15-17). In 17,20-21 schauten die Pharisäer angespannt nach der Herrlichkeit und Macht des kommenden Reiches aus. Sie taten dies so einseitig, dass sie den König, der in Person vor ihnen stand, nicht sehen konnten. Er war ihnen offenkundig nicht groß genug. Jetzt machen die Jünger den entgegengesetzten Fehler. Einige Mütter bringen ihre Kinder zu Christus, damit er sie segnen möge, während die Jünger es ihnen verweisen und sie anfahren. Sie dachten offenkundig, kaum dem Säuglingsalter entwachsene Kinder seien nicht wichtig und groß genug, um Christi Zeit in Anspruch nehmen zu können; es lohne nicht, ihn diesbezüglich zu bemühen. Unser Herr musste sie zurechtweisen: »Denn solcher ist das Reich Gottes«,

sagte er. Ein kleines Kind ist hinsichtlich seiner Ernährung ganz auf seine Eltern angewiesen. Es wird von ihnen geliebt und beschützt. Ihm wird alles geschenkt. Nie würde es sich fragen, ob es das alles verdient habe, oder ob es als Kind bedeutend genug sei, um so viel Aufmerksamkeit zu bekommen. Genau so müssen auch wir das Reich Gottes annehmen und ins Reich eingehen (siehe 18,17).

Die meisten Christen haben gewiss keine Schwierigkeiten, in diesem Zusammenhang die Haltung eines Kindes einzunehmen. Erst wenn wir wie die Apostel beginnen, in die »Arbeit für den Herrn« einzutreten, neigen wir zu der irrigen Ansicht, es sei wichtiger, die »Leiter« und »Entscheidungsträger« zu Christus zu führen als die kleinen Leute. Gemäß Jakobus 2,1-13 hat man damit das ganze Gesetz gebrochen. Tatsache ist, dass niemand wichtiger ist als andere, wenn sich die Frage nach dem Eingehen ins Reich Gottes stellt.

Ib. Der reiche Oberste (18,18-34). Andererseits lehrt uns der jetzt folgende Abschnitt, dass der König und sein Reich wichtiger sind als alles, was es sonst in der Welt gibt. Wenn wir nicht glauben, dass sie alles andere an Bedeutung überragen, werden wir gemäß der in dieser Begebenheit vermittelten Lektion nicht ins Reich eingehen. Der reiche Oberste ist das klassische Beispiel für diesen Grundsatz. Als Reicher hatte er wahrscheinlich das Leben in diesem Zeitalter genossen, und er dachte, es wäre schön, wenn er dann im künftigen Zeitalter auch in den Genuss des ewigen Lebens käme. Er hatte immer für alles, was er im Leben brauchte, bezahlen können. Nun war er auch willens, den Preis zu bezahlen, um ewiges Leben im Reich Gottes zu bekommen. Daher fragte er: »Was muss ich tun, um ewiges Leben zu erben?« (18,18). Die Frage zeigt im Grunde, dass er den Wert sowohl des Königs als auch des Reiches unendlich unterschätzte.

Er sprach den Herrn höflich mit »guter Lehrer« an, aber Christus wies ihn mit deutlichen Worten zurecht. Wusste der Mann, was er sagte, und meinte er das wirklich? Niemand war gut außer Gott allein.

Die Aussage des Herrn war kein Ausdruck theologischer Kleinlichkeit. Wenn Jesus tatsächlich Gott in Menschengestalt war und der Oberste das erkannt hätte, wäre es um eine andere Situation gegangen: Hätte man dann nicht seine selbstverständliche Bereitschaft zeigen müssen, ohne Widerrede alles zu tun, was Jesus befahl? Es wäre glatter

Unsinn, die Bedingungen zum Eingang ins Reich zu erfragen und von vornherein dem König des Reiches den Gehorsam zu verweigern. Der Oberste war jedoch nicht bereit, das zu tun, was Jesus von ihm verlangte. Damit erwies sich seine Anrede »guter Lehrer« als bloße Höflichkeit.

Er war gekommen und hatte bekanntlich gefragt, was er tun müsse, um ewiges Leben zu erben. Christus sagte ihm, wie er nicht nur ewiges Leben, sondern auch einen Schatz in den Himmeln bekommen könne (siehe 18,22). Als der Oberste jedoch verstand, dass er zwischen einem Schatz im Himmel und seinen ansehnlichen irdischen Besitztümern wählen musste, waren ihm diese doch die wertvolleren. Das ist die Schwierigkeit aller, die in irgendeiner Hinsicht reich sind. Es geht nicht nur darum, dass Reichtümer es dem Betreffenden erschweren, sich auf das Kommen des Reiches mit seinen Gerichten vorzubereiten (siehe 17,26-33). Vielmehr verstellen sie auch den Blick dafür, dass das Reich Gottes alles in der Welt an Wert übersteigt. Für denjenigen, der einen großen Besitz hat, ist das Reich bestenfalls eine Sache, die er neben seinen Reichtümern gern auch hätte, falls sich das problemlos miteinander vereinbaren ließe. Sollte man es aber nur bekommen, wenn man alles andere aufgibt? Das war zu viel verlangt. Wer so denkt, wird nie ins Reich eingehen.

Als Petrus sah, wie der Reiche von der Schlinge des materiellen Besitzes zurückgehalten wurde, drängte es ihn, den Herrn daran zu erinnern, dass er und die übrigen Apostel alles aufgegeben hätten, um ihm nachzufolgen (siehe 18,28). Man bekommt den wenig vorteilhaften Eindruck, er habe andeuten wollen, dass das Opfer der Zwölf im Vergleich zur Haltung des jungen Obersten gewiss verdienstlich sei. Christus korrigierte den Irrtum sofort mit einer ersten (siehe 18,29-30) und dann mit einer zweiten Feststellung (siehe 18,31-34). Zuerst sagte er, dass jeder Jünger in überreicher Weise für jeglichen Verlust entschädigt wird, den er um des Reiches Gottes willen erlitten haben mag. Er empfängt nicht nur ewiges Leben im kommenden Zeitalter, sondern bekommt hier und jetzt schon viel mehr Freunde, Häuser und Familien, als er je hat zurücklassen müssen. Ein Opfer um Christi willen ist in Wirklichkeit gar kein Verlust; es beinhaltet vielmehr eine Investition, die Dividenden und Gewinn abwirft.

Zweitens nahm Christus etwas später (wie viel später, verrät Lukas nicht) die Apostel beiseite. Dabei eröffnete er ihnen noch weitere (vgl.

17,25) Einzelheiten der Leiden, die am Ende der Reise auf ihn warteten, und den Tatbestand, dass auf diese Leiden die Auferstehung folgen würde. Hätten sie sofort verstanden, was er damit sagte, wäre es Petrus vielleicht peinlich gewesen, dass er den Herrn daran erinnert hatte, wie viel er und die anderen Apostel um seinetwillen aufgegeben hatten. Aber sie verstanden es nicht. Lukas verwendet immerhin drei Sätze (18,34 [jeweils durch »und« miteinander verbunden]), um diese Tatsache hervorzuheben und zu erklären: »Und sie verstanden nichts von diesen Dingen, und dieses Wort war vor ihnen verborgen, und sie begriffen das Gesagte nicht.« Selbstverständlich sollten ihnen eines Tages dafür die Augen geöffnet werden.

2a. Ein blinder Bettler (18,35-43). Die nächsten beiden Geschichten rufen in uns ein Echo früherer Geschichten hervor. Sie erinnern uns an die Warnung des Herrn vor Reichtümern: »Wie schwer werden die, die Vermögen haben, in das Reich Gottes eingehen!« (18,24), sowie an die Frage der Jünger: »Wer kann dann errettet werden?« (18,26). Die beiden nun folgenden Geschichten geben darauf die Antwort. Eine handelt von einem armen Bettler (siehe 18,35-43), die andere von einem reichen Zöllner (siehe 19,1-10). Der Arme wurde errettet (18,42), aber der Reiche auch (19,9-10). Damit wurde bewiesen, dass unser Herr recht hatte, als er sagte: »Was bei Menschen unmöglich ist, ist möglich bei Gott« (18,27). Natürlich hatte es der Reiche wirklich nötig, sich retten zu lassen. Er bereicherte sich größtenteils durch ungerechten Gewinn, und so musste für ihn Errettung auch bedeuten, dass er von dieser Art des »Broterwerbs« errettet wurde. Damit jedoch niemand denkt, der Arme sei automatisch besser gewesen als der Reiche, zeigt uns Lukas, dass auch er die Errettung nötig hatte. Sein Betteln war ebenfalls entwürdigend; und er musste von dieser würdelosen Art, sein tägliches Brot zu verdienen, befreit werden.

Der Schlüssel zur Errettung des Armen lässt andere Echos in uns widerhallen. Wie seine Herzensaugen erleuchtet wurden (siehe Eph 1,18), wird uns nicht gesagt. Aber lange, bevor er das Augenlicht wiederbekam, hatte er in Jesus viel mehr gesehen als die meisten anderen. Für sie war Jesus nur der Mann von Nazareth (18,37); er sah in ihm den königlichen Sohn Davids, den Messias (siehe 18,37-38), dem alle Kräfte des Reiches Gottes zu Gebote standen. Laut und beharrlich

rief er zu ihm, weil er wieder sehen wollte, und der König gewährte seine Bitte. Der Geheilte bettelte danach nie mehr; sein Gebet hatte ihn wahrhaft aus seinem erbärmlichen Zustand befreit. Selbst heute mag ein körperlich Behinderter durch seine Behinderung in gewisser Hinsicht völlig von anderen abhängig sein, und doch kann er im Gebet das Mittel finden, wodurch er anderen weit größere Wohltaten mitteilen kann, als diese ihm geben können.

Als der Bettler anfang, zum Herrn zu rufen, versuchte die Volksmenge ihn zum Schweigen zu bringen (siehe 18,39). Doch er rief beharrlich und ließ nicht locker, bis er bekam, worum er bat. Das erinnert uns zwangsläufig an die Witwe, die sich von keiner Entmutigung abhalten ließ und den ungerechten Richter so lange bedrängte, bis auch sie bekam, was sie begehrte (siehe 18,1-8). Die beiden gingen auf die gleiche Weise vor, aber es ist lehrreich, darauf zu achten, wie verschieden das jeweils Erbetene war. Die Witwe brachte den Richter so weit, dass er ihr schließlich gegenüber ihrem Widersacher zum Recht verhalf. Dabei wollte der Herr mit dem Gleichnis unseren Glauben auf jenen Zeitpunkt ausrichten, zu dem der Sohn des Menschen in all seiner göttlichen Macht und Herrlichkeit erscheinen wird (siehe 18,8), um Gottes Gericht zu vollstrecken und alles Unrecht auf Erden zu beseitigen. Diese Schau vom kommenden Christus ist Realität, und sie wird uns in Zeiten tragen, in denen wir gerufen sind, Unrecht zu erdulden.

Aber die Augen des Blinden wurden von einer ganz anderen Schau erfüllt, als sein beharrliches Rufen erhört wurde: Er sah natürlich nicht den Sohn des Menschen, der in der Herrlichkeit des Vaters inmitten der heiligen Engel erscheint. Er erblickte nicht einmal eine Gestalt in königlichen Gewändern, die von einem fürstlichen Gefolge umgeben ist und sich auf dem Weg zur Thronbesteigung befindet. Vielmehr stand da ein Reisender in staubigen Kleidern, unterwegs nach Jerusalem, um dort (wie wir eben gehört haben [siehe 18,31-33]) verhöhnt, geschmäht, angespien, gegeißelt und getötet zu werden. Dabei täuschten den Mann seine soeben geheilten Augen nicht. Nein, vor ihm stand der Sohn Davids, so wie er wirklich war. Darin lag seine Bedeutung als König für ihn, den Geheilten, und nun folgte er ihm nach (18,43). Er war Gott dankbar dafür, dass der Sohn Davids seinen Weg gekreuzt hatte. Höchstwahrscheinlich hat er dann gesehen, was mit dem König in Jerusalem geschah. Da begriff er vielleicht, dass der Sohn Davids

den Menschen so nahe gekommen war, dass sie ihn anspeien konnten und dies auch taten. Doch wenn er anders gehandelt hätte, wäre er auch einem Blinden wie ihm nie nahe genug gekommen, um dessen Schreien zu hören. Wie dem auch sei, die Wesensart des Königs wird sich nie ändern. Der König, der Menschen auf der Erde diene und für sie litt, wird ihnen noch in der Herrlichkeit dienen (siehe 12,37; 22,27). Daher die Wonne, in seinem Reich zu sein.

Nun wir wissen also, dass unsere Gebete erhört werden und der Sohn des Menschen kommen wird, um alles Unrecht auf der Erde zu beseitigen. Angesichts dessen sind wir als Seelengewinner noch immer gerufen, dem König auf seinem Weg schuldlosen Leidens zu folgen, wie Petrus sagt (siehe 1Petr 2,18-24). Paulus sagt: »Wir (müssen) durch viele Trübsale in das Reich Gottes eingehen« (Apg 14,22). Ja, wenn uns die Augen geöffnet worden sind und wir sehen, was den Aposteln verborgen war (18,34), erkennen wir, dass die Leiden des Königs seiner höchsten Herrlichkeit entsprechen. Dann sehen wir den König, der arm wurde, damit wir Bettler durch seine Armut reich würden. Infolgedessen werden wir uns nicht mehr sträuben, jetzt mit ihm zu leiden, damit wir einst seine Herrlichkeit mit ihm teilen (Röm 8,17).

2b. Ein reicher Zöllner (19,1-10). Auch der reiche Zachäus fand das Heil, und es war der Anblick des Herrn Jesus, der auf seine Weise auch ihn rettete. Zachäus war klein von Gestalt (19,3) und wie so manche Kleinwüchsige vielleicht vom Drang nach Geltung und Ansehen beseelt. Wenn das der Fall war, so hatte sein Reichtum ihm weder bei Gott noch bei Menschen Anerkennung verschafft. Die Synagoge verurteilte ihn, die Menschen mieden ihn. Man verachtete ihn und seinen unredlich gewonnenen Reichtum, und so lernte er auf schmerzliche Art und Weise die Wahrheit kennen, dass Geld kein Ersatz für Achtung und Anerkennung sein kann. Er war verloren. Wie konnte denn ein Verlorener den Weg ins Reich finden? Er war dazu natürlich außerstande, aber er konnte sich finden und hineinführen lassen, falls jemand bereit sein sollte, einen solchen wie ihn zu suchen, um gerade seinem Haus Heil zu bringen (19,9-10).

Und jetzt bemerkt Lukas sogar häufiger als sonst, dass sich Christus auf einer Reise befand (18,31.35; 19,1.4.5.7.9.10). Er war schon lange auf dieser Reise, aber als er durch Jericho zog, kamen gewisse

Dinge schnell zusammen. Zachäus empfand ein Verlangen: Er wollte unbedingt sehen, wer Jesus war. (Und wer will sagen, woher dieses Verlangen kam?) Deshalb stieg er auf einen Baum, um eine bessere Sicht zu haben. Jesus ging mit der Unfehlbarkeit eines ewigen Vorsatzes auf diesen Baum zu, blieb stehen, schaute hinauf in das abwärts gewandte Gesicht des Zachäus und befahl ihm, herabzusteigen: Er müsse in seinem Haus bleiben. In jenem Moment sah Zachäus nicht nur, wer Jesus war, sondern er entdeckte auch seine längst verlorene Identität. Er war ein Mensch, den der Herr mit ewiger Liebe liebte. Gott sehnte sich so sehr nach diesem Zöllner, dass er seinen Sohn sandte und ganz bewusst durch Jericho ziehen ließ. Dort würde dieser ihn finden und ihn aus seiner Verlorenheit retten, indem er persönlich in sein Haus kam und in sein Herz das Bewusstsein pflanzte, dass er von Gott angenommen war.

Zachäus entdeckte bald noch etwas. Als er sich von Gott angenommen wusste, hatte er bekommen, was er all die Jahre im Reichum vergeblich gesucht hatte. Der Drang, Geld zu verdienen, war verschwunden. Ja, er merkte, dass er die Hälfte seines Reichtums gar nicht brauchte, und gab ihn weg. Außerdem waren ihm der Gedanke und die Vorstellung unerträglich, Christus zu einem Essen einzuladen, das er mit unehrlich erworbenem Geld bezahlen sollte. Er bekannte sein sündiges Treiben und versprach, allen, von denen er etwas erpresst hatte, das Geraubte zu erstatten. Das war ein Programm von weit großzügiger sozialer Hilfe als jenes, von dem der Pharisäer geredet hatte, als er betend im Tempel stand (18,11-12). Zachäus wurde nicht durch die kritischen Stimmen der Leute dazu bewegt (19,7); denn deren Kritik hatte ihn noch nie gerührt. Und Christus hatte das dem Zachäus gewiss nicht zur Bedingung gemacht, um von ihm angenommen zu werden. Aber als er sich angenommen wusste, hatte er seine wahre Identität wiedergefunden: Er war ein wahrer Sohn Abrahams (19,9), jenes sehr reichen Vorfahren, der zuerst durch seinen Glauben gerechtfertigt wurde (1Mo 15,6) und dann so lebte, dass sein Glaubensbekenntnis durch seine Werke gerechtfertigt wurde (1Mo 22; Jak 2,21-23).

Dieses Beispiel zeigt einmal mehr, wie sorgfältig Lukas seinen Stoff ausgesucht und geordnet hat. Der Zöllner im Gleichnis von 18,9-14 wurde durch Gottes Gnade gerechtfertigt, konnte er sich doch im Gegensatz zum Pharisäer keiner guten Werke rühmen. Zachäus wurde aufgrund der gleichen Gnade von Gott angenommen und gerechtfertigt.

Aber seine Errettung führte zu einer völlig anderen Haltung gegenüber seinen Nächsten. Es war wichtig, dass das geschah. Wenn nämlich Zachäus einst mit Christus in dessen zukünftiger Regentschaft mitherrschen sollte, dann musste er es vorher gelernt haben, im gegenwärtigen Zeitalter mit Reichtum richtig umzugehen. Wer bekehrt, und handelt dann weiterhin wie der reiche Oberste, führt ein Leben, das ein Widerspruch in sich ist.

3. *Die Wiederkunft des Herrn (19,11-28)*. Im Verlauf dieses ganzen zweiten Satzes haben wir darüber nachgedacht, was es bedeutet, ins Reich Gottes einzugehen, und was dazu erforderlich ist. Zum größten Teil haben wir das Eingehen in das Reich in seiner gegenwärtigen geistlichen Gestalt durch persönlichen Glauben an den Erretter behandelt. In diesem letzten Abschnitt müssen wir uns nun fragen, was es bedeuten wird, in das Reich in seiner zukünftigen äußeren Gestalt einzugehen, wenn der Herr Jesus Christus wiederkommt.

Es wird für alle wahren Gläubigen ewiges Leben bedeuten (siehe 18,30); aber es wird um noch mehr gehen. Ein Großteil dieses Gleichnisses ist eine offensichtliche Allegorie von der Himmelfahrt Christi und von seiner Wiederkunft, bei der die Reiche dieser Welt letztendlich und völlig seiner Gewalt unterstellt werden (siehe Offb 11,15-18). Auch wenn wir den Fehler nicht begehen, dass wir die Allegorie und die dadurch bezeugte Wirklichkeit durcheinanderwerfen, lehrt das Gleichnis immer noch klar, dass die Erlösten mit dem Herrn herrschen werden, wenn er wiederkommt (siehe 2Tim 2,12; Offb 2,26-27).

Was wird es heißen, mit ihm zu herrschen? Es wird bedeuten, die Herrlichkeit mit dem Herrscherhaus zu teilen (siehe Röm 8,17; Hebr 2,5-10). Für einige, vielleicht für die meisten, wird es aktive Teilnahme an der Herrschaft bedeuten (siehe Mt 19,28; 25,31; 1Kor 6,2-3). Hier lehrt uns das Gleichnis einige äußerst wichtige Prinzipien.

Erstens wird das Ausmaß praktischer Verantwortung, die dem einzelnen Gläubigen übergeben wird, zum Teil von der Treue im Gebrauch und in der Entfaltung der Mittel abhängen, die der Herr ihm – es sei Mann oder Frau – für die Zeit seiner Abwesenheit anvertraut hatte. Wir können uns in diesem Zusammenhang die Feststellung des Apostels Petrus in Erinnerung rufen (siehe 2Petr 1,10-11): Es ist *eine* Sache, ins ewige Reich einzugehen, und das trifft auf alle Gläubigen zu. Es ist

eine ganz andere Sache, wenn dem Gläubigen ein *reichlicher* Eingang in jenes Reich gewährt wird. Das wird für jene Gläubigen gelten, die durch die Kraft des Glaubens die göttlichen Mittel ergriffen und ihrem Charakter die notwendigen Tugenden und Eigenschaften hinzugefügt haben (2Petr 1,3-8).

Zweitens hat der Herr jedem seiner Knechte etwas von seinen Mitteln und Gaben anvertraut. Die Zahl Zehn im Gleichnis soll wohl eine repräsentative sein.

Drittens werden bei seiner Wiederkunft all seine Knechte darüber Rechenschaft ablegen müssen, was sie mit dem Anvertrauten getan haben. Die Treuen werden belohnt, und der Lohn wird darin liegen, dass ihnen noch größere Verantwortung und vermehrte Arbeit anvertraut werden. Zudem wird ihre Freude darin bestehen, mit Christus an seinen unbeschreiblich weitreichenden neuen Unternehmungen teilzuhaben. Aber was ist mit den Untreuen?

In unserem Gleichnis kommt ein Untreuer vor, und er stellt uns vor ein Problem. Derjenige Knecht, der im Gleichnis von den Talenten ihm entspricht (siehe Mt 25,24-30), wird in die äußerste Finsternis geworfen, wo das Weinen und Zähneknirschen sein wird. Er stellt offensichtlich einen unaufrichtigen Knecht dar, der am Ende als ein Ungläubiger entlarvt wird. Aber das vorliegende Gleichnis ist ein anderes, und hier wird der untreue Diener anders behandelt. Ihm wird sein Pfund weggenommen, aber es heißt nicht, dass er in die äußerste Finsternis geworfen wird. Er scheint von »diesen meinen Feinden« ausgenommen zu sein, die vor den König geführt und erschlagen werden (19,27).

Was ist es demnach, aufgrund dessen es uns dennoch schwerfällt, im untreuen Knecht des Gleichnisses einen Gläubigen zu sehen? Es ist sein ganzes Verständnis vom König. Auf die Frage des Meisters, warum er nicht gearbeitet habe, antwortet er, dass er, sein Herr, schuld daran sei: Stets nehme er, wo er nichts gegeben habe. Er fordere Gewinn, wo er nichts eingesetzt habe (siehe 19,21). Angst vor ihm, Angst davor, etwas falsch zu machen, habe ihn gelähmt, sagt er damit sinngemäß.

Unser Problem reduziert sich schließlich auf die Frage nach demjenigen, der wirklich glaubt, dass Christus sein Leben für ihn gegeben hat: Kann er dem Herrn jemals vorhalten, er verlange etwas für nichts, wenn er ihn auffordert, für ihn zu arbeiten? Menschen können undankbar sein (vgl. die neun Aussätzigen). Aber kann ein Gläubiger je so

undankbar sein? Es geht ja um jemanden, der glaubt, dass ihm Christus mit seinem Tod Vergebung für alle seine Sünden erwirkt hat. Kann ein solcher Mensch Christus je vorwerfen, dass er aus Angst davor, Fehler zu machen, nicht gewagt habe, für ihn zu arbeiten?

Vielleicht ist unsere Frage zu theoretisch, ohne einen Bezug zu unserer Situation zu gewinnen. Möglicherweise täten wir besser daran, uns zu fragen, was wir von unserem eigenen Benehmen halten: Was wollen wir dem Herrn in diesem Augenblick von uns und von ihm sagen, wenn wir Aufgaben, die er uns anvertraut hat, nicht treu ausführen?

Angesichts seines geistlichen Zustands wurde dem untreuen Knecht sein Pfund genommen. Arbeitet ein Gläubiger nicht für den Herrn, wird er nicht das Heil, aber gewiss seinen Lohn verlieren (1Kor 3,15).

Wir wollen aber mit einem freudigeren Akkord enden. Der Aussätzige, der zurückkehrte und dem Herrn für das dankte, was er an ihm getan hatte, stellte fest, wie seine Dankbarkeit ihn zu etwas Höherem führte: Zusätzlich zur Heilung empfing er die Gabe des Heils. Ebenso erfuhr der Knecht in unserem Gleichnis, der für den Meister treu gearbeitet hatte, dass seine Treue einen Schneeballeffekt hatte: Das eine Pfund gewann zehn dazu; die zehn Pfunde trugen ihm Gewalt über zehn Städte ein (19,16-17). Und darüber hinaus bekam er auch das Pfund des untreuen Knechtes; dieses würde er wie die anderen Pfunde gebrauchen, und das wiederum würde ihm eine weitere Stadt unterstellen. Es ist offensichtlich ein Gesetz des Reiches, dass jedem, der schon hat, mehr gegeben wird (siehe 19,26).

Das Hingehen: Phase 5

Lukas 19,29 – 24,53

Der König geht in seine Herrlichkeit ein

Voruntersuchung

Die Sätze: erste Folge

1. Jerusalem und das Erste Kommen des Königs (*19,29-48*)
2. Der König und die Frage nach der geistlichen Vollmacht (*20,1-19*)
3. Der König und die Frage nach der politischen Vollmacht
(*20,20 – 21,4*)
4. Jerusalem und das Zweite Kommen des Königs (*21,5-38*)

Die Sätze: zweite Folge

5. Der König isst in Jerusalem: Symbole seiner Leiden (*22,1-38*)
6. Der König verhaftet und von der religiösen Obrigkeit verhört
(*22,39-71*)
7. Der König verhört, verurteilt und von der politischen Obrigkeit
gekreuzigt (*23,1-56a*)
8. Der König isst in Jerusalem: Beweis seiner Auferstehung
(*23,56b – 24,53*)

PHASE 5

Der König geht in seine Herrlichkeit ein

Voruntersuchung

Wir haben die letzte Phase des Gehens erreicht. Es ist die längste von allen, und diese Länge ist angemessen, denn diese Phase bildet den Höhepunkt der großen Reise, die in 9,51 anfang und sich von da an fortsetzte. Das Hauptthema ist unverkennbar, sodass unsere einzige Aufgabe in der Voruntersuchung darin besteht, nachzuspüren, in welcher Weise Lukas den von ihm ausgesuchten Stoff geordnet hat. Diese Anordnung gibt den Ereignissen der letzten Phase den Rahmen und Brennpunkt, in dem wir sie nach der Absicht des Lukas sehen sollen.

Als die Reise in 9,51 anfang, wurde uns mit aller Sorgfalt mitgeteilt, dass das Ziel der Reise die Aufnahme des Herrn in den Himmel sein würde. Dem wurde allerdings hinzugefügt, dass sein Aufenthalt in Jerusalem die letzte Phase der Reise bilden würde. Es musste so sein. Er war der Sohn des Allerhöchsten; ihm hatte Gott der Herr den Thron seines Vaters David verheißen (siehe 1,32); unser Herr war der Erbe aller dem David gegebenen göttlichen Verheißungen, und von Jerusalem aus würde er herrschen. Als der Herr schließlich seinen Anspruch dem Volk in aller Form und in seiner Stellung als dessen wahrer König vorzutrug, musste dies in Jerusalem geschehen. Ja, Lukas setzt den gesamten Dienst des Herrn bei seinem abschließenden Besuch in Jerusalem in Beziehung zu dieser Stadt. Wir sehen, wie er sich der Stadt näherte und über sie weinte (siehe 19,29-44). Es wird uns gesagt, dass er jede Nacht die Stadt verlassen und die Schatten des Ölbergs aufsuchen musste, um einer vorzeitigen Verhaftung zu entgehen (siehe 19,47-48; 21,37-38). Wir hören, wie er die Zerstörung der Stadt und ihre jahrhundertelange Unterwerfung voraussagte (siehe 21,20-24). Lukas schildert uns in ergreifenden Worten, wie der König geheime Vorkehrungen treffen musste, um in seiner Stadt, von der aus er einst herrschen würde, das Passahmahl einnehmen zu können (siehe 22,7-15). Wir sehen schließlich, wie man ihn zur Stadt hinausführte, um ihn zu kreuzigen, und wie

er auf dem Weg dorthin die »Töchter Jerusalems« vorwarnte (siehe 23,26-31). Nach der Auferstehung sehen wir, wie er seine mutlosen Jünger in Jerusalem zusammenruft (siehe 24,13.33.50-51) und ihnen die Weisung gibt, in der Stadt zu warten, bis sie mit der Kraft des Heiligen Geistes angetan werden. Damit macht er Jerusalem zum Ausgangspunkt ihrer Sendung zu den Nationen der Erde (siehe 24,46-49).

All das ist selbstverständlich weit mehr als eine bloße topografische Information, doch in dieser Phase beruhen die höheren Bedeutungsebenen auf dieser topografischen Grundlage. Die Phase selbst beginnt damit, dass Christus Bethphage und Bethanien erreicht. Daraufhin zieht er mit der Schar seiner Jünger von Bethanien den Ölberg hinab nach Jerusalem (siehe 19,28-46). Die Phase endet damit, dass er seine Jünger von Jerusalem wieder zurückführt auf den Ölberg, bis sie Bethanien gegenüberstehen, und dort verlässt er sie (24,33.50-51).

Im Verlauf der Phase wird zweimal davon berichtet, dass der Herr in die Stadt kommt und sich entsprechend sorgfältig vorbereitet hat. Lukas macht uns durch die Ähnlichkeit der beiden diesbezüglichen Beschreibungen darauf aufmerksam. In 19,29-35 berichtet er, wie Christus zwei Jünger in ein nahes Dorf sandte, weil er vorübergehend einen Esel brauchte. Dabei gab er ihnen präzise Anweisungen, was sie den Besitzern sagen sollten (siehe 19,31-34). Die beiden Jünger gingen hin »und fanden es, wie er ihnen gesagt hatte« (19,32). Dann brachten sie Christus den Esel, und er ritt auf ihm in die Stadt. In den darauffolgenden Tagen betrat und verließ er die Stadt immer wieder, aber selbstverständlich geschah nur der erste Einzug in zeremoniellem Stil auf einem Esel. Die Tage waren mit Lehren und Unterredungen angefüllt. Lukas beschließt diesen Teil der Phase mit der zusammenfassenden Erklärung: »Er lehrte aber die Tage im Tempel ... Und das ganze Volk kam ... im Tempel zu ihm, um ihn zu hören« (21,37-38).

Dann folgt der zweite, sorgfältig vorbereitete Einzug (siehe 22,7-13). Christus sandte wieder zwei Jünger in die Stadt, weil er diesmal vorübergehend ein Zimmer brauchte, wobei er präzise Anweisungen gab, was sie dem Besitzer sagen sollten. Als die beiden Jünger hingingen, »fanden sie es, wie er ihnen gesagt hatte« (22,13). Auf diesen zweiten Einzug folgen Geschehnisse von gewaltiger heilsgeschichtlicher Bedeutung, und nachdem sie endlich vorüber sind, beschließt Lukas diesen zweiten Teil der Phase wiederum mit einer zusammenfassenden

den Erklärung: »Und sie ... kehrten nach Jerusalem zurück ... und sie waren allezeit im Tempel« (24,52-53).

Diese beiden gewichtigen Einzüge sind sich im Grundmuster sehr ähnlich, aber auch die Unterschiede sind auffällig, und wir müssen versuchen, deren Bedeutung zu erfassen. Zu dem Zeitpunkt, da unser Herr zu Beginn dieser Phase in Jerusalem einzieht, sind wir inzwischen gut darauf vorbereitet, was nun kommen muss: Man wird ihn verwerfen und kreuzigen (siehe 9,22.31; 17,25; 18,31-33). Gleichzeitig sind wir über seine Identität nicht im Unklaren gelassen worden: Er ist der Messias Gottes (siehe 9,20.35), der Sohn Davids, der König (siehe 18,38-39). Darum hat Lukas auch erklärt (einiges in ausdrücklicher, anderes in gleichnishafter Sprache), wie das Thema der Leiden zum göttlichen Ratschluss passt, den Sohn des Menschen und sein Reich einzuführen. Nach der Kreuzigung wird er aus den Toten auferstehen (siehe 9,22; 18,33), in den Himmel auffahren⁷⁴ und schließlich wiederkehren, um zu herrschen (siehe 9,26; 17,22-37; 19,15). Es erhebt sich die Frage, wie sich denn die Leiden genau zur Herrschaft verhalten. Sind die Leiden auf dem Weg lediglich ein zeitweiliges Hindernis, das der König mit seinem Herrschaftsanspruch überwinden muss, bevor er sein Reich aufrichten kann? Oder geht es vielleicht um eine von Gott vorhergesehene Zwischenzeit, die den Knechten des Königs Gelegenheit gibt, im Laufe der Jahrhunderte in alle Welt zu gehen und die Nationen auf die kommende Herrschaft des Königs vorzubereiten? Oder beinhalten seine Leiden mehr als ein Hindernis bzw. mehr als eine nützliche Zwischenzeit?

Es ist, als ob Lukas zur Beantwortung dieser Fragen uns auf folgende hochbedeutsame Tatsache aufmerksam macht: Als unser Herr, der König Zions, endlich offiziell seine Stadt betrat, zog er nicht einmal, sondern zweimal nach sorgfältiger Vorbereitung in Jerusalem ein. Beim ersten Einzug ordnete er alles so, dass er die größtmögliche Aufmerksamkeit erregte; beim zweiten arrangierte er alles mit der gleichen Umsicht und sorgte damit für die größtmögliche Geheimhaltung. Bei der ersten Gelegenheit veranlasste er, dass man ihm einen Esel zur Verfügung stellte, bei der zweiten einen Obersaal. Jedes Mal sorgten seine

74 A.d.H.: Da sich im Original hier eine inhaltlich nicht passende Bibelstelle findet und trotz entsprechender Recherchen keine andere Stelle aus den Kapiteln vor der Leidensgeschichte zugeordnet werden kann, ist sie weggelassen worden.

Anweisungen dafür, dass lange zuvor gefasste Pläne in Erfüllung gingen. Als dem Herrn der Esel zur Verfügung gestellt wurde, geschah das, um die von Sacharja Jahrhunderte zuvor gegebene Weissagung zu erfüllen (siehe Sach 9,9), der zufolge eines Tages der König und Messias Israels auf einem Esel in die Stadt einreiten werde. Als ihm danach ein Obersaal in Jerusalem zur Verfügung gestellt wurde, geschah das, damit er dort das letzte Passah essen konnte, bevor sich die uralten Weissagungen erfüllten, die durch die Bestandteile des Passahmahls versinnbildlicht wurden. Die Verheißung dieser historischen Einrichtung ging mit seinem Leiden und Sterben auf Golgatha in Erfüllung (siehe 22,16). Bei der ersten Gelegenheit proklamierte er seine Rolle als der König Zions, bei der zweiten seine Rolle als Israels wahres Passahlamm. Diese Rolle übernahm er nicht etwa als eine Art Improvisation, weil Israel ihn als seinen König unerwarteterweise verworfen hatte.

In Israel wurde das Passahmahl Jahrhunderte vor der Einführung des Königtums eingesetzt; entsprechend hatten die in der Feier enthaltenen Verheißungen Anspruch darauf, früher in Erfüllung zu gehen. Aber das vielleicht Bedeutungsvollste von allem ist folgender Umstand: Bei der ersten Gelegenheit, da seine Königsherrschaft von den meisten abgelehnt wurde, weissagte Christus, dass man ihn, den König selbst, aus dem Weinberg hinauswerfen und töten würde (vgl. 20,15). Außerdem sagte er voraus, dass während seiner Abwesenheit die Stadt bis zum Zeitpunkt seines Zweiten Kommens von den Heiden zertreten werden müsse (siehe 21,20-36). Nachdem er aber beim zweiten Mal im Verborgenen in die Stadt eingezogen war, richtete er im Obersaal zu diesem Zeitpunkt schon sein Reich auf, indem er den Neuen Bund stiftete, dessen Ordnungen fortan das Leben seiner Untertanen bestimmen sollten. Er tat es dort zunächst durch die Symbole (siehe 22,20) und kurz danach auf Golgatha dadurch, dass er tatsächlich litt und sein Blut vergoss.

Es ging also nicht darum, dass das Leiden Christi ein zeitweiliges Hindernis oder gar eine nützliche Zwischenzeit umfasste. Vielmehr bildete es ebenjene Grundlage, auf der sein Reich errichtet werden sollte. Wenn Lukas mit großer Sorgfalt hervorhebt, dass es zwei Einzüge waren (wobei einer in der Öffentlichkeit und einer im kleinen Kreis stattfand), unterstreicht er damit die Lektion, der wir in seinem Evangelium bereits begegnet sind: Wir müssen die Aufrichtung des Reiches

auf zweierlei Weise verstehen. Beim ersten Einzug zeigte sich der Herr dem Volk öffentlich als König, und er wurde mitsamt seinem Reich öffentlich verworfen. In dieser öffentlichen und allen sichtbaren Weise wird das Reich erst bei seinem Zweiten Kommen aufgerichtet werden. Beim zweiten Einzug in die Stadt wurde das Reich gleichsam im Verborgenen aufgerichtet. Entsprechend schreibt Gott im Bund des Reiches sein Gesetz den Menschen ins *Herz* (siehe 22,20; Jer 31,33-34). Die Welt sah schließlich sein Leiden, sein Blut und seinen Tod, aber sie hatte keine Ahnung davon, dass er mit ebenjenem Blut den Bund in Kraft setzte und damit sein Reich aufrichtete. Die Bedeutung seines Todes und die Einsetzung des Bundes wurden in aller Stille während des Zusammenseins im Obersaal angekündigt und erklärt. Dies war angemessen für ein Reich, das bis zu seiner Wiederkunft ausschließlich in geistlicher Gestalt existieren sollte.

Wir werden mithin feststellen, dass Lukas die Sätze seiner letzten Phase in zwei Gruppen eingeteilt hat, die jeweils durch den entsprechenden Einzug des Königs in seine Stadt eingeleitet werden. Einmal mehr hilft uns eine Tabelle (S. 372 und 373), die Hauptthemen der Sätze und den Gedankenfluss, der sie verbindet, zu erfassen.

Die Sätze: erste Folge

1. Jerusalem und das Erste Kommen des Königs (19,29-48)

I. Das Kommen des Königs (19,29-40). Als Christus am Ende einer langen Reise endlich in Jerusalem eintraf, machte er allem Zweifel ein Ende, in welcher Eigenschaft er kam. Sacharja hatte geweissagt, dass Zions König kommen werde, »gerecht und ein Retter ... demütig und auf einem Esel reitend, und zwar auf einem Fohlen, einem Jungen der Eselin« (Sach 9,9). Als Christus daher Bethphage und Bethanien erreicht hatte, ließ er einen Esel holen, um dann die kurze Strecke den Ölberg hinab nach Jerusalem zu reiten, das man von hier aus schon gut sehen konnte. Dabei näherte er sich, umgeben von der gan-

zen Schar seiner Jünger, der Stadt, um in sie einzuziehen, wie es eines Königs würdig war.

Schon bevor der Einzug begann, bestätigte er sein Anrecht auf das Königtum. Er sandte zwei seiner Jünger in das nahe Dorf, wo die beiden nach seinen Worten ein Eselsfohlen angebunden finden würden. Sie sollten es losbinden und zu ihm führen. Und dann fügte Christus hinzu: »Und wenn jemand euch fragt: Warum bindet ihr es los?, so sagt dies: Der Herr benötigt es« (19,31). Die beiden Jünger gingen hin und »fanden es, wie er ihnen gesagt hatte« (19,32). Es handelte sich offenkundig nicht um eine zufällige Vorgehensweise. Der Herr hatte das Ganze in der Hand, vielleicht durch vorherige Abmachungen. An dieser Stelle hätte Lukas, um die Geschichte abzuschließen, nichts weiter sagen müssen. Es hätte die Anmerkung genügt, dass die Jünger genau taten, was ihnen aufgetragen worden war. Stattdessen hat er es für nötig erachtet, die Einzelheiten zu wiederholen: »Als sie aber das Fohlen losbanden, sprachen dessen Herren zu ihnen: Warum bindet ihr das Fohlen los? Sie aber sprachen: Der Herr benötigt es« (19,33-34). Damit hören wir gleich zweimal, wie die Frage aufgeworfen wird: Welches Recht hat Christus, jemandes Esel zu nehmen? Und zweimal wird die Antwort gegeben: »Der Herr benötigt es.« Was er benötigt, hat Vorrang vor allem.

Hatte sein Einritt in die Stadt auf einem Esel noch irgendeinen Zweifel offengelassen, ob er wirklich beanspruchte, Zions König zu sein? Falls doch, so machten seine Jünger allem Zweifel ein Ende. Als Ausdruck persönlicher Verehrung »warfen (sie) ihre Kleider auf das Fohlen und ließen Jesus darauf sitzen«. Als er weiterzog, »breiteten sie ihre Kleider auf dem Weg aus«, und er ritt über sie dahin. Als der Zug den Kamm des Ölbergs überschritten und den Abstieg nach Jerusalem begonnen hatte, brachen die Anwesenden in spontanes freudiges Lob aus, indem sie Gott für alle Wunder dankten, die Christus vor ihren Augen gewirkt hatte, und sie proklamierten Jesus offen als den Messias: »Gepriesen sei der König, der da kommt im Namen des Herrn! Friede im Himmel und Herrlichkeit in der Höhe!« (19,38 [vgl. den ganzen Abschnitt 19,35-38]).

Unter der Volksmenge fanden sich einige Pharisäer. Sie gaben Christus zu verstehen, dass er diese aus ihrer Sicht übertriebenen Huldigungen seiner Jünger doch wohl nicht gutheißen könne, und sie baten ihn, ihren Übereifer zu dämpfen. Aber ganz im Gegenteil: Der Herr bestätigte in

Phase 5 des Gehens (19,29 – 24,53 [erste Folge])

1. Jerusalem und das Erste Kommen des Königs (19,29-48)

1. *Das Kommen des Königs* (19,29-40)

- a. »Gepriesen sei der König, der da kommt im Namen des Herrn!«
- b. »Einige der Pharisäer ... sprachen: ... Weise deine Jünger zurecht. ... Er ... sprach ... Wenn diese schweigen, so werden die Steine schreien.«

2. *Die kommende Zerstörung Jerusalems* (19,41-44)

- a. »Deine Feinde (werden) ... dich umzingeln ... und sie werden dich dem Erdboden gleichmachen und deine Kinder zu Boden strecken.«
- b. »... Jetzt aber ist es vor deinen Augen verborgen ... darum, dass du die Zeit deiner Heimsuchung nicht erkannt hast.«

3. *Christus betritt den Tempel* (19,45-48)

»Mein Haus soll ein Bethaus sein; ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel; die Hohenpriester aber ... suchten ihn umzubringen. Und sie fanden nicht, was sie tun sollten, denn das ganze Volk hing an seinem Mund.«

2. Der König und die Frage nach der geistlichen Vollmacht (20,1-19)

1. *Der König wird ausgefragt* (20,1-8)

- a. »In welchem Recht tust du diese Dinge, oder wer ist es, der dir dieses Recht gegeben hat?«
- b. »Die Taufe des Johannes, war sie vom Himmel oder von Menschen?«

2. *Die Ermordung des Messias und die Wiederherstellung seiner Ehre* (20,9-18)

»Ich will meinen geliebten Sohn senden ... (Sie) töteten ... ihn ... ›Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser ist zum Eckstein geworden.« ... Auf wen irgend er aber fällt, den wird er zermalmen.«

3. *Reaktion im Tempel* (20,19)

»Und die Schriftgelehrten und die Hohenpriester suchten in derselben Stunde die Hände an ihn zu legen, doch sie fürchteten das Volk; denn sie erkannten, dass er dieses Gleichnis im Blick auf sie geredet hatte.«

3. Der König und die Frage nach der politischen Vollmacht

(20,20 – 21,4)

1. Der König wird ausgefragt

(20,20-26)

- a. »Und sie belauerten ihn ... damit sie ihn der Obrigkeit und der Gewalt des Statthalters überliefern.«
- b. »Ist er erlaubt, dass wir dem Kaiser Steuer geben, oder nicht? ... Gebt ... dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.«

2. Auferstehung und Thronbesteigung des Messias (20,27-44)

»... denn sie können auch nicht mehr sterben ... und sind Söhne Gottes, da sie Söhne der Auferstehung sind ... Wie sagen sie, dass der Christus Davids Sohn sei? ...
 ›Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde hinlege als Schemel deiner Füße.«

3. Bewertung der Tempelgaben

(20,45 – 21,4)

»Hütet euch vor den Schriftgelehrten ... die die Häuser der Witwen verschlingen und zum Schein lange Gebete halten ...« Eine Witwe legt ihren ganzen Lebensunterhalt in den Tempelschatz.

4. Jerusalem und das Zweite Kommen des Königs (21,5-38)

1. Das Kommen falscher Messiasse

(21,5-19)

- a. »Viele werden unter meinem Namen kommen ...«
- b. »Ich werde euch Mund und Weisheit geben, der alle eure Widersacher nicht werden widerstehen ... können.«

2. Die kommende Zerstörung und Erlösung Jerusalems (21,20-33)

- a. »... Jerusalem von Heerlagern umzingelt ... Wehe den Schwangeren ... sie werden fallen durch die Schärfe des Schwertes.«
- b. »Und dann werden sie den Sohn des Menschen kommen sehen ... Wenn ihr dies geschehen seht, so erkennt, dass das Reich Gottes nahe ist.«

3. Letzte Ermahnung im Tempel

(21,34-38)

»Hütet euch ... dass eure Herzen nicht etwa beschwert werden durch Rausch ... Er lehrte ... die Tage im Tempel ... und das ganze Volk kam ... um ihn zu hören.«

Worten, die an Klarheit nicht zu überbieten waren, dass die Jünger die Wahrheit bezeugten und daher nicht zum Schweigen gebracht werden konnten. Sollten die Jünger ihre Stimme nicht mehr erheben, würden die Steine der Stadt laut rufen, dass er ihr König war, um die Bewohner der Stadt wegen ihres Schweigens zu rügen. In den zurückliegenden Monaten hatte der Herr den Jüngern verboten, es öffentlich weiterzusagen, dass er der Messias war (siehe 9,21). Aber jetzt war der Zeitpunkt gekommen, zu dem er sich selbst in aller Form der Nation vorstellte. In unmissverständlicher Klarheit verkündete er in aller Öffentlichkeit, dass er der lange verheißene Messias und König von Zion sei.

2. *Die kommende Zerstörung Jerusalems (19,41-44)*. Obwohl der König so in seine Stadt einzog, dass keine Unklarheit oder Unsicherheit mehr möglich war, hegte er selbst keine Illusionen bezüglich der Stadt: Er wusste, dass sie ihn nicht anerkennen oder aufnehmen würde. Daher folgen an dieser Stelle zwei Abschnitte, in denen der Herr zuerst die unausweichlichen Folgen seiner Ablehnung durch die Bewohner Jerusalems beklagt und dann deren Ursachen beleuchtet. Angesichts der Konsequenzen muss er Tränen vergießen, aufgrund der Ursachen konnte er nur mit göttlichem Unwillen reagieren.

Er weinte über Jerusalem nicht aus Selbstmitleid oder verletztem Stolz, noch drohte er Rache an. Er sah in der Stadt eine Mutter, die instinktiv um den Schutz und die Sicherheit ihrer Kinder besorgt ist. Nun war er zu ihr gekommen, und zwar nicht nur als ihr König, sondern auch als »Retter« (Sach 9,9). Natürlich hatte sie ihn nötig. Die Erfahrung aus Jahrhunderten hatte gezeigt, dass ihre Mauern und Bollwerke ohne die bewahrende Macht Gottes nicht genügten, sie vor Feinden zu schützen (siehe Ps 48; Jes 26). Wenn sie jetzt den von Gott gesandten König und Retter verwarf, würden ihre Mauern zum Gefängnis werden, in das unerbittliche Feinde ihre Bewohner einsperren würden, um sie samt ihren Kindern abzuschlachten. Zerstörung und Untergang waren unausweichlich.

Unser Herr klagte Jerusalem nicht einmal an. Diese Stadt war eine Mutter, und als solche würde sie tun, was in ihren Augen das Beste für ihre Kinder war. Aber sie war blind: »... was zu deinem Frieden dient ... ist ... vor deinen Augen verborgen« (19,42). Sie erkannte nicht »die Zeit (ihrer) Heimsuchung« (19,44). Blindheit kann man schlecht

tadeln, aber sie würde die tragischen Folgen der Verwerfung ihres Königs und Retters nicht mildern. Weil der Herr diese Folgen voraussah, weinte er. Die nachfolgende Geschichte zeigte, dass seine Tränen nicht grundlos waren.

3. *Christus betritt den Tempel (19,45-48)*. Als Christus die Stadt betreten hatte, ging er geradewegs zum Tempel, wie Maleachi angekündigt hatte (siehe Mal 3,1). Damit wollte er nicht nur als der Sohn vor aller Augen den Vater ehren, indem er dessen Haus aufsuchte. Vielmehr ging er auch als Zions König, der bald verworfen werden sollte, dem Übel auf den Grund. Er deckte die Ursache dafür auf, dass Zion für die rechtmäßigen Ansprüche seines Besitzers und Königs blind war: Räuber hatten sich sogar im Tempel Gottes eingeknistet. Der sichtbare Beweis dafür war die Tatsache, dass der Tempeldienst zum Geschäft geworden war. Obwohl dies an sich schon schlimm genug war, handelte es sich dabei aber nur das Symptom eines tiefer liegenden Übels.

Natürlich musste jemand den angereisten Tempelbesuchern die benötigten Schafe und Tauben verkaufen, aber diese Angelegenheit hätte man besser dem Straßenhandel überlassen, statt damit das Heiligtum und den Gottesdienst zu verunreinigen. Es war schon ein Skandal, dass die Tempelverantwortlichen diesen Handel auf dem Gelände des Tempels duldeten. Noch schlimmer und abscheulicher war aber, dass sie an ihm verdienten. Sie hätten priesterliche Mittler sein sollen, die den Menschen beistanden, damit diese Gott nahen und seinen Segen empfangen konnten. Stattdessen waren sie im geschäftlichen Sinne zu »Mittelsmännern für tempeldienstliche Angelegenheiten« geworden, die aus ihrem Amt ein Gewerbe gemacht hatten.⁷⁵

Auf diese Weise beraubten sie die Menschen, weil es nahezu unmöglich war, die Gnade Gottes und seine Gabe des Heils zu finden, solange die Priester aus den geistlichen Bedürfnissen des einfachen Volkes Kapital zu schlagen suchten. Sie beraubten auch Gott⁷⁶, indem sie sein Wort und die gottesdienstlichen Ordnungen behandelten, als wären sie eine Handelsware. Darüber hinaus sahen sie in ihren Landsleute nicht Gottes Eigentumsvolk, das sein Potenzial entfalten sollte, damit Gott

⁷⁵ A. d. Ü.: Vgl. 1. Timotheus 6,5.

⁷⁶ A. d. Ü.: Vgl. Maleachi 3,8.

sich an ihm freuen konnte. Vielmehr war für sie der Umgang mit ihnen, für den sie von Berufs wegen Exklusivrechte beanspruchten, zum reinen Geschäft geworden.

In heiligem Zorn trieb Christus die Verkäufer hinaus und begann, das Volk im Vorhof des Tempels täglich zu lehren. Das war der Beginn eines Kampfes um Leben und Tod. Auf der einen Seite standen die Tempelvorsteher, die entschlossen waren, ihre Stellung, ihre Macht und ihr Einkommen zu verteidigen. Auf der anderen Seite stand der Messias, der im Namen des Herrn gekommen war (vgl. 19,38), um die göttlichen Rechte zur Geltung zu bringen. Es standen der Glaube, die Liebe, der Gehorsam und die Ergebenheit des Volkes auf dem Spiel, und von jetzt an wird dieser Kampf um die Herzen der Leute eines der Hauptanliegen des Evangelisten sein (siehe 20,1.6.19.26.45; 21,38; 22,2.6; 23,2-5.14.35; 24,19-20). Die Tempelvorsteher hätten ihren »Rivalen« am liebsten auf der Stelle beseitigt, aber die ungeheure Popularität, die er unter dem Volk genoss, verhinderte jeden sofortigen Versuch, ihn zu verhaften und hinrichten zu lassen; es wäre taktisch auch ungeschickt gewesen. Hätten sie das Volk gegen sich aufgebracht, hätten sie gleichzeitig alles riskiert, wofür sie ihren Kampf aufnahmen (siehe 19,47-48). Also mussten sie raffiniertere und ausgefeiltere Mittel und Wege finden.

2. Der König und die Frage nach der geistlichen Vollmacht (20,1-19)

1. Der König wird ausgefragt (20,1-8). Der zu erwartende Angriff kam bald. Eines Tages, als Christus »das Volk im Tempel lehrte und das Evangelium verkündigte«, fiel die religiöse Obrigkeit über ihn her und fragten ihn vor allem Volk, welche Vollmacht er besitze, um diese Dinge zu tun, und wer ihm diese gegeben habe (20,1-2).

Was deren Vertreter am meisten störte, war nicht seine Lehre, sondern sein gegen alle Traditionen und die damals geltenden Bestimmungen verstößendes Auftreten im Tempel, als er die Verkäufer hinaustrieb (»In welchem Recht *tust* du diese Dinge?«; Hervorhebung hinzugefügt). Die Form der Frage (»Wer ist es, der dir dieses Recht gegeben hat?«) zeigt, dass sie an offiziell übertragene Vollmacht dachten. Nach ihrer

Argumentation hatte Jesus keine amtliche Vollmacht, und sie dachten zweifelsohne, dass sie Jesus nur dazu nötigen mussten, das vor den Leuten zuzugeben. Wenn sie ihn damit vor dem ganzen Volk auch nicht gleich diskreditiert hätten, so wären sie vor der einfachen Menschen wenigstens gerechtfertigt gewesen, wenn sie ihn verhafteten.

Sie machten den Fehler, dem alle offiziellen religiösen Einrichtungen so häufig erliegen: Die erste Frage, die man an einen Lehrer oder Verkündiger richten muss, ist die, ob seine Botschaft wahr sei, und nicht, ob er eine Erlaubnis zum Predigen habe. In ähnlicher Weise wäre die erste und wichtigste Frage bezüglich der Tempelreinigung also gewesen, ob Christus moralisch und geistlich korrekt gehandelt habe und ob die Schrift, worauf er sich berufen hatte (19,46; Jes 56,7), sein Handeln rechtfertige. Ob jemand in der heutigen Zeit für sein Tun vom Dekan und Domkapitel eine offizielle Genehmigung hat, ist zweitrangig. Ja, als Messias besaß er natürlich alle offizielle Vollmacht, die er brauchte, ohne dass er sie bei den Hohenpriestern oder beim Tempelvorsteher einholen musste. Aber bei der grundlegenden und entscheidenden Frage ging es, wie es stets der Fall ist, um die moralische sowie geistliche und nicht um die amtliche Vollmacht. Die Tempelvorsteher mögen natürlich gehaut haben, dass es für sie peinlich oder sogar gefährlich enden könnte, sollten sie vor den Leuten die Frage nach der moralischen und geistlichen Berechtigung der Tempelreinigung stellen. Wahrscheinlich würde das Volk schwerlich verstehen, weshalb es in moralischer und geistlicher Hinsicht recht sein sollte, dass die Tempelvorsteher am Opferdienst so gut verdienten. Wie auch immer, was sie hinterfragten, war seine amtliche Vollmacht.

Christus gab keine direkte Antwort; stattdessen stellte er ihnen eine sorgfältig formulierte Frage zu Johannes dem Täufer (siehe 20,3-4). Johannes hatte Jesus keine Vollmachten übertragen, aber er hatte von sich gesagt, er sei der Vorläufer des Messias, den Jesaja angekündigt hatte (Jes 40,3-4). Dabei hatte er Jesus als den Messias proklamiert. Christus hätte die Priester also ganz einfach fragen können: »Könnt ihr euch nicht entsinnen, dass Johannes gesagt hatte, ich sei der Messias?« Das hätte aber lediglich zur nächsten Frage geführt: »Aber woher können wir wissen, ob Johannes ein wahrer Prophet war und die Vollmacht besaß, das zu sagen?« Darum fragte Christus so: »Die *Taufe* des Johannes, war sie vom Himmel oder von Menschen?« (Hervorhebung

hinzugefügt). Die so gestellte Frage lenkte die Aufmerksamkeit damit direkt auf die sittliche und geistliche Vollmacht des Dienstes Johannes' des Täuflers. Johannes hatte unter Berufung auf den Propheten Jesaja gepredigt, dass alle Angehörigen des Volkes radikal und gründlich Buße tun müssten, wenn sie in der Lage sein wollten, den Messias bei seinem Kommen zu erkennen und aufzunehmen. Und dann hatte Johannes gefordert, dass sie sich taufen ließen und damit ihre wahre Bußfertigkeit unter Beweis stellten. Es war tatsächlich die ungeheure moralische und geistliche Kraft seines Aufrufs zur Bußtaufe gewesen, die das Volk davon überzeugt hatte, dass Johannes ein von Gott gesandter Prophet war.

Allerdings hatten sich viele von den Pharisäern, Sadduzäern, Priestern und Theologen seinerzeit geweigert, sich von Johannes taufen zu lassen (siehe 7,30; Mt 3,7). Wahrscheinlich dachten sie bei sich selbst, sie hätten diese Bußtaufe nicht nötig. Aber in aller Öffentlichkeit vor den Leuten gefragt zu werden, ob die Taufe des Johannes von Gott sei oder nicht, war äußerst peinlich. Hätten sie die moralische und geistliche Autorität des Täuflers und seiner Predigt infrage gestellt, hätten sie allen Respekt vor den Leuten verloren. Auch konnten sie nicht einfach sagen, die Volksmenge im Allgemeinen habe diesen Ruf zur Buße nötig gehabt, sie aber nicht. Religiöse Führer können ihre moralischen Fehler vor dem Volk nicht völlig geheim halten. Aber sollten sie zugeben, dass die Taufe des Johannes von Gott und für jeden Pflicht war? Das wäre einem Bekenntnis vor dem ganzen Volk gleichgekommen, dass sie gegen Gott rebellierten, indem sie die Taufe verweigerten und damit den Messias verwarfen, den Johannes bezeugt hatte. Sie schützten also Unwissenheit vor: Sie wüssten nicht, mit welcher Vollmacht Johannes getauft hätte, sagten sie.

Wenn es aber zutraf, dass sie nicht genügend moralisches und geistliches Unterscheidungsvermögen besaßen, um eine so wichtige Sache zu beurteilen, dann waren sie nicht tauglich, die geistlichen Führer des Volkes zu sein. Ihre Unwissenheit war aber nur vorgeschützt, und damit versagten sie in der heiligen Verantwortung ihres Amtes als Priester. Wenn sie wirklich glaubten, dass Johannes nicht von Gott war, dann hatten sie die Pflicht, es dem Volk zu sagen. Und wenn das Volk sie dafür steinigen sollte, dann war es eben ihre Pflicht, im Dienst der Wahrheit und Treue zu sterben. Wer die Wahrheit bewusst verwischte

und den entsprechenden Entscheidungen auswich, nur um seinen Einfluss auf das Volk zu behalten, handelte schändlich. Damit sanken die Feinde Jesu auf die Ebene bloßer religiöser Führer hinab, die sich politischer Mittel bedienten und denen Stellung sowie Macht mehr galten als die Wahrheit.

2. Die Ermordung des Messias und die Wiederherstellung seiner Ehre (20,9-18). Die religiösen Autoritäten hatten also versucht, Christus vor versammeltem Volk zu diskreditieren, indem sie die Vollmacht für sein Handeln hinterfragten. Christus stellte ihre Unaufrichtigkeit bloß und weigerte sich, auf ihre Frage zu antworten. Stattdessen wandte er sich ans Volk (siehe 20,9) und erzählte ihm vor den Ohren ihrer Führer eine Geschichte, um ihm daran zu zeigen, was seine Vollmacht war und wie diese sich rechtfertigen werde. Gleichzeitig wurde damit das Volk vorgewarnt, dass seine Führer im Begriff standen, den schlimmsten Amtsmissbrauch zu begehen, dessen sie sich überhaupt schuldig machen konnten.

Die Geschichte benutzte eine bekannte alttestamentliche Metapher (siehe z. B. Jes 5) und machte aus ihr ein Gleichnis, worin das Volk als Weinberg, Gott als dessen Besitzer und die Führer des Volkes als Pächter dargestellt wurden. Diese waren dafür verantwortlich, den Weinberg zur Zufriedenheit des Besitzers zu bestellen. Mit dem Gleichnis richtete Christus eine doppelte Anklage gegen die religiösen Führer Israels: Erstens hatten sie in der Vergangenheit häufig dem Wunsch des Besitzers getrotzt und ihm kaum Freude bereitet. Zweitens gingen sie jetzt daran, als Krönung ihres Ungehorsams ihr Amt in schrecklicher Weise zu missbrauchen – ein Missbrauch übrigens, für den religiöse Führungsschichten sehr anfällig sind: Sie beabsichtigten, sich gegen den Besitzer zu erheben und den Weinberg zu übernehmen, als gehörte er ihnen.

Als Gott in vergangenen Jahrhunderten seine Knechte, die Propheten, gesandt hatte, um das Volk zu Buße, Erneuerung und wahrer Anbetung zu rufen, hatten die religiösen Führer oft Widerstand geleistet und die Propheten unterdrückt, verfolgt und manchmal umgebracht. Damit hatten sie jede Möglichkeit zur Reaktion, die Gott von seinem Volk erwartete, erstickt, wo es doch gerade Sinn und Pflicht ihres Amtes gewesen wäre, solche Regungen im Volk zu stärken.

Jetzt standen sie davor, noch Schlimmeres zu tun. Mit den Worten des Gleichnisses sagte Christus, dass der Besitzer nun seinen »geliebten Sohn« gesandt hatte (20,13). Damit meinte er ohne allen Zweifel sich selbst, und er gab damit zugleich eine unmissverständliche Antwort auf die Frage: »In welchem Recht tust du diese Dinge, oder wer ist es, der dir dieses Recht gegeben hat?« (20,2). Der Sohn war mit dem gleichen Auftrag wie die Propheten gesandt worden, aber als der Sohn des Besitzers stand er in einer ganz anderen Beziehung zum Weinberg als alle Propheten oder die Führer des Volkes. Sie waren nur Knechte; er war der Erbe und Miterbe des Vaters, der nicht nur auf die Früchte des Weinbergs, sondern auch auf den Weinberg selbst Anrecht hatte. Mit anderen Worten: Die Angehörigen des Volkes gehörten ihm. Er hatte ein Anrecht auf ihren Glauben, ihre Liebe, ihren Gehorsam und ihren Dienst. Dabei war es die Pflicht der religiösen Führer, das Volk zum Glauben und zur Hingabe an den Sohn anzuleiten. Stattdessen hatten sie nach den Worten Christi die Absicht, den Sohn des Besitzers umzubringen, und zwar nicht, weil sie sein Anrecht auf das Volk anzweifeln, sondern weil sie tief im Herzen wussten, dass er wirklich der Sohn des Weinbergbesitzers war. Sie waren entschlossen, die Macht über das Volk um jeden Preis zu behalten, und sahen in ihm diesbezüglich einen Rivalen. Als der Sohn des Besitzers kam, deckte er die Wahrheit auf: Sie hatten aus ihrem Amt ein Mittel gemacht, um Gottes Rechte in Bezug auf sein Volk an sich zu reißen, obwohl sie verpflichtet gewesen wären, Gott und dem Volk in aller Demut zu dienen. Wir können hinzufügen, dass alle möglichen unbiblischen Organisationen in ähnlicher Weise immer wieder fälschlicherweise behauptet haben, ihnen seien die Rechte Christi an seinem Volk übertragen worden. Auch haben sie sein Wort unterdrückt und seine Evangelisten verfolgt.

Als Nächstes sagte das Gleichnis voraus, welche Folgen es hat, wenn man die Rechte des Besitzers in dieser Weise an sich reißt. Der Besitzer würde den Mord an seinem Sohn nach den Worten Christi damit rächen, dass er die Pächter umbringen und den Weinberg anderen geben würde. Gottes geistliche Interessen auf Erden und die Sorge um sein Volk, das an ihn glaubte und ihm als dem wahren Gott diente, würden den Priestern des Judentums letztendlich weggenommen werden. Ja, der größte Teil des ganzen Volkes Israel würde seine geistlichen Privilegien verlieren.

Als die Angehörigen der Volksmenge das hörten, waren sie entsetzt (siehe 20,16). Ein Zyniker könnte behaupten, Jesus habe seine schwere Klage gegen die religiösen Führer nur deshalb vorgebracht, weil er die Herrschaft über das Volk Gottes selbst haben wollte. Damit habe er sie genau dessen beschuldigt, was er selbst zu tun beabsichtigte. Die Antwort auf diese Unterstellung findet sich in der Art, in der gemäß den Worten des Herrn sein Anspruch und seine Diagnose bestätigt werden sollten. Zunächst gab sein Gleichnis dem Volk zu verstehen, dass der Mordanschlag der religiösen Führer gegen den Sohn erfolgreich sein würde. Trotzdem versuchte er nicht, seine Getreuen zu seiner Verteidigung aufzurufen. Ihm genügte es, die Wiederherstellung seiner Ehre den Händen des Weinbergbesitzers zu überlassen. Dies würde durch seine Auferstehung geschehen.

Zweitens wies er auf die Tatsache hin, dass die Schriften seine Diagnose der geistlichen Situation und die Bestätigung seines Anspruchs vorausgesagt hatten. Es herrschte allgemein Einvernehmen darüber, dass Psalm 118 messianisch ist. Darum verurteilten die Pharisäer die Jünger Christi, als sie Worte aus Psalm 118 zitierten und auf ihn anwendeten, während er auf dem Esel in Jerusalem mit dem Anspruch einritt, Zions König zu sein (siehe 19,38; vgl. dazu Ps 118,26). Jener Psalm spricht in Zusammenhang mit dem Haus des Herrn und den Opfern auf dem Altar im übertragenen Sinne auch von den »Bauleuten«. Wer konnte damit gemeint sein, wenn nicht die Priester und religiösen Führer in Israel? Es heißt dort auch, dass die Bauleute den Stein verwerfen würden, den Gott als den Eckstein des ganzen Gottesdienstes seines Volkes einsetzen wollte. Und wer konnte der Eckstein sein, wenn nicht der Messias? Gerade weil er wusste, dass er der Messias war, versuchte Jesus nicht, gegen die Priester zu kämpfen, seine Getreuen um sich zu scharen und mit ihrer Hilfe den Weinberg zu übernehmen. Er konnte es getrost Gott überlassen, ihm zu seinem Recht zu verhelfen, ihn als den Eckstein einzusetzen und ihm die wichtigste Stellung in seinem Volk zu geben.

Schließlich warnte er sowohl das Volk als auch die Obersten vor den Folgen, wenn sie ihn weiterhin verwerfen würden. Er war immerhin der Sohn des Besitzers und der Erbe des Weinbergs (ja, des ganzen Universums; siehe Hebr 1,2). Er sollte eines Tages zum Eckstein im geistlichen Tempel Gottes werden, wo man Gott allumfassenden Lob-

preis darbringen würde. Verwarf man diesen Stein, um auf sich selbst oder auf ein anderes Fundament zu bauen, führte man seinen eigenen Fall und Untergang herbei. Widersetzte man sich ihm aktiv, würde man von ihm selbst zermalmt und vom Heil ausgeschlossen werden (siehe 20,18).

Wenn wir diese ernsten Worte lesen, dürfen wir nicht vergessen, dass Christus in 19,41-44 weinte, als er daran dachte, wie zahlreiche Angehörige des Volkes in ihrer Blindheit ihn verwerfen und deshalb von ihren Feinden vernichtet werden würden. Aber sein Mitleid mit den Blinden und Unwissenden darf uns nicht den Blick dafür verstellen, dass er die Leute richten muss, die mutwillig die Rechte Gottes an sich reißen, besonders wenn sie das unter dem Deckmantel eines religiösen Amtes tun. Es gibt keinen Weinberg im weiten Universum, wo sich die Geschöpfe widerrechtlich die Vollmacht des Besitzers und seines Sohnes aneignen können, um fortan und für immer die Trauben in Ruhe zu genießen.

3. *Reaktion im Tempel (20,19)*. In 19,47-48 berichtete Lukas, dass die religiöse Obrigkeit Christus umbringen wollte, dies aber der Volksmenge wegen nicht tun konnte. Nun wird uns in 20,19 gesagt, dass sich die Sache zugespitzt hat. Lukas teilt uns mit, dass die Obrigkeit ihn auf der Stelle verhaften wollte. Dann fügt er hinzu »... und sie fürchteten das Volk«⁷⁷. Das heißt, dass die Angst vor dem Volk kein Grund mehr war, warum sie Christus nicht verhaften konnten, sondern vielmehr ein Grund, warum sie ihn ihrer Ansicht nach so schnell wie möglich greifen und unschädlich machen mussten. Lukas nennt das entsprechende Motiv: »Denn sie (wahrscheinlich sind damit die religiösen Führer samt der Volksmenge gemeint) erkannten, dass er dieses Gleichnis im Blick auf sie (d. h. in Bezug auf ebenjene Führer) geredet hatte.« Den Angehörigen des Volkes gingen langsam die Augen auf, und sie verstanden, wie die Obersten ihre Autorität in Glaubensdingen missbraucht hatten und noch immer missbrauchten. In Christus erkannten sie gleichzeitig jemanden, der sich nicht scheute, gegen die religiösen Führer aufzutreten und sie offen zu brandmarken. Es war nicht abzusehen, was

77 A. d. Ü.: Hier wurde gemäß dem englischen Original übersetzt und die Hervorhebung hinzugefügt. Zürcher: »und fürchteten doch ...«; Schlachter 1951 und Schlachter 2000: »aber sie fürchteten ...«; Luther 1984: »und fürchteten sich doch ...«; UELB und RELB: »und sie fürchteten ...«

dem Volk noch einfallen könnte, sollte man die Dinge laufen lassen! So dachten die Obersten. Aus Angst vor dem Volk beschlossen sie, unverzüglich gegen Christus vorzugehen.

3. Der König und die Frage nach der politischen Vollmacht (20,20 – 21,4)

1. Der König wird ausgefragt (20,20-26). In Satz 2 zeigte uns Lukas, was es für die Vertreter der *religiösen* Obrigkeit bedeutete, dass Christus seinen Königsanspruch erhob, und warum sie ihn ablehnten. Den größten Teil von Satz 3 widmet Lukas nun der Erörterung, was es für die Vertreter der damaligen *politischen* Obrigkeit bedeutete, dass sich Christus als König zu erkennen gab. Entsprechend zeigt Lukas, was die jüdischen Führer taten, als sie feststellen mussten, dass sie der Beliebtheit Christi beim Volk nichts entgegensetzen konnten, obwohl sie versuchten, seine glaubensmäßige und geistliche Autorität zu untergraben: Deshalb beschlossen sie, ihm eine Falle zu legen, um ihm auf der politischen Ebene eine vernichtende Niederlage beizubringen.

Die Steuern, welche die Juden den Römern zahlen mussten, erzeugten bei vielen Juden Unmut, bei einigen aus rein wirtschaftlichen, bei anderen aus patriotischen Motiven. Die Religiösen im Judentum gingen noch weiter: Den Römern Steuern zu zahlen, war ihrer Ansicht nach Sünde gegen Gott und eine Vergeudung finanzieller Mittel, denn aller Besitz gehörte dem göttlichen Herrscher, dem Allmächtigen. Zudem hatten die Propheten klar verkündigt, dass Gott sein Volk Israel beim Kommen des Messias von aller heidnischen Fremdherrschaft befreien werde. Darum konnte jeder selbst ernannte Messias schnell eine große Schar von Anhängern gewinnen, wenn er predigte, dass es für das Volk eine religiöse Pflicht sei, die Zahlung von Steuern an die Römer zu verweigern. Die Obersten im Volk waren gegenüber derartigen Leuten natürlich sehr zurückhaltend, besonders die hochgestellten Priester. Sie waren im Grunde ausnahmslos durch Roms Gnaden in Amt und Würden, und darum standen sie allen messianischen Bewegungen ablehnend und missbilligend gegenüber (siehe Joh 11,47-50), konnten solche doch die Römer so weit reizen, dass diese am Ende ihren Tempel zerstörten, ihre Priestermacht zugrunde richteten und ihnen ihre Ein-

kommensquellen nahmen (wie es ja dann auch geschah). In der vorliegenden Geschichte warteten die Feinde Jesu, bis eine große Menschenmenge beisammen war und zuhörte. Dann appellierten sie mit wohlgesetzten Worten und der passenden Dosis Schmeichelei an den Gerechtigkeitsinn Christi (siehe 20,20-21), indem sie ihn fragten: Ist es recht, dem römischen Kaiser Steuer zu bezahlen, oder nicht? Das war eine Fangfrage, womit sie ihn in eine Zwickmühle bringen wollten. Hätte er gesagt, man müsse die Steuer bezahlen, wäre ihm die Menge nicht länger gefolgt, sodass seine Laufbahn als religiöser Führer schnell zu Ende gewesen wäre. Hätte er andererseits gesagt, dass man sie verweigern müsse, hätten die Obersten ihn sofort beim Statthalter angezeigt, sodass dieser ihn wegen Anstiftung zum Aufruhr hingerichtet und seiner Bewegung ein Ende gemacht hätte. Der Herr gab eine Antwort, die sprichwörtlich geworden ist. Er bat um einen Denar und fragte die Zuhörer, wessen Bild er trage und wie die Aufschrift laute. Dann formulierte er folgendes Prinzip: »Gebt daher dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist« (20,25).

Wir merken sogleich, wie das von Christus formulierte Prinzip mit der Frage des »Eigentumsrechts« zusammenhängt, und das erinnert uns unweigerlich an die Diagnose der geistlichen Situation im Volk, die er soeben im Gleichnis vom Weinberg gegeben hatte: In dem gesamten Gleichnis ging es darum, dass die religiösen Führer, Priester und Theologen Israels die Rechte, die allein Gott als Besitzer und sein Sohn als Sohn sowie Erbe auf die Liebe, die Treue und den Gehorsam des Volkes hatten, an sich rissen. Cäsar hingegen maßte sich durch die Einziehung von Steuern in Israel die Eigentumsrechte Gottes nicht an, wie der Herr in beredeter Gegenüberstellung zeigt. Auch verlangte Christus vom Kaiser nicht, dass er jetzt, da der Messias und Thronerbe gekommen war, seine Steuergewalt und seine Macht über Israel abtreten müsse. Ganz im Gegenteil. Der Kaiser, so Christus, handle in völliger Übereinstimmung mit seinen legitimen Eigentumsrechten. Daher sagt er: »Gebt ... dem Kaiser, was des Kaisers ist.« Wer der Ansicht war, der Glaube an die Wahrheit und Gerechtigkeit Gottes (siehe 20,21) verlange, dass man die Regierung des Kaisers Tiberius (die wohl grausam und korrupt war) durch geeignete politische Maßnahmen stürzen müsse, warf wichtige Prinzipien durcheinander. Und wer meinte, der Glaube an Jesus verlange von seinen Jüngern, dass sie für die Wiederherstellung der alten

Theokratie in Israel kämpfen und daher Programme zivilen Ungehorsams oder gar einen offenen Krieg gegen die heidnischen Herrscher anzetteln müssten, der verstand augenscheinlich den prophetischen Heilsplan und die Methoden sowie Strategien des Messias nicht richtig. Das werden wir später im Detail sehen.

Worin bestand demnach der Heilsplan des Messias zur Aufrichtung seines Reiches? Welches waren die Methoden, die zur Aufrichtung des Reiches führen würden? Wie sah die Natur seines Reiches aus? Diesen Fragen wenden sich die jetzt folgenden Abschnitte und Ausführungen zu.

2. *Auferstehung und Thronbesteigung des Messias (20,27-44)*. Etwa zu diesem Zeitpunkt verwickelten einige Sadduzäer Christus in einen öffentlichen Disput über die Auferstehung. (Die meisten der führenden Priester, die an Wortwechseln mit ihm beteiligt waren, gehörten zu den Sadduzäern.) Anders als die Pharisäer glaubten die Sadduzäer nicht an die Auferstehung (siehe Apg 23,8). Dabei versuchten sie, im Licht der vernünftigen und praktischen Gebote der Bibel zu zeigen, dass die ganze Auferstehungsvorstellung unsinnig sei: Für ihre Argumentation gingen sie davon aus, dass es eine Frau gab, deren Ehemann starb, ohne einen Sohn⁷⁸ gezeugt zu haben. Das Gesetz (siehe 5Mo 25,5-10) verlangte vom Bruder des Verstorbenen, dass er die Witwe heiratete und einen Sohn zeugte, der als Sohn und Erbe des Verstorbenen gelten sollte. So geschah es auch. Aber der zweite Ehemann starb ebenso, ohne einen Sohn gezeugt zu haben. So ging es weiter, bis die Frau sieben Männer gehabt hatte, die alle versuchten, das im Gesetz befindliche Gebot zu erfüllen. »Welchem von ihnen«, fragten die Sadduzäer in der Meinung, dass sie nun die ganze Auferstehungsvorstellung widerlegt hätten, »wird sie in der Auferstehung zur Frau sein? Denn die sieben hatten sie zur Frau.«

Wir können natürlich nicht wissen, ob die Sadduzäer zugehört hatten, als Christus das Gleichnis vom Weinberg erzählte und aus Psalm 118 zitierte. Deshalb ist uns nicht bekannt, ob sie verstanden hatten, was er damit sagen wollte: Man würde ihn zwar töten, aber danach

78 A. d. H.: So der Autor hier und im Folgenden. Im Bibeltext (Lk 20,29-31) wird allgemeiner von »Kindern« gesprochen.

würde er wieder auferstehen. Falls also die Sadduzäer zugehört hatten, wollten sie diese Auferstehungsvorstellung schon im Keim ersticken, bevor sie in den Köpfen der einfachen Menschen Eingang fand (siehe Mt 27,62-66). Oder vielleicht waren sie nur darauf erpicht, einen Disput über eine gewichtige Lehre ihrer Denkschule gegen diesen Propheten aus Galiläa zu gewinnen. Etwas können wir aber wissen: Die synoptischen Evangelisten erkannten, wie entscheidend und bedeutsam diese Frage in Zusammenhang mit dem Anspruch Jesu war, der Messias und Retter der Welt zu sein. Wenn es keine Auferstehung gibt, ist Jesus nicht der Messias und Retter. Dann ist der christliche Glaube nichtig (siehe 1Kor 15,12-19), weil vom Evangelium nur noch eine armselige Botschaft der Mitmenschlichkeit übrig bleibt. Alle drei Synoptiker haben deshalb sowohl die Frage als auch die Antwort Christi ausführlich überliefert.

Christus zeigte, wie der Einwand der Sadduzäer auf zwei falschen Annahmen beruhte (siehe 20,34-40). Die erste war die Meinung, dass das Leben in der jenseitigen Welt, in die der Mensch nach der Auferstehung eingeht, einfach eine Fortsetzung des diesseitigen Lebens sei, weshalb die Ehen im Jenseits fortgesetzt würden. Das ist natürlich nicht der Fall. In der Auferstehung sind die Erlösten in zweierlei Hinsicht den Engeln gleich: Sie sterben nie, und sie heiraten nicht.

Die zweite falsche Annahme gründete sich auf die gegenteilige Überlegung: Sie besagt, dass die Beziehung, die Gott mit dem Menschen in diesem Leben knüpft, nur vorübergehender Art sei. Aber auch das trifft nicht zu. Gott ist ewig, und die Beziehungen, die er eingeht, bestehen ewig. Jahrhunderte, nachdem Abraham, Isaak und Jakob gelebt hatten, offenbarte sich Gott nach den Worten Christi dem Mose als der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs (20,37). Der Ewige kann nicht durch etwas charakterisiert sein, das nicht mehr existiert. Die Auferstehung umfasst mithin keine Wunschvorstellung von Leuten, die einer bestimmten theologischen Richtung angehörten. Vielmehr ergibt sie sich notwendig aus der Wesensart und Natur Gottes.

Christus wollte es aber damit nicht bewenden lassen, sondern ging seinerseits in die Offensive und zitierte ein Wort aus dem Alten Testament. Er stellte fest, dass in Psalm 110,1 David den Messias seinen Herrn nennt. Wie konnte er das, wenn (1) der Messias nicht bereits zur

Zeit Davids existierte, und wenn (2) David aufgehört hätte zu existieren, als der Messias endlich geboren wurde? Wie konnte David einen nicht existierenden Messias als seinen Herrn bezeichnen? Inwiefern konnte der Messias der Herr eines nicht existierenden David sein? Zudem würde kein orientalischer Vater und erst recht kein orientalischer Herrscher einen seiner Söhne Herr nennen. Die elf Jakobsöhne nannten ihren Bruder Joseph zwar »Herr«⁷⁹, Jakob selbst aber nie! David nannte also den Messias seinen Herrn. Wie konnte er dann aber sein Sohn sein?

Das übrige Neue Testament gibt die Antwort auf diese Fragen: Der Messias war nicht einfach der Sohn Davids. Er war und ist sowohl die Wurzel als auch das Geschlecht Davids (siehe Offb 22,16). Er hätte von David sagen können, was er von Abraham sagte: »Ehe Abraham wurde, bin ich« (Joh 8,58). Es war daher unmöglich, dass er hingerichtet werden und damit aufhören sollte zu existieren. Er war der geliebte Sohn des Eigentümers im umfassendsten Sinn des Wortes. Darum musste seinem Tod notwendigerweise die Auferstehung folgen.

Wenn wir uns des Weiteren fragen, worin der Heilsplan zur Aufrichtung seines Reiches besteht, finden wir die Antwort in den verbleibenden Worten von Psalm 110,1. Gott gebot dem Messias: »Setze dich zu meiner Rechten« – ein sinnloser Befehl, hätte der Messias ununterbrochen dort gesessen. Die Aufforderung setzt voraus, dass der Messias seinen Vater einmal verlassen hatte (siehe Joh 16,28) und nicht mehr zur Rechten Gottes saß. Außerdem lässt sie darauf schließen, dass er dann auferstehen, in den Himmel auffahren und sich zur Rechten Gottes setzen würde. Der Vers lässt ferner erkennen, dass zwischen der Himmelfahrt und der Zeit, da ihm seine Feinde als Schemel seiner Füße hingelegt werden sollen, ein Intervall liegen muss (siehe Hebr 10,13). Wie und wann das alles geschehen wird, erklärt uns Lukas in Satz 4.

3. *Bewertung der Tempelgaben (20,45 – 21,4)*. In 19,45-46 verurteilte der Herr die Priester, welche den Tempel zu einer Räuberhöhle gemacht hatten. Jetzt brandmarkt er einen ähnlichen Missbrauch durch die Schriftgelehrten, die als Experten der Bibelauslegung galten (siehe 20,46-47). Ihr Fachwissen in Bezug auf die heiligen Schriften verlied

⁷⁹ A. d. H.: Vgl. z. B. 1. Mose 42,10.

ihnen Autorität über das Volk. Christi Anklage bestand nun darin, dass sie diese Autorität missbrauchten, um Lobhudeleien einzustreichen, die das Volk ihnen entgegenbringen sollte. Sodann waren ihre professionell gesprochenen Gebete vielfach nur ein Deckmantel ihrer Habgier. In skrupelloser und hartherziger Weise erpressten sie Geld von den Leuten, und zwar nicht nur von den Reichen, sondern auch von den schutzlosen Witwen. Man beachte, wie dieser schwere Missbrauch der gottesdienstlichen Praxis in Israel den Herrn nicht für die echte Frömmigkeit blind machte. Ja, ihm entging nicht die geradezu aufsehen-erregende Selbstlosigkeit vieler Einzelpersonen wie jener Witwe, die bereit war, ihre letzten beiden Scherflein herzugeben (siehe 21,1-4). Das rühmte der Herr an ihr, und ihr Handeln hat sie bis heute sprichwörtlich gemacht. Anhand seiner anklagenden Worte über das Judentum jener Zeit erkennen wir, wie sehr es von Habsucht entstellt war, wobei wir gleichzeitig gestehen müssen, dass die gleiche Art der Verderbenheit in späteren Jahrhunderten zu *dem* Skandal der Christenheit wurde (siehe 1Tim 6,5). Aufgrund dieser moralischen Verderbnis sollte es schon bald zur Tempelzerstörung kommen – wenn die Betroffenen nicht vorher angesichts dessen Buße tun würden.

Wir sollten wohl beachten, welchen Zusammenhang diese von Christus am Tempeldienst Israels geübte Kritik mit der politischen Frage hatte, womit Satz 3 anfang. Zur Zeit Jeremias meinten viele im Volk, es sei belanglos, wie korrupt man in religiöser, sozialer und geschäftlicher Hinsicht sei: Gott werde es ja sowieso nicht zulassen, dass die Babylonier als größte heidnische Macht jener Zeit in die Stadt Jerusalem eindringen und sie mitsamt dem dortigen Tempel zerstören würden. Jeremia bekam deshalb von Gott die Weisung, sich ins Tor des Hauses des Herrn zu stellen und alle zu warnen, die zum Gottesdienst herbeiströmten: Gott werde genau das tun, indem er die Stadt in die Hände der Heiden geben werde. Dabei werde der Tempel sie nicht davor schützen (siehe Jer 7). Zur Zeit Christi meinten die religiösen Führer der Juden, insbesondere die aus vornehmen Hause stammenden Angehörigen des hohenpriesterlichen Standes, dass sie Christus keinesfalls gewähren lassen durften. Erhielte er seine messianischen Ansprüche weiterhin aufrecht, würde sich das Volk gegen die Römer erheben, deren Vergeltung darin bestände, dass sie Jerusalem mitsamt dem Tempel zerstören würden (siehe Joh 11,47-53). Wie wir aber in Satz 3 gesehen haben, stell-

ten die messianischen Ansprüche des Herrn gar keine Bedrohung dar – weder für den römischen Kaiser noch für den jüdischen Tempel. Was die Zerstörung des Tempels unvermeidlich machte, war erstens die Verkommenheit des israelitischen Gottesdienstes (und diese ging zulasten der Obersten) und zweitens deren Vorgehensweise, die sie ersannen, um den Messias aus dem Weg zu räumen. Und tatsächlich gelang es ihnen schließlich, die Römer dazu zu bringen, Jesus hinzurichten. Eine Generation später kamen die gleichen Römer und zerstörten in einem gnadenlos geführten Krieg den Tempel.

4. Jerusalem und das Zweite Kommen des Königs (21,5-38)

Satz 1 verdeutlichte von Anfang an, dass Christus sich keine Illusionen über das weitere Geschehen machte, während er in aller Form als der lange verheißene König Zions auf einem Esel in Jerusalem einzog. Er wusste, dass Jerusalem sowohl ihn als auch sein Heil verwerfen würde (siehe 19,41-44). Kaum war er in die Stadt eingezogen, ging er sogleich dorthin, wo alles Unheil seinen Ursprung hatte: zum Tempel mit seinem degenerierten Gottesdienst (19,45-46). Die Sätze 2 und 3 haben demnach an verschiedenen Beispielen die Entschlossenheit der religiösen Führer Israels gezeigt, den Herrn zu beseitigen. Unter solchen Umständen war es ausgeschlossen, dass Christus sich gegenüber Jerusalem als Retter erweisen sollte, indem er Stadt und Volk von der heidnischen Herrschaft befreite. Alle großen Propheten hatten gelehrt, dass aufgrund der Sünden Israels Gott selbst seinem Volk die politische Unabhängigkeit genommen hatte und man nicht mehr von einer Gottes-herrschaft als Obrigkeitsform sprechen konnte. Christus würde gewiss nicht einen Zauberstab schwingen und Israel von der heidnischen Fremdherrschaft befreien. Die Angehörigen dieses Volkes hatten nämlich weithin nicht Buße getan, sondern waren zu diesem Zeitpunkt vielmehr entschlossen, den Sohn des Weinbergbesitzers umzubringen. Daniel hat im 9. Kapitel seiner Weissagungen die ernste Lektion niedergeschrieben, dass Gottes Verheißungen zur Wiederherstellung Jerusalems sich so lange nicht erfüllen können, wie das Volk in der Sünde und in der Ablehnung des Messias verharret. In Satz 3 haben wir

daher gehört, wie Zions König selbst das Volk anwies, den Heiden die Steuern zu zahlen, da die Herrschaft der Heiden noch sehr lange bestehen würde.

Jetzt kommen wir zu Satz 4, und in ihm werden wir noch ernstere Dinge hören müssen. Israel würde nicht nur unter dem Joch der Heiden bleiben, sondern nach der Ermordung des Messias würde auch der Tempel, sozusagen das Hauptquartier des Aufstands Israels gegen seinen Messias und seinen Gott, niedergerissen und die Stadt von den Heiden zertreten werden.

Aber nicht alles ist Dürsterkeit. Daniel hat in Kapitel 7 von der Zeit geweissagt, in der Israel endlich von der Herrschaft heidnischer Weltreiche befreit werden soll; und er hat diese Befreiung mit dem Kommen des Menschensohnes in den Wolken des Himmels verknüpft (siehe Dan 7,13). Hier in Satz 4 bestätigt unser Herr die Weissagung Daniels: Die Erlösung Jerusalems wird Wirklichkeit werden, wenn der Sohn des Menschen in einer Wolke mit Macht und großer Herrlichkeit kommt (siehe 21,27-28).

1. Das Kommen falscher Messiasse (21,5-19). Nachdem also die ernste Tatsache der bevorstehenden Tempelzerstörung vorausgesagt und der herrliche Ausblick auf die Zeit gegeben worden ist, da Jerusalem beim Zweiten Kommen Christi erlöst werden wird, lautet die Hauptfrage: Womit befasst sich Satz 4 im Einzelnen? Welches ist die Abfolge der Geschehnisse, die zu diesen beiden schicksalsträchtigen Ereignissen führen werden?

Als Erstes warnte Jesus die Jünger vor den vielen falschen Messiasgestalten, die mit Scheinbeweisen kommen und das nahe Ende ankündigen werden (siehe 21,8). Um die Jünger vor solchen Verführungen zu bewahren, sagte der Herr ihnen, dass die Zeichen des nahen Endes nichts Geringeres als eine Kombination von Kriegen, Erdbeben, Hungersnöten und Seuchen samt furchterregenden kosmischen Erschütterungen sein würden (siehe 21,10-11).

Als Zweites sollten die Jünger nicht nur wissen, dass die Zerstörung Jerusalems lange vor dem Zweiten Kommen Christi und dem Ende stattfinden würde (siehe 21,24-27). Vielmehr sollte ihnen auch klar sein, dass nach dem Weggang Christi eine gewisse Zeit würde verstreichen müssen, bevor es zur Zerstörung der Stadt und des Tempels kam (siehe

21,12-19). Der diesbezügliche Grund bestand darin, dass der Herr dem Volk vor der Zerstörung die Gelegenheit zur Buße geben wollte; und zwar sollte es durch neue und ganz außergewöhnliche Beweise und Zeichen zur Buße geleitet werden. Ein solcher Beweis war das göttliche inspirierte Zeugnis der ersten Christen gegenüber allen Gesellschaftsschichten; ein anderer die durch Gottes Macht gewirkte Aufrechterhaltung und Zunahme jenes Zeugnisses, das auch die brutalsten und unmenschlichsten Verfolgungen überstand. Auf diese Weise sollte gegenüber den Angehörigen des Volkes Israel nachhaltig bezeugt werden, dass sie geirrt hatten, als sie Jesus kreuzigten. Dazu bekamen sie derart überzeugende Angebote der Vergebung und Versöhnung, dass sie keine Entschuldigung hatten, als sie weiterhin widerstanden. Sie konnten nur noch sich selbst anklagen, als Gott die Stadt und auch den Tempel schließlich der Zerstörung preisgab.

2. *Die kommende Zerstörung und Erlösung Jerusalems (21,20-33).* Wir wissen aus der Apostelgeschichte, dass einige Tausend Juden die Zeit nutzten, die ihnen zur Buße gewährt wurde. Aber die Nation in ihrer großen Mehrheit verharnte in der Ablehnung Jesu. Christus sah das natürlich voraus, was mit der entsprechenden Schau des Propheten Daniel übereinstimmte. Er schreibt in seinem bekannten Kapitel über die Stadt Jerusalem: »... der Messias (wird) weggetan werden und nichts haben. Und das Volk des kommenden Fürsten wird die Stadt und das Heiligtum zerstören, und das Ende davon wird durch die überströmende Flut sein; und bis ans Ende: Krieg, Festbeschlossenes von Verwüstungen« (Dan 9,26).

Entsprechend kündigte der Herr nun an, dass die Frist, die Jerusalem zur Buße gewährt wurde, ablaufen und stattdessen seine Verwüstung kommen werde (siehe 21,20): »Denn dies sind Tage der Rache, damit alles erfüllt werde, was geschrieben steht« (21,22). Sollten die Jünger vernehmen, dass die heidnischen Armeen im Anmarsch sind, sollten sie aus der Stadt fliehen. Sie sollten nicht auf eine äußerliche Rettung dahin gehend hoffen, dass Gott durch ein Wunder eingreifen würde. Die Zeit für die Vollstreckung von Gottes Zorn war gekommen. Sie sollten nicht versuchen, sich dem zu widersetzen (siehe 21,20-22). In seinem Mitgefühl beklagte Christus wie schon zuvor (siehe 19,41-44) das entsetzliche Leid, das über die Bewohner der Stadt kommen sollte, besonders

über die Frauen und Kinder. Dann würde man die Bürger der Stadt abschlachten oder in die Gefangenschaft bzw. Verbannung verschleppen (siehe 21,23-24). Und mit der Präzision göttlicher Gerechtigkeit nannte er die hauptsächliche Form, in welcher der Zorn Gottes über Jerusalem ergehen musste: »... sie werden ... gefangen weggeführt werden unter alle Nationen; und Jerusalem wird von den Nationen zertreten werden, bis die Zeiten der Nationen erfüllt sind« (21,24). Man kann die ernste Wiederholung nicht übersehen. Die Stadt Jerusalem war einst der Inbegriff all dessen gewesen, was sich von heidnischen Lebensweisen, Werten und Anschauungen unterschied. Aber ihre offizielle gottesdienstliche Praxis war inzwischen verdorben, im Grunde so heidnisch wie jede Religion der Nationen. Die religiösen Führer Jerusalems waren dabei, den Messias gefangen zu nehmen und bei den Heiden seine Kreuzigung durchzusetzen, obwohl Pilatus als Römer ihn anfangs freilassen wollte (siehe 23,1-25). Es war daher angemessen, dass die Straßen dieser Stadt zertreten wurden, nachdem ihre Werten bereits mit Füßen getreten worden waren. Gott ließ Jerusalem nicht völlig zerstören, sondern gestattete vielmehr den Nationen, es zu erobern und zu zertreten. Jerusalem, die Heilige Stadt, sollte eine von Heiden geprägte und beherrschte Stadt werden, bestimmt von heidnischen Anschauungen.

Der Tempel sollte selbstverständlich zerstört werden und seine jahrhundertelange Funktion als Stätte des Gotteszeugnisses verlieren (siehe 21,5-6). Als nämlich die Hohenpriester den vielgeliebten Sohn des Vaters nahmen und umbrachten, konnte Jahwe ihren Tempel nicht stehen lassen, weil dort nicht mehr der wahre Gott bezeugt wurde. Eine Religion, die in aller Form leugnet, dass Jesus der Sohn Gottes ist, »hat auch den Vater nicht« (siehe 1Joh 2,23).

Hier sollten wir einen naheliegenden Punkt herausstellen. Obwohl er selbstverständlich erscheinen mag, heben wir ihn doch hervor: Gott übertrug nicht den Christen die Aufgabe, Jerusalem teilweise zu zerstören. Vielmehr gebrauchte er dazu als Werkzeug die Heiden, wie er etwa in früheren Jahrhunderten die Assyrer gegen Israel hatte ziehen lassen (siehe Jes 10,5-15). Der Antisemitismus des Mittelalters und der Neuzeit – auch in sogenannten »christlichen« Ländern – ist satanischen Ursprungs.

Als Nächstes sollten wir beachten, wie Gott in seinem Erbarmen seinem Zorn über Jerusalem Grenzen setzte, noch bevor er entbrannte:

Christus sagte, dass Jerusalem von den Nationen nur so lange zertreten werden sollte, »bis die Zeiten der Nation erfüllt sind« (21,24). Die Zeiten der Nationen sollten Angehörigen nichtjüdischer Völker jahrhundertlang die Gelegenheit geben, das von den Juden abgelehnte Evangelium zu hören und die Kunde von jenem Retter zu vernehmen, den diese verworfen hatten. Wie wir inzwischen wissen, haben Millionen dieses Angebot angenommen. Aber die Nationen würden sich im Vergleich zu Israel nicht als besser oder weniger sündig erweisen. Dabei würde die Gelegenheit zur Annahme des Evangeliums für sie nicht ewig dauern, noch würden sie für immer Herren über Jerusalem bleiben. Außerdem musste Paulus später seine nichtjüdischen Glaubensgeschwister daran erinnern, dass die Christenheit weithin vom Glauben abfallen und damit nicht mehr ihrer Aufgabe gerecht werden würde, als wichtigster Personenkreis auf Erden Gott zu bezeugen. Diesbezüglich würde es ihr nicht anders als Israel ergehen, das diese Aufgabe aus dem gleichen Grund verloren hatte. Paulus lehrte, dass sich Israel am Ende bekehren und in seine Stellung als Gotteszeuge wiedereingesetzt werden würde (siehe Röm 11,13-32). Eines Tages wird also die Verwüstung Jerusalems beendet sein. Der Sohn des Menschen wird mit Macht und großer Herrlichkeit wiederkommen (siehe 21,27), nachdem es zuvor als Warnzeichen gewaltige Störungen kosmischer Abläufe gegeben hat. Dann wird die Erlösung vollendet (siehe 21,28) und das Reich aufgerichtet werden (siehe 21,31). Das lange Warten wird ein Ende haben.

In 19,29.37.41 hat Lukas sehr sorgfältig festgehalten, wie unser Herr bei seinem ersten offiziellen »Kommen« der Stadt Jerusalem immer näher kam. Hier in 21,28.30-31 erwähnt er die von Christus genannten Zeichen, die anzeigen, dass sein zweites Kommen immer näher rückt. So gewiss die Bewohner Jerusalems sehen konnten, wie er langsam vom Ölberg herabkam, um auf der entgegengesetzten Seite⁸⁰ in die Stadt einzuziehen, so sicher wird alle Welt sehen, wie der Sohn des Menschen vom Himmel herabkommt. Dann wird er nicht in Demut und in Niedrigkeit, sondern mit Macht und großer Herrlichkeit kommen. Auch wird er dann nicht auf einem Esel kommen, sondern mit einer Wolke, dem Inbegriff des göttlichen Gefährts. Dann braucht er keinen

80 A. d. H.: Der Autor nimmt hier darauf Bezug, dass man auf der Strecke zwischen Ölberg und Stadt das Kidrontal als tiefsten Punkt durchschreiten muss.

Esel mehr, sondern das Tosen des Meeres und die Erschütterung der Kräfte des Himmels werden seinen Einzug ankündigen.⁸¹

3. *Letzte Ermahnung im Tempel (21,34-38)*. Die Ausleger haben häufig die Tatsache kommentiert, dass Lukas die Endzeitrede unseres Herrn in einen anderen Kontext gestellt hat als Matthäus und Markus. Markus (siehe 13,1-2) und Matthäus (siehe 24,1-2) berichten beide, dass der Herr gerade den Tempel verließ, als die Jünger ihn auf die prächtigen Steine des Tempels aufmerksam machten. Lukas sagt nicht, dass er den Tempel verließ. In 21,5 ist Christus noch immer im Tempel, wobei ihn die Anwesenden nicht nur auf die Steine der Tempelanlage, sondern auch auf die Weihgeschenke hinweisen, die natürlich innerhalb des Tempels aufgestellt waren. Zudem platziert Lukas zwei Verse mit einem zusammenfassenden Kommentar an das Ende der Rede (siehe 21,37-38). Das scheint darauf hinzudeuten, dass unser Herr alles, was in 20,1 – 21,36 steht, während der täglichen Lehrvorträge im Tempel sagte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Christus seine Endzeitrede im Tempel vor den Ohren des Volkes begann und dann auf den Ölberg hinausging. Dort kamen die Jünger allein zu ihm, wie Matthäus und Markus sagen. Er antwortete dort auf deren Bitte um nähere Erläuterung,

81 Die Aussage unseres Herrn (»Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis alles geschehen ist«) hat Anlass zu vielen Diskussionen über die Bedeutung des Begriffs »Geschlecht« oder »Generation« gegeben. Eine ausführliche Erörterung des Problems findet sich bei Marshall, S. 779-781. Die nachfolgenden Geschehnisse haben gezeigt, dass »Generation« nicht im Sinne einer bestimmten Zeitspanne gemeint war. Von den übrigen möglichen Bedeutungen ist die beste vielleicht diejenige, die den ganzen Satz als eine starke Beteuerung auffasst, dass all diese Dinge geschehen würden. Dementsprechend muss man diese Aussage also im gleichen Sinne verstehen wie den nachfolgenden Vers (21,33). Dies bedeutet: Eher würde dieses Geschlecht umkommen, als dass die Erfüllung dieser Dinge ausbleiben würde. Eine weitere Deutungsmöglichkeit ist der jüdische Gebrauch des Begriffs, dem zufolge gewisse Generationen als besonders gottlos angesehen werden. Dies gilt z. B. für die Generation der Sintflut, die Gott vernichten musste, oder für die Generation der Wüstenwanderung, die sich von Gott abwandte und nicht ins Gelobte Land eingehen durfte. Von jedem verkehrten Geschlecht, das je gelebt hat, ist gewiss jenes das verkehrteste gewesen, das seinen König, den Messias, verworfen und ihn den Heiden zur Hinrichtung überliefert hat. Christus selbst nannte es »ein böses Geschlecht« (11,29), und er kündigte an, dass von ihm alles Blut der alttestamentlichen Märtyrer gefordert werden wird (siehe 11,50-51). Als unser Herr sagte, dass dieses Geschlecht bis zu seiner Wiederkunft nicht vergehen sollte, wollte er damit vielleicht auf Folgendes hindeuten: Das Geschlecht, das ihn verworfen hatte, würde bis zu seiner Wiederkunft damit fortfahren, ihn mehrheitlich abzulehnen. Das Geschlecht würde sich in seinem Wesen nicht verändern.

Schließlich kann er das Wort »Geschlecht« auch in seiner anderen (griechischen) Bedeutung verwendet haben, d. h. als »Rasse«, »Volksgruppe« oder »Nation«. Dann hätten wir hier eine Verheißung: Israel sollte zwar wegen seiner Verwerfung des Messias zerstreut werden, würde aber als Nation bzw. Volksgruppe selbst nicht untergehen. Vielmehr würde es die Wiederkunft Christi und die zuvor bestimmte Erlösung bzw. Versöhnung erleben.

indem er vieles wiederholte, aber gleichzeitig nötige Hinzufügungen oder Präzisierungen vornahm. Solche Dinge spielen sich noch heute bei Unterredungen zwischen Dozierenden und Schülern ab.

Wie dem auch sei – man kann nicht übersehen, welches Gewicht Lukas in diesen drei Kapiteln dem Tempel gegeben hat. Jeder bisherige Satz in der vorliegenden Phase schloss mit der Beschreibung irgendeines Zustandes im Tempel, der verdeutlichte, auf welche Abwege das dortige Geschehen geraten war (19,45-48; 20,19; 20,45 – 21,4). Satz 4 endet passenderweise mit einer ähnlichen Warnung. Wie wir festgestellt haben, begann der Satz damit, dass man unseren Herrn auf die Weiheschenke im Tempel aufmerksam machte (siehe 21,5). Es ist verständlich, dass solche prächtigen Gegenstände, die alle Zeugnisse großer religiöser Ergebenheit waren, Bewunderung weckten. Oft ist die Bewunderung aber nicht mehr als ästhetische Wertschätzung, die überwältigende und erhabene Gefühle hervorruft, und das wird gern mit wahrer Geistlichkeit verwechselt. Dabei ändert sie nichts an der Selbstverliebtheit und Weltlichkeit des Betrachtenden, sodass er weder in moralischer noch in geistlicher Hinsicht auf die Wiederkunft Christi vorbereitet ist (siehe 21,34-36). Falls die Pracht des Tempels nicht-wiedergeborene Menschen einschläfert und jeden Gedanken an das Kommen des Herrn verdrängt, ist es besser, wenn er verschwindet.

Phase 5 des Gehens (19,29 – 24,53 [zweite Folge])

5. Der König isst in Jerusalem: Symbole seiner Leiden (22,1-38)

1. Notwendige Vorbereitungen (22,1-13)

»Geht hin und bereitet uns das Passah ... Wo willst du, dass wir es bereiten? ... (Sie) fanden ... es, wie er ihnen gesagt hatte; und sie bereiteten das Passah.«

2. Essen mit seinen Jüngern (22,14-34)

a. »Mit Sehnsucht habe ich mich gesehnt, dieses Passah ... zu essen, ehe ich leide. Denn ... ich (werde) es fortan nicht mehr essen ... bis es erfüllt ist (22,15-16) ... Der Sohn des Menschen geht ... dahin, wie es beschlossen ist (22,22) ... Ich bestimme euch ... ein Reich, damit ihr esst ... an meinem Tisch in meinem Reich« (22,24-30).

b. »Und er nahm Brot ... brach und gab es ihnen und sprach: Dies ist mein Leib ... dies tut zu meinem Gedächtnis ...« (22,19).

3. Vorkehrungen für die Mission (22,35-38)

»Als ich euch ohne Geldbeutel ... sandte, fehlte es euch wohl an etwas? ... Aber jetzt, wer einen Geldbeutel hat, der nehme ihn ... (er) verkaufe sein Oberkleid und kaufe ein Schwert; denn ... was geschrieben steht, (muss) an mir erfüllt werden.«

6. Der König verhaftet und von der religiösen Obrigkeit verhört (22,39-71)

1. Verhaftung: Priester und die Gewalt der Finsternis (22,39-53)

»Vater, wenn du willst, so nimm diesen Kelch von mir weg – doch nicht mein Wille, sondern der deine geschehe ... Und als er in ringendem Kampf war, betete er heftiger ...«

2. Christus wird ins Haus des Hohenpriesters abgeführt (22,54-65)

a. »Eine gewisse Magd ... sprach: Auch dieser war mit ihm. Er aber leugnete und sprach ... Ich kenne ihn nicht ... und Petrus erinnerte sich an das Wort des Herrn ...«

b. »Und die Männer ... verspotteten und schlugen ihn ... und sprachen: Weissage, wer ist es, der dich schlug?«

3. Das Urteil des Synedriums (22,66-71)

»Die Ältestenschaft ... sowohl Hohepriester als Schriftgelehrte ... führten ihn weg in ihr Synedrium ... Er ... sprach ... Der Sohn des Menschen (wird) sitzen zur Rechten der Macht Gottes ... Sie ... sprachen: Was brauchen wir noch ein Zeugnis?«

7. Der König verhört, verurteilt und von der politischen Obrigkeit gekreuzigt (23,1-56a)

1. Ziviles Verhör: Pilatus und die Autorität⁸² des Herodes (23,1-25)

»Pilatus ... sprach ... Ich will ihn ... freilassen. Sie aber bedrängten ihn mit großem Geschrei ... und ihr ... Geschrei nahm überhand. Und Pilatus urteilte, dass ihre Forderung geschehe ... Jesus aber übergab er ihrem Willen.«

2. Er wird hinausgeführt und gekreuzigt (23,26-49)

- a. »Er sprach ... Gedenke meiner ... Und er sprach ... Heute wirst du mit mir im Paradies sein.«
- b. »... es höhnten aber auch die Obersten ... auch die Soldaten verspotteten ihn ... einer ... der gehängten Übeltäter lästerte ihn.«

3. Der Entschluss eines Ratscherrn (23,50-56a)

»... ein Mann, mit Namen Joseph, der ein Ratscherr war ... dieser hatte nicht eingewilligt in ihren Rat und ihre Tat ... der das Reich Gottes erwartete, dieser ging hin zu Pilatus und bat um den Leib Jesu ... und legte ihn in eine ... Gruft.«

8. Der König isst in Jerusalem: Beweis seiner Auferstehung (23,56b – 24,53)

1. Unnötige Vorbereitungen (23,56b – 24,12)

»Sie ... kamen ... zu der Gruft und brachten die Gewürzsalben, die sie bereitet hatten. Sie fanden aber den Stein ... weggewälzt ... (sie) fanden ... den Leib des Herrn Jesus nicht ... erinnert euch, wie er zu euch geredet hat.«

2. Essen mit seinen Jüngern (24,13-43)

a. »O ihr ... trügen Herzens, an alles zu glauben, was die Propheten geredet haben! Musste nicht der Christus dies leiden und in seine Herrlichkeit eingehen? ... (Er) erklärte ... ihnen in allen Schriften das, was ihn selbst betraf (24,25-27) ... Habt ihr hier etwas zu essen? ... und er nahm es und aß vor ihnen« (24,41-43).

b. »Er (nahm) das Brot ... und ... reichte ... es ihnen ... wie er von ihnen erkannt worden war an dem Brechen des Brotes« (24,30.35).

3. Anweisungen für die Mission (24,44-53)

»... dass alles erfüllt werden muss, was über mich geschrieben steht ... Und siehe, ich sende die Verheißung meines Vaters auf euch. Ihr aber, bleibt ... bis ihr angetan werdet mit Kraft aus der Höhe.«

82 Oder »Gewalt« (vgl. Anmerkung der Elb 2003).

Die Sätze: zweite Folge

5. Der König isst in Jerusalem: Symbole seiner Leiden (22,1-38)

1. Notwendige Vorbereitungen (22,1-13). Die erste Folge von Sätzen führte uns vom offiziellen Einzug des Königs in Jerusalem über die Geschichte seiner Verwerfung, die Weissagung seines Todes und der Wiederherstellung seiner Ehre bis hin zur Zerstörung des Tempels, der Eroberung sowie Verwüstung Jerusalems und schließlich bis zum Zweiten Kommen des Herrn in Herrlichkeit.

Mit der Eröffnung der zweiten Folge führt Lukas uns in Gedanken zur Lage in Jerusalem zurück, die sich unmittelbar vor dem Passah am Ende der Leidenswoche bot. Die Vertreter der religiösen Obrigkeit trafen selbstverständlich ihre Vorbereitungen für die Feier des großen nationalen Festes. Aber am meisten kreisten ihre Gedanken um die Notwendigkeit, Jesus abseits der Volksmenge zu verhaften, damit man ihn beseitigen könne. Bald bot ihnen Judas die gesuchte Gelegenheit, und sie machten sich an die Vorbereitungen, den Herrn zu töten.

Und nun sollen wir auf die spektakulärste Art und Weise sehen, wie Gott ein Universum regiert, das gegen ihn aufbegehrt. Satan hat im Garten Eden die Menschen anfangs zur Rebellion angestiftet. In der jetzigen geschichtlichen Phase soll diese Auflehnung, durch Satans beständiges Drängen angestachelt, so weit gehen, dass Jesus getötet wird. Zu diesem Zweck fährt er in Judas (siehe 22,3). Um dieser Rebellion entgegenzutreten und gerade angesichts dieses Widerstands Gottes Reich hier auf Erden aufzurichten, ist Jesus seinerseits entschlossen – in den Tod zu gehen! Dazu trifft er erneut Vorbereitungen, um in Jerusalem einzuziehen. Er sendet wieder zwei Jünger, nicht weil er diesmal einen Esel braucht, damit er vor den Augen des Volkes als Zions König in Jerusalem einziehen kann. Vielmehr benötigt er einen Obersaal, in dem er das Passah essen will. Das Passah musste natürlich in der Nacht gegessen werden, aber es war, menschlich gesprochen, für Jesus gefährlich, nachts in Jerusalem zu sein. Dann war nämlich nicht die Volksmenge um ihn, die seine Feinde beim Vorgehen gegen ihn fürchteten. Deshalb verließ er während der ganzen Leidenswoche am Abend,

als sich die Volksmenge zerstreut hatte, die Stadt und zog sich in die Abgeschiedenheit auf dem Ölberg zurück, um nicht vorzeitig verhaftet zu werden (siehe 19,47-48; 21,37-38). Sein nächtlicher Gang durch die Stadt und der Ort, wo er das Passah essen würde, mussten geheim bleiben. Darum teilt er den beiden Jüngern mit, worin das vorher vereinbarte Zeichen bestand, anhand dessen sie einen namentlich nicht genannten Mann erkennen würden. Dieser war bereit, Christus einen Raum zu überlassen, in dem er in Jerusalem das Passah essen konnte. Jerusalem war jene Stadt, von der aus der König einst herrschen würde. Es war seine eigene Stadt, aber die Obrigkeit hatte ein Kopfgeld auf ihn ausgesetzt, sodass Jerusalem jetzt das Hauptquartier der Rebellion gegen den König war.

2. *Essen mit seinen Jüngern (22,14-34)*. »Als die Stunde gekommen war, legte er sich zu Tisch, und die Apostel mit ihm« (22,14). Wir beachten, wie genau der Herr die Zeit einhielt. Der Messias ging seinen Leiden entgegen (siehe 22,15); das war aber weder ein Unfall noch etwas Unvorhergesehenes. Der Sohn des Menschen machte sich daran, dahinzugehen⁸³ (siehe 22,22), aber das Hingehen war zuvor verordnet worden, und zwar schon vor Grundlegung der Welt (siehe 1Petr 1,20). Als Israel in einer bestimmten geschichtlichen Situation aus Ägypten befreit werden sollte, war es das Blut eines geschlachteten Passahlammes, das nach Gottes Anordnungen diese Befreiung symbolisieren sollte. Danach erfüllte die alljährliche Passahfeier zwei Zwecke: Sie erinnerte an jene Befreiung Israels unter Mose, die selbstverständlich ein historisches Geschehen war und als solche für sich genommen schon immense Bedeutung hatte. Gleichzeitig sollte sie von Anfang an ein Typus sein, weil damit eine unendlich viel größere Befreiung, die Gott durch das Opfer und Blut seines Sohnes wirken würde, versinnbildlicht und verheißen wurde.

Nach Gottes Ratschluss war jetzt die Zeit gekommen, die Verheißung zu erfüllen (vgl. die heilsgeschichtlich bedeutsame Aussage in 22,16). Die Vorbereitungen waren alle getroffen worden, und nun kam der König, indem er sich von Herzen danach sehnte, das letzte Passahmahl zu essen, bevor die Verheißung des Passah in Erfüllung gehen

83 A. d. H.: D. h., den Leidensweg zu beschreiten.

sollte. Der Herr hatte sein Leiden schon lange vor Augen gehabt und als Last auf seiner Seele getragen (siehe 12,50). Deshalb trug die Aussicht, dass es jetzt bald vorbei sein sollte, sicher zu diesem Verlangen bei. Aber es ging um noch mehr: Er aß dieses Mahl mit seinen Jüngern am Vorabend seines Todes, um ihnen und allen Gläubigen späterer Jahrhunderte die Tatsache ins Herz zu schreiben, dass sein Tod keine Katastrophe war, auch nicht das Ergebnis menschlichen Neids, satanischer Machtgier und religiöser Perversion. Er war vielmehr das von Gott zuvor verordnete Opfer, wodurch die Menschen aus der Knechtschaft ebendieser Bosheiten sowie Verirrungen befreit und mit Gott versöhnt werden sollten. Ja, dieses Opfer würde so wirksam sein, dass er nie mehr vom Wein als Symbol des Passah würde trinken müssen, bis das Reich Gottes letztendlich sichtbar kommen würde – mochte das auch noch so lange dauern (siehe 22,18). Das große Opfer der Erlösung würde vollständig sein, sodass sein Werk auf Erden damit vollendet wäre.

Der Herr aß aber nicht nur das Passah, sondern setzte auch etwas ganz Neues ein: das Mahl des Herrn (siehe 1Kor 11,20). Bis zu seiner Wiederkunft sollten die sinnfälligen Symbole des Mahls die Jünger daran erinnern, dass er seinen Leib und sein Blut für sie und zu ihrer Erlösung gegeben hatte. Zudem sollte das Mahl ein Zeichen des Neuen Bundes sein, den er mit seinem Blut einweihen sollte (siehe 22,19-20).

Die Bestimmungen des Neuen Bundes, die Gott durch Jeremia hatte verkündigen lassen (siehe 31,33-34), hatten seit Langem seine Wesensart und seinen Zweck verdeutlicht: »Ich werde mein Gesetz in ihr Inneres legen und werde es auf ihr Herz schreiben; und ich werde ihr Gott, und sie werden mein Volk sein ... alle werden mich erkennen von ihrem Kleinsten bis zu ihrem Größten, spricht der HERR. Denn ich werde ihre Schuld vergeben und ihrer Sünde nicht mehr gedenken« (V. 33-34). Christus reichte nun den Jüngern den Kelch des Neuen Bundes in seinem Blut und kündigte auf diese Weise in einem heilsgeschichtlich äußerst bedeutsamen Augenblick an, dass er mit ihm sein Reich aufrichtete. Es stand jedem offen, der an die Erlösung durch sein Blut glaubte. In seinem Reich sollten sie nach der neuen Geburt durch Belehrung und durch die Kraft des Heiligen Geistes zum Gehorsam ihrem Herrn und König gegenüber zugerüstet und geschult werden. Die Aufrichtung dieser geistlichen Phase seines Reiches musste außerdem nicht auf sein

Zweites Kommen warten; sie sollte vielmehr beginnen, sobald das Blut des Bundesopfers den Bund besiegelt hatte.

Kaum hatte Christus jedoch die Aufrichtung seines Reiches angekündigt, machte er die Jünger auf eine große Ironie aufmerksam. Satan hatte sein willfähiges Werkzeug in Gestalt des Judas eingeschleust, der jetzt im Obersaal mit ihm am Tisch saß (siehe 22,21). Dieser verfolgte jeden Schritt, den Christus tat, um dessen Verhaftung zu planen und so die Kreuzigung und den Tod zu ermöglichen. Der gleiche Tisch, auf dem die Hand des Verräters ruhte, trug die Symbole, deren Bedeutung der König jetzt erklärte: Nach seinen Worten war es Gottes ewiger Vorsatz gewesen, dass der König in den Tod gehen und mit seinem Sterben die Macht Satans brechen sowie sein Reich gründen sollte. Die Sünde des Judas war unentschuldig; aber seine verräterische Hand musste dem göttlichen Plan dienen, der die Macht seines satanischen Meisters zerschlug.

Dann fuhr der König fort: Er kündigte den Jüngern nicht nur an, dass er seine Gesetze auf ihr Herz schreiben würde, sondern eröffnete ihnen auch seine Pläne, sie zu unterweisen, damit sie sowohl in dieser als auch in der zukünftigen Welt an seiner Regierung teilhaben könnten. Sie sollten lernen, das heidnische Verständnis vom Regieren als Machtausübung gegenüber anderen aufzugeben und dem Vorbild ihres Herrn zu folgen, der als König ein Diener war (siehe 22,24-27). Als diejenigen, die zugerüstet und in ihrer Treue zum König durch Teilhabe an seinen Leiden erprobt wurden, sollten sie im kommenden Zeitalter damit belohnt werden, dass sie die innige Gemeinschaft mit ihm genießen und an seiner Regierung aktiv teilhaben sollten (siehe 22,28-30). Bis dann würden die Jünger mit Angriffen Satans rechnen müssen, und sie würden zuweilen Niederlagen erleiden. Doch die Lebensverbindung mit ihrem Herrn, nämlich der persönliche Glaube an den Retter, würde durch die Fürbitte ihres königlichen Priesters erhalten bleiben. Dies wird uns am Fall des Petrus demonstriert, an dem wir auch sehen, dass Niederlagen schließlich der weiteren Stärkung des Jüngerkreises dienen mussten (siehe 22,31-34). Der König würde nicht nur den Feind besiegen, sondern gerade den satanischen Widerstand dazu verwenden, um seine Jünger zu vervollkommen.

3. *Vorkehrungen für die Mission* (22,35-38). Wohl hatte die Nation ihren König verworfen, sodass dieser die Aufrichtung seines Reiches in der

Abgeschiedenheit des Obersaals während eines Beisammenseins mit den Jüngern ankündigen musste. Das bedeutete aber nicht, dass damit die eifrige Missionsarbeit der zurückliegenden Jahre zwangsläufig aufhörte. Ganz im Gegenteil: Jetzt sollte die christliche Mission über Israel hinaus in alle Welt gehen (siehe 24,47). Wurde aber der König von der Nation zum Gesetzlosen bzw. Geächteten erklärt und hingerichtet, durften die Missionare nicht mehr damit rechnen, wie bis dahin bei ihren Missionsreisen von ihr unterstützt zu werden (siehe 9,1-6; 10,1-16). Sie würden für ihre Auslagen selbst aufkommen und sich ohne finanzielle Hilfe vonseiten des Volkes oder vonseiten der Ungläubigen durchschlagen müssen.

Die Jünger verstanden die Tatsache, dass der Herr im übertragenen Sinne auf den Besitz eines Schwertes Bezug nahm, falsch und zeigten ihm zwei Schwerter. Er winkte lediglich ab, ohne seine Worte näher zu erklären. Die jetzt folgenden Stunden würden ihnen klar genug zeigen, dass er nicht Schwerter aus Stahl meinte und dass man seine Sache mit Waffengewalt weder vorantreiben noch verteidigen dürfe (siehe 22,49-51). Die neue Situation, aus der sich eine neue Beziehung zwischen christlicher Mission und der Welt ergeben musste, hatte Christus nach seinen eigenen Worten durchaus vorhergesehen. Auch war sie nicht nur eine vorübergehende Schwierigkeit. Darüber hinaus war sie in der Schrift längst vorausgesagt worden (siehe 22,37). Dass Christus am Kreuz »unter die Gesetzlosen gerechnet worden« ist, bildet die Grundlage für das Evangelium der Vergebung und des Friedens; aber gleichzeitig schafft das Kreuz eine Scheidung zwischen dem König mitsamt seinen Jüngern einerseits und der Welt andererseits. Auch das ist ein unveräußerlicher Bestandteil der Botschaft vom Gekreuzigten. Dieses Verhältnis duldet keine Kompromisse; sonst wird das Evangelium kompromittiert (siehe 1Kor 1,1 – 2,5; Gal 6,14).

Damit beendete Christus seine Unterweisung, bei der es darum ging, wie und durch welche Mittel er sein Reich aufrichten wird. Aber Programme und Weissagungen sind nutzlos, wenn sie nicht in die Tat umgesetzt bzw. erfüllt werden und Sinnbilder nicht der Realität weichen: Abschließend heißt es: »Dieses, was geschrieben steht, (muss) an mir erfüllt werden ... denn auch das, was mich betrifft, hat eine Vollendung« (22,37). Als der Herr das gesagt hatte, ging er hinaus, um sein Reich aufzurichten.

6. Der König verhaftet und von der religiösen Obrigkeit verhört (22,39-71)

1. Verhaftung: Priester und die Gewalt der Finsternis (22,39-53). Der König verließ den Obersaal und ging »der Gewohnheit nach ... an den Ort« (22,39-40) auf dem Ölberg, wohin er die ganze Woche schon jeden Abend hinausgegangen war, als er den Tempel bei Einbruch der Dunkelheit verlassen hatte. Weil Judas diesen Ort gut kannte, würde er den Trupp, der Jesus verhaftete, schon bald dorthin führen. An Flucht dachte Christus nicht. Sollte das Reich Gottes aufgerichtet werden, war der Kampf mit den Mächten der Finsternis unausweichlich, und je früher er ausgefochten wurde, desto besser.

Angesichts dieser Situation sagte Christus zu den Jüngern: »Betet, dass ihr nicht in Versuchung kommt« (22,40). Die ganze Macht der Hölle würde sich nun mit der Bosheit des Menschen zusammentun, um (wenn möglich) zu verhindern, dass der Wille Gottes geschehe. Für die Jünger sollte die Anfechtung darin bestehen, dass sie versucht waren, dem Kampf auszuweichen, aufzugeben, zu fliehen und sich dem Willen Gottes zu entziehen.

Als ob er zeigen wollte, wo in dieser heilgeschichtlich bedeutungsvollsten Stunde des gesamten Universums die Entscheidung fallen musste, zog er sich von den Jüngern ungefähr »einen Steinwurf weit« zurück (siehe 22,41). Der Kampf und sein Ausgang hingen allein von ihm ab. Sollte er versagen, wäre alles für immer verloren; sollte er siegen, hätte er einen unwiderruflichen Sieg errungen.

Nun kniete er nieder. Was für ein Anblick! Welch ein Sieg! Der König kniet auf dem Ölberg! Nur wenige Tage zuvor war er in einem königlichen Zug den gleichen Berg hinabgeritten, mit Recht als der König proklamiert (siehe 19,35-38). Er hatte aber Jerusalem, seine Stadt, in der Hand von Rebellen vorgefunden und festgestellt, dass der Tempel von Räubern besetzt war. Wie konnte solcher Widerstand überwunden werden? Wie konnten derartige Rebellen von der göttlichen Strafe für ihr Aufbegehren, der Verdammnis, gerettet und wieder dahin gebracht werden, dass sie gehorsam waren und Gott wahrhaft anbeteten? Es genügte nicht, dass er auf dem königlichen Reittier durch die Straßen Jerusalems zog. Feierliche Prozessionen und Rituale haben noch nie einen Aufrührer zu einem Heiligen gemacht. Sollten Jerusalem, Israel

und die Welt zum Gott geschuldeten Gehorsam zurückgeführt werden, musste dies hier beginnen: Der Messias musste selbst den Willen Gottes auf Erden aufrichten, indem er selbst diesem Willen gehorchte.

Daher kniete der König nieder. Er war bereit, für sich gehorsam zu sein, wollte aber mit seinem Gehorsam auch Israel und letztlich dem ganzen Menschengeschlecht dienen: »Denn so wie durch den Ungehorsam des einen Menschen die vielen in die Stellung von Sündern gesetzt worden sind, so werden auch durch den Gehorsam des *einen* die vielen in die Stellung von Gerechten gesetzt werden« (Röm 5,19; Hervorhebung hinzugefügt). In seinem Gebet der Ergebenheit gab er nicht vor, dass ihm der Kelch süß sei. Soweit wir beurteilen können, umfasst Gehorsam in einer nicht gefallen Welt reine, überschwängliche Freude. Als aber der Heilsratschluss, den Gott zur Erlösung gefallener Menschen verwirklichte, in unserer Welt Gehorsam forderte, konnte der Kelch nur unsäglich bitter sein. In aller Aufrichtigkeit flehte Christus darum, dass ihm der Kelch erspart bleibe und er an ihm vorbeigehe. Da war keine oberflächliche Begeisterung bzw. voreilige Beteuerung der Leidens- oder gar Märtyrerbereitschaft wie bei Petrus zu finden (siehe 22,33), die dessen unrealistischer Selbsteinschätzung entsprang. Dass jemandem der Gedanke, von Gott zur Sünde gemacht zu werden, angenehm sein sollte, würde völligen Unverstand oder eine prometheische⁸⁴ Herausforderung des dreimal heiligen Gottes erkennen lassen. Dass ihm, der die fleischgewordene Heiligkeit war, dieser Gedanke hätte willkommen sein sollen, ist undenkbar. Er bat aufrichtig darum, dass der Kelch an ihm vorbeigehe – wenn es Gottes Wille sein sollte. Doch wenn nicht, dann mochten jede Regung seines Herzens, jede Faser seines Fleisches und jeder Zug seines Wesens davor zurückschrecken, dann mochte sein Schweiß in Todesangst wie Blutstropfen herabfallen – er war entschlossen zu beten: »Nicht mein Wille, sondern der deine geschehe!«

Als er zu seinen Jüngern kam, fand er sie vor Kummer eingeschlafen, wobei er sie mit milden Worten tadelte. Aber gerade an ihrem Versagen können wir einen wichtigen Unterschied erkennen. Von widrigen Umständen niedergedrückt und von Traurigkeit beschwert, hatten die

84 A. d. Ü.: Nach *Prometheus*, der gemäß der griechischen Sage die Götter hinter Licht führte und gegen deren Verbot den Menschen das Feuer brachte.

Jünger der Schwachheit der menschlichen Natur nachgegeben und im Schlaf Trost gesucht. Damit verschwand das Böse natürlich nicht; die Jünger verdrängten es lediglich und wichen dem Kampf gegen das Böse aus. Christus gab in keiner Hinsicht nach; er wählte bewusst den Willen Gottes angesichts all des Bösen. Sein Gebet während seines Ringens in Gethsemane (»dein Wille geschehe«⁸⁵) war der Ruf des Überwinders, denn »wer ... den Willen Gottes tut, bleibt in Ewigkeit« (1Jo 2,17).

Inzwischen kam die Schar derer, die ihn greifen sollten. Als die Jünger unsanft geweckt wurden, durchschauten sie bald das widerliche Spiel des Judas und begriffen, was nun geschehen würde. Angesichts ihrer allgemeinen Bestürzung stellen sie die nur von Lukas aufgezeichnete Frage: »Herr, sollen wir mit dem Schwert dreinschlagen?« Einer von ihnen wartete keine Antwort ab, sondern zog das Schwert und schlug zwar tapfer, aber ungeschickt drein und trennte einem der Knechte des Hohenpriesters das rechte Ohr ab. Das war eine natürliche Reaktion – die nur allzu natürliche Reaktion eines Menschen, der keine Vorbereitung im Gebet gesucht hat und nicht von Gottes Rat und Weisheit geführt ist. Es war eine Reaktion, die angesichts der Natur des ihnen bevorstehenden Kampfes vollkommen ungeeignet und unangemessen war. Es ging hier nicht um einen Kampf gegen Fleisch und Blut, sondern gegen Fürstentümer und Gewalten, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis (siehe 22,53 und Eph 6 6,12), deren Macht darin besteht, dass sie alles echt Menschliche und Wahre zur vordergründig bestechenden Lüge verdrehen. Von dieser Macht kann der Mensch nicht durch Waffen aus Eisen befreit werden. Deshalb gebot Christus seinen Jüngern Einhalt und heilte den Mann. Wenigstens dieser eine aus der Schar der Feinde sollte ungeachtet des nächtlichen Durcheinanders im Garten laut und klar vernehmen, wofür Christus wirklich stand, als dieser jetzt den ganzen Betrug der Hohenpriester, Tempelvorsteher und Ältesten aufdeckte, die Drahtzieher dieser heimlichen Operation waren. Da standen sie, die angeblichen Diener Gottes, diese vermeintlichen Hüter des Heiligtums, diese vorgeblichen Bewahrer aller Heiligkeit und Wahrheit, die behaupteten, dass sie mit ihrem Vorgehen einen politischen Aktivisten unschädlich machen wollten. Das Ganze war bewusst inszeniert. Wir können jetzt sehen, wie sehr Petrus diesen Leuten in die Hände

85 A. d. H.: Vgl. Schlachter 2000.

gespielt hätte, wenn der Herr ihm bei seinem Dreinschlagen mit dem Schwert nicht Einhalt geboten hätte. Anderenfalls hätten die Feinde Jesu im Volk verbreiten können, dass sie Jesus mitten in der Nacht an der Spitze einer bewaffneten Schar bei irgendeiner ihrer Aktionen im Stile der Zeloten ertappt hätten. Sie hätten behaupten können, dass er und seine Anhänger, als sie gestellt wurden, die Vertreter der Obrigkeit mit Waffen angegriffen hätten. Wie hätte Satan gelacht! Der Heiland der Welt – bloßgestellt als Guerillakämpfer, der meint, das Böse in der Welt müsse durch politische Umsturzbestrebungen und bewaffnete Aktionen besiegt werden!

Tatsächlich aber hatten die Feinde Jesu, bei Licht besehen, keinen Anlass für eine politische Klage gegen ihn finden können. Deshalb wurden sie genötigt, etwas auszuhecken, das sie ihm im Schutz der Dunkelheit unterschieben wollten. Ihre ganze Taktik samt dem Zeitpunkt der Verhaftung legte die Quelle ihrer Macht bloß: »Dies ist eure Stunde und die Gewalt der Finsternis«, sagte Christus (22,53).

2. Christus wird ins Haus des Hohenpriesters abgeführt (22,54-65). Inzwischen waren die meisten Jünger geflohen und hatten den Herrn im Stich gelassen. Petrus, und das sei ihm zum bleibenden Gedenken zuerkannt, war ihm wenigstens gefolgt; doch unversehens stand er auf der falschen Seite der Front. Das war nicht seine Absicht gewesen, aber er hatte nicht die Natur des Kampfes und damit auch nicht die Waffen sowie die Möglichkeiten erkannt, mit denen man diesen Kampf gewinnt. Der Kampf wird zwischen der Wahrheit und der Lüge ausgetragen, wobei die Wahrheit letztlich eine Person ist. Wie sollte auch ein solcher Kampf mit physischer Gewalt entschieden werden? Die Waffen unseres Kampfes sind geistlich (vgl. 2Kor 10,4). Deshalb wird von uns gefordert, bei der Wahrheit zu verharren. Bleibt jemand bei der Wahrheit, hat er gesiegt, worin auch die Folgen bestehen mögen; er hat aber verloren, wenn er nur durch Verlassen der Wahrheit sein Ziel erreicht.

Im Hof des hohenpriesterlichen Anwesens zündeten die Diener ein Feuer an und wärmten sich daran; Petrus saß bei ihnen. Plötzlich wurde das Halbdunkel durch ein Aufflackern der Flammen erhellt, sodass jemand unter den Anwesenden Petrus im Widerschein des Feuers erkannte (siehe 22,56). Sie stellten ihn zur Rede, wobei sein galiläischer Akzent ihn verriet (siehe 22,59). Der Letzte, der sich an ihn wandte,

begann mit einer Beteuerung (»In Wahrheit ...«) und gab damit zu verstehen, dass er sich sicher sei (22,59). Damit hatte Petrus eine letzte Gelegenheit, den Kampf durch ein Bekenntnis zur Wahrheit zu gewinnen. Er gab ihr aber nicht die Ehre und nahm Zuflucht zu vorgespielder Unkenntnis: »Ich kenne ihn nicht«; »ich bin es nicht«; »Mensch, ich weiß nicht, was du sagst« (22,57-58.60). Gerade in diesem Augenblick, als er zum dritten Mal wahrheitswidrig geantwortet hatte und damit jede Verbindung zwischen ihm und Christus abgeschnitten schien, krächte irgendwo im Dunkel der Nacht ein Hahn. Daraufhin wandte der Herr sich um und schaute Petrus an, »und Petrus erinnerte sich an das Wort des Herrn, wie er zu ihm gesagt hatte: Ehe der Hahn heute kräht, wirst du mich dreimal verleugnen« (22,61).

Sogleich erhob sich Petrus und ging in großer Seelennot eilends in das nächtliche Dunkel hinaus. Aber jetzt sollte die Nacht ihn nicht völlig verschlingen: Die Verbindung zwischen Christus und ihm war bewahrt geblieben, und der Glaube des Petrus an die Wahrheit des Wortes Christi wurde in diesem Augenblick stärker als je zuvor. Er hatte erfahren, dass die Voraussagen Christi der Wahrheit entsprechen. Wenn Christus recht hatte mit der Ankündigung der Verleugnung (auch mit dem Detail vom krähenden Hahn), dann würde auch der Rest seiner Weissagung sich bewahrheiten (siehe 22,31-32): Petrus würde zurückkehren⁸⁶ und seine Brüder stärken. Die Erinnerung an diese Zusage bewahrte Petrus davor, in Verzweiflung abzugleiten. Die Fürbitte des Königs und Hohenpriesters hatte dafür gesorgt, dass der Glaube des Petrus nicht aufhörte (siehe 22,32). Sie wird für jeden Gläubigen auf jeglichem Kampfplatz des Lebens das Gleiche bewirken.

Aber nun stand Jesus für den Rest der Nacht allein. Die Wächter waren rücksichtslose und rohe Leute, die für die Frage der Wahrheit nicht viel übrig hatten. Religiöse Leute waren ihnen immer gut genug für einen kleinen Spaß, besonders Propheten, die mit ihren Warnungen, dass Gott alle Taten der Menschen sehe und eines Tages Sünder entsprechend strafen werde, den Leuten Angst machen wollten. Also banden sie Jesus die Augen. Für sie gab es nichts Schöneres, als es diesem Jesus einmal zeigen zu können: »Los! Jetzt wird prophezeit! Wer

86 A.d.Ü.: So in UELB und RELB. Diese Wiedergabe ist anderen Varianten vorzuziehen, z.B. Luther 1984 (»wenn du dereinst dich bekehrst ...«) bzw. Elb 2003 (»bist du einst umgekehrt ...«) oder Schlachter 2000 (»wenn du einst umgekehrt bist ...«).

von uns hat dich geschlagen? Nun sag schon!« Wenn sie geahnt hätten, dass die Verleugnung des Petrus genau das gewesen war: eine Prophezeiung, die sich gerade vor ihren Augen erfüllt hatte!

3. *Das Urteil des Synedriums (22,66-71)*. Sobald es Tag wurde (siehe 22,66), ließen die religiösen Führer vordergründig ein gerichtliches Verhör folgen. »Wenn du der Christus bist«, begannen sie, »so sage es uns«. Aber im Grunde waren sie gar nicht daran interessiert, die Wahrheit herauszufinden. Auch waren sie nicht willens, seinen Worten zu glauben. Genauso wenig waren sie bereit, diese Frage mit ihm zu diskutieren. Es war sinnlos, entsprechende Dinge detailliert erklären oder sich verteidigen zu wollen. Die Verhörenden wollten nur eins: Gründe finden, um ihn zum Tod verurteilen zu können. Wohl wissend, was sie anstrebten, antwortete der Herr auf die Frage nach seiner Identität, indem er auf seine Auferstehung und Erhöhung verwies: »Von nun an aber wird der Sohn des Menschen sitzen zur Rechten der Macht Gottes« (22,69).

Darin hörten die Juden ein Bekenntnis zur Gleichheit mit Gott, und zwar sowohl bezüglich der Stellung als auch hinsichtlich der Macht. An dieser Antwort konnten sie nur ihre Freude haben, denn sie war für sie der Gipfel der Gotteslästerung; nun hatten sie Grund genug, ihn hinrichten zu lassen. Sicherheitshalber fragten sie jedoch noch einmal nach, ob er wirklich sagen wollte, er sei der Sohn Gottes im umfassendsten Sinn des Wortes. Als er dies bejahte, war für sie der Fall erledigt. Jetzt konnten sie ihn dem Henker übergeben. Die Ironie des Geschehens bestand darin, dass diese Hinrichtung der erste Schritt des Angeklagten auf dem Weg der Erhöhung zur Rechten der Macht Gottes war.

7. Der König verhört, verurteilt und von der politischen Obrigkeit gekreuzigt (23,1-56a)

1. *Ziviles Verhör: Pilatus und die Autorität des Herodes (23,1-25)*. Die religiösen Führer wussten genau, dass die Anklage wegen Gotteslästerung nicht genügen würde, damit sie vor dem obersten Zivilgericht bekämen, was sie wollten. Darum mussten sie Christus vor dem Statthalter Pilatus des politischen Messianismus und damit der Auf-

wiegelung beschuldigen (siehe 23,2). Dies war so offensichtlich eine Lüge, dass Lukas es nicht einmal für nötig findet, darauf hinzuweisen. Pilatus verhörte den Angeklagten und stellte schnell fest, dass die Klage grundlos war. Als er jedoch erfuhr, dass Jesus in die Gerichtsbarkeit des Herodes gehörte, sandte er ihn zu diesem. Allein schon die Vorstellung, dass Jesus um politische Herrschaft buhlte, war für Herodes so lächerlich, dass er und seine Leute die Gelegenheit weidlich ausnutzten, indem sie Jesus verspotteten: Sie verkleideten ihn als König, hatten ihren Spaß mit ihm und schickten ihn schließlich zu Pilatus zurück. Von den Anklagepunkten her gab es allerdings nichts Neues. Daraufhin berief Pilatus das Gericht wieder ein und verkündete den Befund der nunmehr zweifachen Untersuchung, stellte dann aber fest, dass die Priester nicht willens waren, sich seiner Autorität oder dem Urteil des Herodes zu fügen. Sie bestanden darauf, dass Jesus hingerichtet und ein gewisser Barabbas freigelassen werden müsse.

Die Situation wurde langsam grotesk. Vor Pilatus standen in großer Zahl jene Priester, die verlangten, dass man Jesus wegen Aufruhrs gegen die politische Obrigkeit hinrichten müsse. Dagegen waren sie selbst durchaus nicht bereit, sich der politischen Obrigkeit zu beugen. Obendrein forderten sie die Befreiung eines notorischen politischen Aktivisten, der in einem kürzlich geschehenen Aufruhr in der Stadt einen Mord begangen hatte. Pilatus fand, es sei an der Zeit, seinen Willen durchzusetzen. »Da er Jesus freilassen wollte (griechisch *thelōn*)«, wandte er sich wieder an die Kläger (siehe 23,20). Sie aber schrien: »Kreuzige ihn!« Pilatus versuchte zum dritten Mal, seinen Willen durchzusetzen, aber sie schrien ihn noch einmal nieder, sodass er schließlich nachgab (siehe 23,22-23).

An dieser entscheidenden Stelle des Berichts kommen wir nicht umhin, die Wiederholungen in der Wortwahl des Lukas zu beachten: »Sie aber *schrien* ... und sagten: Kreuzige, kreuzige ihn! ... Sie aber bedrängten ihn mit großem *Geschrei* und forderten, dass er gekreuzigt würde. Und ihr ... *Geschrei* nahm überhand. Und Pilatus urteilte, dass *ihre Forderung* geschehe. Er ließ aber den frei, der eines Aufruhrs und Mordes wegen ins Gefängnis geworfen worden war, den sie *forderten*; Jesus aber übergab er *ihrem Willen* (gr. *thelēma*)« (Hervorhebungen jeweils hinzugefügt). Nur wenige Verse weiter oben hatten wir die Bitten eines anderen Bittstellers vor einer anderen Autorität gehört:

»Vater, wenn du willst, so nimm diesen Kelch von mir weg – doch nicht mein Wille, sondern der deine geschehe!« (22,42). Es war der König, der so betete; eines Tages wird er infolge dieser Bitte zur Rechten der Macht Gottes sitzen als derjenige, dem das Regiment über das Universum übergeben sein wird. Wie anders die Priester und die Volksmenge! Sie standen vor der rechtmäßig eingesetzten politischen Obrigkeit, deren unveräußerliche, von Gott gegebene Aufgabe es ist, die Unschuldigen zu beschützen und die Übeltäter zu bestrafen (siehe Röm 13,1-7). Dennoch widersetzten sich die Priester dem Willen der Obrigkeit, weil sie ihren Willen durchdrücken wollten. Ihr Wille bestand darin, dass der Unschuldige verurteilt und der Mörder bzw. Aufrührer freigelassen werde. Was aber muss mit Menschen geschehen, die in dieser Weise auf ihrem Willen bestehen?

2. *Er wird hinausgeführt und gekreuzigt (23,26-49)*. Wenn Jesus Christus tatsächlich der Sohn Gottes ist, dann wirft diese Tatsache angesichts der Kreuzigung, die auf diesem Planeten geschehen ist, tiefgründige Fragen zu Gottes moralischem Regiment des Universums auf. Wir gehen ja davon aus, dass es sich so verhält, wie in 22,20 gesagt worden ist: Christus sollte mit seinem Tod den Neuen Bund als Grundlage seiner Herrschaft aufrichten. Angesichts dessen überrascht es uns nicht, dass Lukas in seinem Bericht vom Tod des Herrn unsere Aufmerksamkeit auf einige der wichtigsten Prinzipien der göttlichen Herrschaft lenkt.

Als Erstes sollen wir beachten, in welcher Weise Gott dafür sorgt, dass in einer rebellischen Welt sein Wille geschieht. Als Christus zur Hinrichtung abgeführt wurde (siehe 23,26), griffen die römischen Soldaten einen Dabeistehenden und nötigten ihn, das Kreuz Jesu zu tragen. Der Mann hatte keine Wahl; die Armee verpflichtete ihn dazu, sodass er gezwungen war, diese Aufgabe zu übernehmen. So war das also. Wie anders ist Gottes Methode! Es war Gottes Wille und Vorsatz, dass der Sohn Gottes als Lösegeld für Sünder sterben sollte (siehe 22,22). Der Hohepriester und die religiösen Führer sowie Judas, Satan und viele Angehörige der Volksmenge trugen alle dazu bei, dass der Sohn Gottes dem Tod übergeben wurde; niemand von ihnen wurde von Gott dazu gezwungen; alle hatten ihre Gründe, und sie handelten ganz freiwillig. Dennoch taten sie am Ende das, was nach Gottes Macht und Willen geschehen musste (siehe Apg 4,28).

Der zweite Sachverhalt betrifft das Gesetz der unausweichlichen Konsequenzen. Unter der Menschenmenge, die Jesus zur Richtstätte folgte, befand sich eine große Anzahl von Frauen, die wehklagten und ihn beweinten. Es scheint eine emotionale Reaktion gewesen zu sein beim Anblick »eines so netten jungen Mannes«, der derart grob behandelt und zu einer so brutalen Hinrichtung geführt wurde. Diese Reaktion hatte nichts mit einem aufgestörten Gewissen oder mit Buße zu tun; einen Monat später würden die Betroffenen alles vergessen haben. Christus war nicht auf solches Mitleid angewiesen; er sagte ihnen, sie sollten lieber über sich selbst und ihre Kinder weinen. Das Leiden, das auf sie wartete, würde nämlich derartige Ausmaße annehmen, dass infolgedessen alle natürlichen Wünschen auf den Kopf gestellt werden und es zu einer Umwertung aller menschlichen Werte kommen würde: Man würde Kinderlosigkeit als Segen ansehen und den Tod dem Leben vorziehen (siehe 23,29-30).

Das ist entsetzlich, aber es folgt aus dem Gesetz vom Handeln und den unausweichlichen Konsequenzen, dem Gesetz von Saat und Ernte. Die Bewohner Jerusalems hatten, angeführt von ihren Priestern, Ältesten und Obersten, von Pilatus soeben gefordert, dass er einen Unschuldigen zum Tod verurteile und stattdessen einen Mörder bzw. Aufrehrer freilasse. Als Pilatus versuchte, sich im Namen der Gerechtigkeit einer derartigen ungeheuerlichen Forderung zu widersetzen, schrien und tobten sie so lange, bis er nachgab, womit er natürlich das Recht beugte und die Grenzen seiner richterlichen Kompetenz überschritt. Sie bekamen, was sie wollten – zu ihrem Unglück. Ihr Schreien und Bestehen auf der Durchsetzung dieses Unrechts würde eine direkte (wenn auch erst später eintretende) Folge haben: Eines Tages sollten sie wieder schreien, aber diesmal würde es darum gehen, dass die Berge auf sie fallen und vor allem schützen mögen, was wegen ihres ersten Schreiens nun über sie kam.

»Denn wenn man dies tut an dem grünen Holz, was wird an dem dürren geschehen?«, fragte Christus (23,31). Es ging hier um Bürger in einer einigermaßen zivilisierten Gesellschaft, die unter einer leidlich stabilen und gerechten Obrigkeit lebten. Diese Bürger konnten ihren Willen gegen die Obrigkeit durchsetzen und auf der Hinrichtung eines Unschuldigen bestehen (ganz abgesehen davon, dass es sich um den Sohn Gottes und den Messias dieses Volkes handelte). Außerdem

konnten Priester einer national anerkannten Religionsgemeinschaft, die eigentlich für das göttliche Gesetz, für Moral und für ethische Maßstäbe einstand, die zivile Obrigkeit mit Lügen so lange unter Druck setzen, bis sie schließlich einen Justizmord beging. Angesichts dessen fragt man sich, was in einer Gesellschaft geschehen wird, die allen Respekt vor dem Gesetz, vor der Gerechtigkeit, der Moral, der Frömmigkeit und vor Gott verloren hat. Es mag lange dauern, bis ein grüner Baum zu einem dürren Strunk und ein Paradies zu einer Wüste geworden ist. Wenn man aber eine Nation ihres moralischen Lebenssafts beraubt, ist das Ergebnis unausweichlich, auch wenn es lange auf sich warten lässt.

Das würden also für die Nation die Folgen ihres Mordes am Messias sein. Aber im Falle der Sünde geht es nicht nur um Folgen: Sie zieht auch göttliche Vergeltung nach sich. Darauf hatte Christus im Gleichnis von den treulosen Weingärtnern hingewiesen (siehe 20,15-16). Der Weinbergbesitzer würde nicht untätig bleiben, nachdem die Pächter seinen geliebten Sohn genommen, aus dem Weinberg hinausgeworfen und getötet hatten. Er würde »kommen und diese Weingärtner umbringen«. So ernst die Tatsache göttlicher Vergeltung ist, so enthält sie die Möglichkeit göttlicher Vergebung, und der jetzt folgende Bericht zeigt uns, unter welchen Bedingungen man Vergebung empfangen kann und in welcher Weise das die Frage berührt, worin die Folgen der Sünde bestehen.

Zuerst kamen die Soldaten. Ohne zu wissen, was sie taten, kreuzigten sie (zusammen mit zwei Übeltätern) Christus, als hätte auch er etwas Todeswürdiges getan. Mit soldatischer Routine trieben sie die Nägel durch sein zitterndes Fleisch. Wir sollten die Grundlage beachten, auf der Christus sein Gebet um Vergebung für sie sprach: »Vater, vergib ihnen, *denn sie wissen nicht, was sie tun*« (23,34; Hervorhebung hinzugefügt). Dieses Gebet, gesprochen im Augenblick unsäglichlicher Qual, für die Menschen, die ihm diese Qual zufügten, hat die Herzen von Millionen bewegt und ist zum Vorbild geworden. Es hat zahllose Leidende gelehrt, nicht auf blinde Rache, sondern auf das Wohl ihrer Feinde zu sinnen (siehe Mt 5,43-48). Es schmälert die Herrlichkeit des Gebets Christi nicht, wenn wir sagen, dass er für die Soldaten betete, die wirklich nicht wussten, was sie taten. Wir dürfen nicht aus falscher Sentimentalität den Geltungsbereich dieses Gebets weiter fassen, als er ursprünglich gedacht war. Um Vergebung für einen Menschen zu bit-

ten, der genau weiß, was er tut und nicht beabsichtigt, damit aufzuhören oder Buße zu tun, wäre unmoralisch. Dies würde bedeuten, die Sünde gutzuheißen oder sogar mit ihr zu paktieren. Das hat Christus auf keinen Fall getan.

Als Nächstes kommt das Prinzip, das dem Menschen aufgrund des Werkes Christi ermöglicht, vor dem Zorn und der Vergeltung Gottes gerettet zu werden. Wir finden es zunächst in den Worten der Obersten, womit sie ihn verhöhnten, weil er sich vermeintlich nicht selbst retten konnte: »Andere hat er gerettet; er rette sich selbst, wenn dieser der Christus ist, der Auserwählte Gottes!« (23,35). Dabei dachten sie nur an das Körperliche; sie wussten, dass er viele im Volk geheilt und damit aus Krankheitsnot gerettet hatte. Aber jetzt hing er mit seinem Körper ans Kreuz genagelt und war offenbar nicht in der Lage, sich zu befreien. Wie sollte er dann der von Gott gesandte Messias, der Erwählte Gottes, sein? Wenn er seine Feinde nicht daran hindern konnte, ihn ans Kreuz zu schlagen, oder außerstande war, durch ein Wunder vom Kreuz herabzusteigen und die Nation von ihren politischen Bedrückern zu befreien, was würde er dann als Messias nützen?

Die römischen Soldaten stimmten in die Verhöhnung ein. Sie wussten nichts von Begriffen wie »der Christus ... der Auserwählte Gottes« und von der Bedeutung, die sie für Juden hatten, welche mit dem Alten Testament vertraut waren. Nach ihrem schlichten Verständnis hatte ein König, der sich selbst nicht retten konnte, keinerlei Erfolgsaussichten beim Kampf um politische Macht. Wenn die Juden keinen besseren Kandidaten aufstellen konnten, um dem Kaiser die Herrschaft über Judäa streitig zu machen, war der ganze Anspruch auf den Königstitel ein Witz. Mit entsprechender Verachtung schlugen sie eine Aufschrift ans Kreuz Jesu: »Dieser ist der König der Juden.« Darüber konnte man nur lachen. Und es wird so bleiben: Bis Christus mit Macht und großer Herrlichkeit wiederkommt, werden alle Versuche, ihn als einen Herausforderer der politischen Mächte dieser Welt darzustellen, von diesen letztendlich nur Hohn ernten. Das wahre Christentum eignet sich bis dahin nicht als ernsthafter Konkurrent herrschender Ideologien.

Wir aber wissen, was weder die Obersten noch die Soldaten wissen konnten. Als Christus, wie in 19,29-48 beschrieben, die Stadt betrat, kam er mit dem Anspruch auf das Königtum. Als er aber später, wie in 22,7-38 beschrieben, die Stadt betrat, ging es um etwas anderes: Er

wollte das Passah erfüllen und die Erlösung zustande bringen, wovon das Passah nur ein Schattenbild war. Das erste Passah umfasste natürlich eine Befreiung von der Zwangsherrschaft des Pharao, aber sogar jene Befreiung im wörtlichen Sinne musste in zwei Phasen geschehen: In der zweiten wurde Israel von der ägyptischen Macht befreit, als Gott das Heer der Ägypter im Schilfmeer vernichtete. Aber in der ersten Phase, die von den beiden eindeutig die wichtigere war, musste Israel nicht von der Macht des Pharao, sondern vom Zorn Gottes befreit werden. Die Passahnacht in Ägypten war eine Nacht, in der das göttliche Gericht vollstreckt wurde (2Mo 12,12-13). Dabei zeigt das zweite Buch Mose ganz deutlich, dass Israel den Zorn Gottes genauso verdient hatte wie Ägypten, das Gott in jener Nacht mit Gericht heimsuchte. Es bestand im Grunde kein Unterschied zwischen Bedrückern und Bedrückten; alle waren Sünder. Die Erstgeborenen in Israel wären mit gleicher Sicherheit gerichtet worden, hätte Gott seinem Volk nicht unter dem Blut des Passahlammes Schutz vor dem Todesengel gewährt (2Mo 12,21-23).

Christus war also bewusst und willig als das wahre Passahlamm nach Golgatha gegangen, um eine mit Sünden und Schuld beladene Menschheit durch sein Blut vom Zorn Gottes zu retten. Ohne diese Befreiung wäre jede andere Art der Errettung letzten Endes nichtig. Daher war es großer Unverstand, als die Obersten und Soldaten Christus verspotteten; ebenso gut hätten sie das buchstäbliche Passahlamm verhöhnen können, weil es um andere und um deren Rettung ging.

Da nun der Tod Christi göttliche Vergebung ermöglicht, wollen wir wissen: Unter welchen Bedingungen empfängt der Mensch sie? Und befreit die Vergebung den Menschen von der göttlichen Vergeltung, nämlich der ewigen Sündenstrafe, dann fragt man sich: Welche Auswirkungen hat diese Vergebung auf die Folgen der Sünde? Gibt es überhaupt welche? Der sich anschließende Bericht von den zwei Übeltätern antwortet auf diese Fragen.

Der erste Übeltäter erlitt die Folgen seiner Missetaten in Form der zeitlichen Strafe, die von der damaligen Obrigkeit über ihn verhängt wurde. Trotz aller Qual scheint der Mann keine Gottesfurcht gekannt zu haben: Offensichtlich waren bei ihm kein Bekenntnis irgendeiner Schuld vor Gott, keine Regung der Buße und nicht einmal eine Bitte um Vergebung zu finden. Er wäre bereit gewesen zu glauben, dass

Jesus der Messias war, wenn dieser ein Wunder gewirkt und ihn von der zeitlichen Strafe befreit hätte, die er als Verbrecher verbüßte. Als Jesus nicht darauf einging, fing auch er an, ihn zu schmähen: Was hatte dieser Jesus von seiner Frömmigkeit, wenn sie ihm und anderen nichts brachte?, so mag er gedacht haben. Seine Worte in V. 39 gehen jedenfalls in diese Richtung. Aber hätte Christus Menschen von der zeitlichen Strafe befreit, ohne sie zuerst zur Buße zu bringen und mit Gott zu versöhnen, wäre das überhaupt keine Errettung gewesen. Damit hätte man Menschen nur ermutigt, in der Sünde zu verharren, und man hätte sie in dem Wahn bestärkt, dass sich alle hässlichen und unerwünschten Folgen der Sünde auf wundersame Weise in nichts auflösen, wie dies im Märchen der Fall ist. Auf einer so verantwortungslosen Haltung gegenüber der Sünde konnte aber kein Paradies aufgebaut werden. Beim zweiten Übeltäter war es anders: Er bedachte, dass Christus unschuldig war und doch zusammen mit Schuldigen litt. Dies überzeugte sein Gewissen davon, dass in der zukünftigen Welt ein Gericht sein muss, bei dem alles Unrecht dieser Welt beseitigt wird. Das wiederum weckte in seinem Herzen eine gesunde Gottesfurcht, die ihn zur Buße und zum offenen Bekenntnis seiner Sündhaftigkeit bewegte. Sogar die zeitliche Strafe, die von der Staatsgewalt gegen ihn verhängt worden war, fand er verdient. Deshalb bat er nicht um ein Wunder, das ihn von den Folgen seiner Sünde befreien würde (siehe 23,40-41). Und als er die Tatsache weiter bedachte, dass Christus unschuldig litt, kam er zu der Überzeugung, dass dieser tatsächlich der Messiaskönig sein müsse. Wenn er aber der Messias war und wenn ein Gott existierte, der um Gerechtigkeit besorgt war, dann musste alles, was er, der Verbrecher, von Auferstehung gehört hatte, wahr sein: Der Messias würde aus den Toten auferstehen und »in (seinem) Reich« kommen. Vielleicht hatte er gehört, wie der Herr zum Vater um Vergebung für die Soldaten betete, die ihn kreuzigten. Möglicherweise war es auch eine vom Heiligen Geist gewirkte Intuition. Was es auch war: In seinem Herzen erwuchs der Glaube, dass es zwar keine Möglichkeit gab, Befreiung von der zeitlichen Strafe für seine Verbrechen zu bekommen, aber jede Möglichkeit bestand, vom Zorn Gottes und damit von der ewigen Sündenstrafe freigesprochen zu werden. Damit kam es tief in seinem Herzen zu einer Sinnesänderung: Er wollte nicht länger ein Aufrührer sein, er wünschte nichts so sehr, wie ein Untertan des Königs in seinem

ewigen Reich sein zu dürfen – wenn denn der König überhaupt einen Menschen wie ihn annehmen würde. So wandte er sich an Jesus: »Gedenke meiner, Herr, wenn du in deinem Reich kommst!« (23,42).

Die Antwort des Königs gewährte nicht nur sofortige Vergebung, sondern verhiess dem sterbenden Verbrecher (und damit allen, die Buße tun sowie glauben), was er zusammen mit der Vergebung empfangen sollte: augenblickliche und völlige Annahme bei Gott. Dies schloss die Gewissheit ein, dass er nach dem Tod unmittelbar in die Gegenwart des Königs eingehen und ohne Verzug »bei Christus« sein würde. Er würde ins Paradies eingehen, wo es keinen Schmerz, kein Weinen, keine Sünde und keinen Fluch mehr gibt: »Heute wirst du mit mir im Paradies sein«, sagte Christus (23,43). Ein Aufrührer war bekehrt worden. Ist das nicht das Werk eines wahren Königs?

Schließlich zeigt uns Lukas, dass Gott in seinem souveränen Wirken dafür sorgte, wie Christus sogar in seinem Leiden und Sterben Gerechtigkeit widerfahren musste. Seine Auferstehung würde selbstverständlich die krönende Demonstration der Tatsache sein, dass seine Ehre völlig wiederhergestellt war, aber schon bei seinem Tod griff Gott zweimal ein: einmal in die Schöpfung, einmal in das tempeldienstliche Geschehen (siehe 23,44-45).

Die Finsternis, die über das ganze Land kam, kann nicht mit einer Sonnenfinsternis erklärt werden. Das zeigt sich an ihrer Wirkung auf die Augenzeugen der Kreuzigung, die diese unheimliche Störung der natürlichen Ordnung erschüttert haben muss (vgl. die abschließende Anmerkung in 22,48 und den dort befindlichen Ausdruck »Schauspiel«). Störungen in den gewohnten Abläufen der Natur zeigen den Menschen schlagartig, wie unsicher alles ist. Das lässt sie empfinden, wie klein sie sind und wie furchterregend Gott sein muss, was wiederum bei ihnen häufig ein Schuldbewusstsein weckt und sie zumindest sich selbst gegenüber aufrichtig werden, wenn sie über die großen sittlichen Fragen menschlicher Existenz nachdenken.

Der Hauptmann, der die Hinrichtung überwachte, tat nur seine Pflicht, und er wird sich zunächst für die Auseinandersetzungen zwischen den jüdischen Führern und Jesus kaum interessiert haben. Es ging um eine religiöse Angelegenheit, so viel wusste er wohl. Aufgrund der Finsternis wurde sein Interesse zweifellos größer, wobei sie die Kreuzigung in einen ganz neuen Zusammenhang stellte. Den Schrei Christi

(»Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen«⁸⁷) hat Lukas nicht überliefert; er hat lediglich die Zuversicht und den Frieden festgehalten, womit Christus zu Gott ging wie ein Sohn zu seinem Vater (siehe 23,46). Das war es, was für den Hauptmann alles klarmachte, sodass er sagen konnte: »Wahrhaftig, dieser Mensch war gerecht« (23,47). Er hatte nicht nur in seiner Auseinandersetzung mit den Juden recht, sondern er stand auch recht in seiner Beziehung zu Gott. Ein Mensch, der unter solchen Umständen und Bedingungen auf diese Weise sterben konnte, musste recht haben. Die Auswirkungen auf die Volksmengen ergaben sich aus ebendieser Tatsache. Die unverschuldeten Leiden Christi und die Art seines Todes inmitten dieser gewaltigen Naturereignisse führten sie zum Bewusstsein ihrer Sündhaftigkeit. Dabei verurteilten sie sich selbst, indem sie sich an die Brust schlugen und weggingen (siehe 23,48).

Die Menschen, die beim Kreuz standen, werden kaum wahrgenommen haben, dass der Vorhang im Tempel mitten entzweigerissen war. Als es aber bekannt wurde und man nicht nur das Geschehen an sich, sondern auch dessen Zeitpunkt (im Augenblick des Todes Jesu) bedachte, bekam es tiefe symbolische Bedeutung. Wäre der Vorhang nicht gewesen, der die Gegenwart Gottes verbarg, hätte kein Priester sich je ins Heiligtum gewagt. Als der Vorhang riss, war der Gottesdienst nach jüdischer Ordnung im Tempel für eine gewisse Zeit unmöglich. Später verstanden die Gläubigen, dass ihnen durch den Opfertod Christi Vergebung und unmittelbare Annahme bei Gott sowie Zugang in seine Gegenwart geschenkt worden waren (siehe Hebr 10,19-22). Der Genuss ebendieser geistlichen Wirklichkeiten ließ sie verspüren und verstehen, dass die symbolischen Opferhandlungen des Judentums und der Tempel als sichtbares Gebäude nun veraltet waren. Damit empfanden sie auch, dass das Kreuz Christi mit allem, was es gewirkt hatte, die höchste all seiner Herrlichkeiten ist.

3. *Der Entschluss eines Ratsherrn (23,50-56a)*. Der nächste Schritt zur Wiederherstellung der Ehre unseres Herrn war seine Grablegung in einer eigens für ihn bereiteten Gruft. Hätte man seinen Leib zusammen mit anderen in ein Massengrab gelegt, wäre es nachher

87 A. d. H.: Vgl. Matthäus 27,46 und Markus 15,34.

unmöglich gewesen, auf das leere Grab als eindeutigen Beleg für seine Auferstehung zu verweisen. Entsprechend beschreibt Lukas mit großer Sorgfalt, wie und wo der Leib hingelegt wurde (siehe 23,53). Außerdem betont er, dass die Frauen, die mit Jesus aus Galiläa gekommen waren, sowohl das Grab besahen als auch bei der eigentlichen Grablegung dabei waren (siehe 23,55). Als sie bei ihrer Rückkehr das Grab leer vorfanden, lag das nicht daran, dass sie irrtümlicherweise zum falschen Grab gegangen waren. Auch war dies nicht in ihrer Unkenntnis im Blick darauf begründet, wie und wo man den Leib beigesetzt hatte.

Zunächst gilt jedoch das Hauptinteresse der Frage, wie Gott auch in diesem Punkt die notwendige Wiederherstellung der Ehre seines Sohnes verwirklichte. Dies geschah durch die Auswirkung, die der Tod Christi auf das Gewissen eines der jüdischen Ratsherren hatte. Er hieß Joseph von Arimathia.

Dieser war nach den Worten des Lukas »ein guter und gerechter Mann«, der in den Plan und die Tat der anderen Ratsmitglieder nicht eingewilligt hatte, weil er darin offensichtlich Unrecht erkannte (siehe 23,50-51). Aber der Rat war eine nationale Körperschaft und dessen Tat ein öffentlicher Akt, wobei auch Joseph dem Rat angehörte. Er kam daher zu der Einsicht, dass es nicht genügte, im Stillen zu protestieren und seine abweichende Meinung für sich zu behalten: Wollte er sich von der Mitschuld an dem Justizmord am Messias befreien, musste er sich öffentlich von der Handlung des Rates distanzieren.

Aber Joseph war nach den Aussagen des Lukas mehr als »ein guter und gerechter Mann«; er erwartete auch das Reich Gottes (siehe 23,51). Das bedeutet, dass er aufgrund der alttestamentlichen Aussagen das Kommen des Messias und die Aufrichtung des Reiches Gottes erwartete. Nun wird wohl so mancher damals behauptet haben, dass Jesus zu Unrecht hingerichtet worden sei, und das tun auch heute noch viele. Sie sind aber nicht bereit, den entscheidenden Schritt zu tun und zu bezeugen, dass Jesus der Messias ist. Außerdem hatte Jesus vor der Ratsversammlung seine ganz einmalige Beziehung zu Gott bezeugt und sich zu seiner Gottessohnschaft bekannt. Er sei dazu bestimmt, mit Gott auf dem Thron zu sitzen. Wenn das nicht zutraf, war es Gotteslästerung, die nach dem jüdischen Gesetz die Todesstrafe forderte. In diesem Fall hätte Joseph mit der Verurteilung einverstanden sein sollen.

Wenn aber andererseits Jesus der Messias war, dann genügte es nicht zu bezeugen, dass die Hinrichtung ungerecht war. Joseph begriff, dass er sowohl von der Logik her als auch in seiner Stellung als bisher heimlicher Jünger zum Handeln aufgerufen war: Er musste seinen Glauben an das Selbstzeugnis Jesu bekennen und sich mit Jesus in diesem Augenblick seiner Erniedrigung öffentlich identifizieren. Nur dann würde er auch von Christus in dessen Erhöhung anerkannt werden, wann und wie auch immer diese Erhöhung geschehen sollte. Er ging also zu Pilatus, erbat den Leib Jesu und legte ihn ins Grab. Bald muss der ganze Rat davon gewusst und nicht nur die moralische, sondern auch die theologische und glaubensmäßige Tragweite von Josephs Handeln erkannt haben.

Der sogenannte Schächer ging wenige Augenblicke, nachdem er seinen Glauben an Christus bezeugt hatte, ins Paradies ein. Er musste also die Echtheit seines Glaubens nicht öffentlich unter Beweis stellen.⁸⁸ Wir jedoch sind wie Joseph zurückgelassen worden, um in einer Welt zu leben, wo man den Sohn Gottes gekreuzigt hat. Deshalb ist es angemessen, dass wir uns fragen, was wir getan haben oder zu tun gedenken, um öffentlich und klar zu bekennen, wo wir bezüglich des Selbstzeugnisses Christi stehen.

8. Der König ist in Jerusalem: Beweis seiner Auferstehung (23,56b – 24,53)

Nicht anders als erwartet, haben alle vier Evangelisten die herrliche Tatsache überliefert, dass Jesus, unser Herr, am dritten Tag aus den Toten auferstand. Das besondere Merkmal, das sich im Bericht des Lukas findet, ist zweifellos seine Geschichte von den Emmaus-Jüngern. Abgesehen von einem knappen möglichen Hinweis auf deren Reise in Markus 16,12-13 findet sich in den anderen Evangelien nichts davon. Der Bericht nimmt den zentralen Platz in der lukanischen Auferstehungsgeschichte ein und spielt eine Schlüsselrolle in der Entfaltung ihres Gedankens. Sie steht zwischen der Niedergeschlagen-

⁸⁸ A. d. H.: Allerdings geht aus seinen Worten in 23,40-41 klar hervor, dass er zumindest gegenüber dem anderen mitgekreuzigten Verbrecher seinen gerade gefundenen Glauben klar bezeugt hat.

heit, dem Unglauben und der Verwirrung der verunsicherten Apostel (24,4.11-12) sowie der endgültigen Überwindung allen Unglaubens durch die Erscheinung des Auferstandenen in ihrer Mitte (24,36ff.; siehe besonders 24,41). Die Geschichte beginnt mit zwei gründlich ernüchterten Jüngern, deren Unglaube man wohl als bezeichnend für den Unglauben der Übrigen ansehen darf. Sie zeigt uns, wie der Herr die Ursachen des Unglaubens aufdeckt, ihn vertreibt und durch freudigen, unerschütterlichen Glauben ersetzt. Schließlich hören wir, wie der Herr gerade in dem Augenblick in die Mitte der Apostel tritt, da die beiden Jünger ihnen von ihrer Begegnung berichten. Bei dieser Erscheinung erläutert der Herr das Wesen seines Auferstehungsleibes und isst vor ihnen.⁸⁹ Dann gibt er ihnen Anweisungen für ihren weltweiten Missionsauftrag (siehe 24,44-49).

Es ist selbstverständlich kein Zufall, dass der Bericht, den Lukas ins Zentrum der Auferstehungsgeschichte platziert hat, von einer Reise handelt. Dabei sollen wir nach der Absicht des Lukas auf keinen Fall übersehen, dass das Ziel der Reise nicht Emmaus im eigentlichen Sinne war: Sie führte vielmehr von Jerusalem nach Emmaus und wieder zurück nach Jerusalem. Beim Aufbruch der beiden Jünger teilt Lukas uns mit, dass die Entfernung von Jerusalem nach Emmaus sechzig Stadien beträgt (siehe 24,13 [das sind etwa 11 km]). Am Ende der Geschichte sagt er, dass die zwei Jünger, kaum dass der Herr ihren Blicken entschwunden war, sich wieder aufmachten und nach Jerusalem zurückkehrten, obwohl es bereits Nacht und der Weg lang war (24,29.33). Sowohl im unmittelbaren Zusammenhang als auch im Kontext des ganzen Evangeliums sind ihr Ausgehen von Jerusalem und ebenso ihre Rückkehr hochbedeutend.

Am Anfang seines Berichtes über die Reise unseres Herrn von der Erde in den Himmel sagte uns Lukas, dass Christus »sein Angesicht feststellte, nach Jerusalem zu gehen« (9,51). Danach erinnerte er uns beständig daran, dass Christus und seine Jünger nach Jerusalem unterwegs waren (siehe 13,22; 17,11; 18,31; 19,11). Die Ankunft des Herrn in Jerusalem zeigte uns, warum es so wichtig war, dass er in die Stadt kam:

89 A. d. H.: Hier ist zu beachten, dass der Ausdruck »Fleisch und Gebein« (24,39) im Gegensatz zu »Fleisch und Blut« auch den Auferstehungsleib, gewissermaßen den »Geistleib«, meinen kann. »Fleisch und Blut« hebt das Vergängliche hervor, während »Fleisch und Gebein« betont, dass es sich um einen wirklichen Leib handelt.

Er kam als Zions König nach Jerusalem, und um diese Tatsache in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, sorgte er dafür, dass eine große Jüngerschar ihn mit königlichen Huldigungen und Jubelrufen begleitete.

Jetzt verließen zwei Jünger Jerusalem und kehrten in ihr Dorf zurück. Die Gründe, die sie dazu veranlassten, waren von schwerwiegender Tragweite. Nach ihren Folgerungen hatte die Hinrichtung Jesu durch die Obrigkeit im Grunde bewiesen, dass Jesus doch nicht der König sei (siehe 24,19-21). Sie waren daran, nicht nur Jerusalem zu verlassen, sondern damit auch alle Hoffnung aufzugeben, die sie in Christus gesetzt und bezeugt hatten, als sie ihn beim Einzug in die Stadt begleiteten. Christus konnte es offenkundig nicht zulassen, dass sich diese beiden vom eigentlichen Schauplatz des Geschehens entfernten und nach Emmaus wanderten; er musste sie nach Jerusalem zurückführen. Als der König von Zion war er mit Jerusalem noch nicht fertig. Gewiss, die religiösen Führer hatten ihn »aus dem Weinberg hinausgeworfen« und getötet (vgl. 20,14-15); aber das war nicht die ganze Geschichte. Mit seinem Tod in Jerusalem war ein weiterer Schritt zur Umsetzung der von ihm bewusst verfolgten Strategie getan worden, um den Neuen Bund und sein Reich aufzurichten. Jetzt, da sein Paschahopfer dargebracht worden war, musste er seinen »Exodus«⁹⁰ erfüllen (9,31). Er würde sich nicht als gescheiterter und besiegtter König aus Jerusalem zurückziehen und seinen Weg in den Himmel von einem anderen Ort in Israel aus fortsetzen. Vielmehr sollte sein Exodus, wie zuvor dem Mose und Elia angekündigt, in Jerusalem erfüllt werden. Er war nach Jerusalem als König gekommen; er sollte die Erde von Jerusalem aus als siegreicher Herr verlassen. Darum erschien er den elf Jüngern in Jerusalem und gab ihnen dort die Anweisungen zur Weltmission (siehe 24,36-49). Jerusalem musste nach seinen Worten der Ausgangspunkt für die Verbreitung des Evangeliums sein (siehe 24,47). Weil der Heilige Geist in Jerusalem auf die Apostel herabkommen würde, um sie für ihre Mission mit Kraft auszurüsten, sollten sie dort auf dessen Kommen warten (siehe 24,49). Von Jerusalem würde der Herr sie schließlich hinausführen, um vor ihren Augen in den Himmel aufzufahren (siehe 24,50). Dorthin, nach Jerusalem, würden sie wieder zurückkehren

90 Luther 1912, UELB »Ausgang« = griechisch *exodos*. (A. d. Ü.: In der englischen Bibel ist *Exodus* gleichzeitig der Name des zweiten Buches Mose.)

(siehe 24,52), und zwar zunächst in den Obersaal (vgl. Apg 1,13) und dann in den Tempel, wo sie sich zwischen Himmelfahrt und Pfingsten allezeit versammelten, um Gott freudig zu preisen.

Zuerst aber musste er seine mutlosen Jünger wieder zusammenrufen und sie davon überzeugen, dass er auferstanden war. Es wird die Funktion der beiden ersten Abschnitte dieses Satzes sein, der Frage nachzugehen, warum dies notwendig und wieso es zuerst so schwierig war.

1. Unnötige Vorbereitungen (23,56b – 24,12). Als die Frauen am ersten Tag der Woche zum Grab Jesu kamen, brachten sie Gewürzsalben, womit sie den Leib des Herrn einbalsamieren wollten. Sie rechneten also offensichtlich nicht damit, dass er aus den Toten auferstehen würde. Deshalb waren sie ganz verwirrt, als sie zunächst feststellten, dass der Stein weggerollt und das Grab leer war. Da erschienen ihnen plötzlich zwei Engel und nannten den Grund ihrer großen Verlegenheit: Sie dachten nicht daran, was Christus ihnen in Galiläa – die Frauen waren aus Galiläa (siehe 23,55) – in aller Klarheit über seinen bevorstehenden Tod und die nachfolgende Auferstehung gesagt hatte (siehe 24,5-8).

Wir sollten beachten, wie Lukas mit seiner sorgfältigen Wortwahl unsere Aufmerksamkeit auf diese Tatsache lenkt. Als zwei Jünger gemäß der Weisung des Herrn gingen, weil er vorübergehend einen Esel brauchte, »fanden (sie) es, wie er ihnen gesagt hatte« (19,32). Als auf sein Wort hin zwei Jünger gingen, weil er einen Obersaal benötigte, »fanden sie es, wie er ihnen gesagt hatte; und sie bereiteten das Passah« (22,13). Hätten die Apostel und die sonstigen Jünger auf die Worte des Herrn in Galiläa gehört, hätten die Frauen ihre Gewürzsalben nicht zubereitet und nicht zum Grab gebracht. Wären sie dennoch zum Grab gegangen, wären sie nicht überrascht gewesen, es so zu finden, wie er ihnen angekündigt hatte, nämlich leer.

Als dann die Frauen mit ihrem Bericht den Jüngern in Erinnerung riefen, dass unser Herr bereits in Galiläa seinen Tod und seine Auferstehung angekündigt hatte, bewegte es sie offensichtlich nicht: Sie weigerten sich, schlicht zu glauben, dass die Frauen Engel gesehen und diese gesagt hätten, die in Galiläa gemachte Voraussage sei in Erfüllung gegangen (siehe 24,11). Petrus ging dann tatsächlich zum Grab und fand es so, wie die Frauen gesagt hatten: Abgesehen von den Leinentüchern (siehe 24,12) war es leer. Das überraschte und verwirrte ihn,

aber noch immer kam er nicht auf den Gedanken, dass sich die Weissagung des Herrn in Bezug auf seine Auferstehung bewahrheitet hatte.

Warum die Jünger es so schwer fanden, den Worten des Herrn hinsichtlich seiner Auferstehung zu glauben, wird in der nächsten Geschichte erklärt. Zunächst sollten wir die Bedeutung der Fakten im vorliegenden Abschnitt erfassen. Lukas wird uns schon im übernächsten Abschnitt sagen, worin das Evangelium bestand, zu dessen Verkündigung in der Welt die Apostel beauftragt waren: Es umfasste das Angebot der Vergebung aufgrund des Todes und der Auferstehung Christi, das allen Bußfertigen galt (siehe 24,46-47). Im ersten Abschnitt betont er die Tatsache, dass dieses Evangelium von Christus stammt. Es stimmt nicht, was einige behaupten: Die Botschaft Jesu bestehe ausschließlich in der einfachen Lektion, dass Gott den Menschen liebe und der Mensch seinerseits Gott sowie seinen Nächsten lieben solle. Die Apostel seien es gewesen, die später das Evangelium ersonnen hätten, dem zufolge Christus für unsere Sünden gestorben und am dritten Tag auferstanden sei (siehe 1Kor 15,3-4). Ohne auch nur in die Nähe von Jerusalem zu gehen, hätte Jesus über die Notwendigkeit predigen können, Gott und seinen Nächsten zu lieben. Aber es war ein unveräußerlicher Bestandteil des für die ganze Welt bestimmten Evangeliums, dass er nach Jerusalem ging, dort gekreuzigt wurde und wieder auferstand. Aus diesem Grund nannte Christus, wie Lukas mit großem Nachdruck festhält, bereits in Galiläa den Zweck seiner Reise, noch bevor die Reise begonnen hatte. Die Jünger hatten es nicht ersonnen; es dauerte sogar eine ganze Weile, bis sie es verstanden und glauben mochten. Das Evangelium stammt von Christus.

2. *Essen mit seinen Jüngern (24,13-43)*. So freundlich ist der Herr: Nachdem er von Galiläa nach Jerusalem gereist und dort als König eingezogen war, reiste er jetzt mit zwei seiner Jünger zurück. Er begleitete sie auf dem ganzen Weg ihrer zerschlagenen Hoffnungen und hörte sich alle Gründe an, warum sie inzwischen an seiner Stellung als König zweifelten. Vor ihrem Aufbruch hatten sie von den Frauen den Bericht über das leere Grab und die Botschaft der Engel gehört. Deshalb konnten sie dem Fremden, der sich zu ihnen gesellte, berichten, dass einige aus der Apostelschar beim Grab Jesu gewesen seien und es leer vorgefunden hätten. Dann sagten sie, während sie dem Fremden in die

Augen schauten, mit großartiger, aber unfreiwilliger Ironie: »Ihn aber sahen sie nicht« (siehe 24,24). Sie sagten dem Fremden sogar, dass es inzwischen der dritte Tag seit der Kreuzigung Jesu war (siehe 24,21), und doch kam ihnen der Gedanke nicht, dass die Auferstehung möglicherweise stattgefunden haben könnte. Warum nicht?

Zunächst war da die Tatsache, dass die Meinung der Priester und der religiösen Obrigkeit für die gewöhnlichen Menschen noch immer ungeheures Gewicht hatte. Diese führenden Leute hatten jene Zeichen und Beweise verworfen, worauf die Hoffnungen der Jünger gegründet waren, und Jesus hinrichten lassen. Infolgedessen war der Glaube der Jünger an Jesus als Messias offensichtlich in erheblichem Maße erschüttert worden (siehe 24,19-20).

Noch schwerer wog der Umstand, dass Tod und Auferstehung nicht zu ihrer Vorstellung im Blick darauf passten, was der Messias tun und worin sein Heilsplan bestehen würde. Das war der wirkliche Grund dafür, dass sie alles, was Jesus über seinen Tod angekündigt hatte, nicht wirklich verinnerlicht hatten. Sie hofften auf einen Messias, der das drückende Joch der Römer mit Waffengewalt zerschlagen würde. Was nützte ein Messias, der die Verhaftung durch die Obersten der Juden, die Auslieferung an die Römer und die Hinrichtung durch die Besatzer nicht verhindern konnte, noch bevor er imstande gewesen war, einen Guerillakampf, einen Aufruhr oder einen offenen Krieg wenigstens ansatzweise zu organisieren? Wenn das Alte Testament einen Befreier ankündigte, der nicht sterben, sondern siegen würde, war Jesus bereits disqualifiziert: Er war gestorben. Nach einem solchen Ende war alles Reden von Auferstehung eigentlich bedeutungslos.

Daher bestand für den Herrn die erste Aufgabe darin, Kleopas und seinem Gefährten zu zeigen, dass der Messias gemäß dem Alten Testament sterben musste. Damit konnte er ihnen die Tatsache seiner Auferstehung beweisen. Zweitens musste er darlegen, dass jene Erlösung, die der Messias wirken sollte, nur durch sein Sterben geschehen konnte. Ihre Vorstellungen von einem siegreichen Messias waren natürlich nicht falsch; aber sie beruhten darauf, dass sich die beiden nur auf ausgewählte alttestamentliche Texte stützten. Sie klammerten sich an jene Abschnitte, die vom Sieg über die Feinde Israels und der Wiederherstellung des Landes, des Königtums und der politischen Unabhängigkeit handelten. Mit den Texten, die das Leiden und Sterben des Messias ankündigten, hatten

sie nichts anfangen können. Falls sie derartige Stellen überhaupt gelesen hatten, waren sie darüber hinweggegangen, denn sie passten nicht zu den Erwartungen, die sie vom Messias hegten. Sie hatten zwar den entsprechenden Aussagen geglaubt, aber sie hatten nicht an *alles* geglaubt, was die Propheten geredet hatten (siehe 24,25).

Also war der Fremde genötigt, ausführlich und in Einzelheiten zu erörtern, was der im Alten Testament niedergeschriebene Heilsplan für den Messias besagte: Er »musste ... dies leiden und in seine Herrlichkeit eingehen« (24,26-27). Das bedeutet, dass sein Leiden das Mittel war, wodurch er in die Herrlichkeit eingehen sollte. Sein Tod war kein Hindernis auf dem Weg zu der von ihm vollbrachten Erlösung Israels, sondern gerade die Methode, wodurch diese Erlösung gewirkt werden musste. Im Obersaal (22,14-20) hatte Christus auf die Typologie⁹¹ des Passah und auf Jeremias Weissagung vom Neuen Bund Bezug genommen. Nun ging er mit den beiden Jüngern alle Schattenbilder und Weissagungen des Alten Testaments durch (siehe 24,27), die zeigten, worin die Erlösung besteht: Der Opfertod des Messias sollte Vergebung der Sünden und Versöhnung mit Gott bewirken.

Während der ganzen Zeit der Unterredung waren den Jüngern die Augen jedoch gehalten, sodass sie den Fremden nicht erkannten. Was der Fremde dargelegt hatte, war ganz einfach die Tatsache, dass Jesus aufgrund des erlittenen Todes seine Messiasstellung nicht verloren hatte. Vielmehr wurde seinem Anspruch auf Messianität dadurch noch größere Überzeugungskraft und dem Bericht von seiner Auferstehung noch mehr Glaubwürdigkeit verliehen. Aber wenn es stimmte, dass Jesus lebte, wo war er dann? Und wie konnte man sicher sein, dass es Jesus war, falls man ihn sehen sollte?

Die letzte Frage ist vielleicht für uns von noch größerem Interesse als für die beiden Jünger. Wenn es weithin anerkannt war, dass der im Alten Testament verheißene Messias sterben und auferstehen sollte, fragt man sich: Was könnte irgendeinen religiösen Schwindler daran hindern, sich nach dem Tod des Herrn wie Jesus zu verkleiden und die ersten Christen zu dem Glauben zu verführen, Jesus sei von den Toten zurückgekehrt? Ja, wir mögen fragen: Wie überzeugte der Fremde die beiden Jünger davon, dass er Jesus war?

91 A. d. Ü.: Bedeutung der Schattenbilder.

Sicher nicht dadurch, dass er einfach sagte: »Ich bin Jesus.« Das hätte jeder Schwindler sagen können. Vielmehr tat er es durch eine Handlung, die keinem Schwindler in den Sinn gekommen wäre. Er tat es dazu auf eine Weise, die so bezeichnend für ihn war, dass kein Mensch dies hätte wissen und erst recht nicht tun können. Die entsprechende Handlung sprach so unmissverständlich vom Herzstück aller Dinge, die er seinen Jüngern bei jenem Zusammensein im Obersaal in aller Stille weitergegeben hatte, dass sie unnachahmlich war.

Als er zu Tisch saß, nahm er Brot, dankte, brach es und gab es ihnen. Das lenkte ihre Aufmerksamkeit unweigerlich auf seine Hände, und dabei sahen sie vielleicht die Wundmale in den Händen. Als sie aber später vor den Aposteln standen, sagten sie nicht, dass sie den Herrn an den Wundmalen erkannt hatten, sondern am Brechen des Brotes: »Und sie erzählten ... wie er von ihnen erkannt worden war an dem Brechen des Brotes« (24,35).

Bei zwei Gelegenheiten von außergewöhnlicher Bedeutung hatte der Herr mit seinen Händen Brot gebrochen und es seinen Jüngern ausgeteilt. Die erste war die Speisung der Fünftausend gewesen (siehe 9,16). Die Jünger, die nahe genug waren und zusehen konnten, haben den überwältigenden Anblick, wie in seinen Händen die Brote gemehrt wurden, gewiss nie vergessen können. Zudem verwendete der Herr kurz danach das Wunder als ein Gleichnis in Bezug darauf, dass er sein Fleisch und sein Blut für das Leben der Welt geben werde (Joh 6,32-59). Und jetzt saß da vor ihnen der Fremde, der in einem Überblick über das ganze Alte Testament gezeigt hatte, worin Gottes Plan bestand: Der Messias sollte seinen Leib für die Sünden seines Volkes hingeben: Und dieser Fremde nahm nun Brot in seine Hände, dankte, brach es und gab es ihnen. Sofort erkannten sie ihn: Es war eine unverkennbare Selbstenthüllung.

Die zweite Gelegenheit hatte sich im Obersaal bei der Feier des letzten Passah und bei der Einsetzung des Herrenmahls ergeben. Kleopas war damals nicht dabei gewesen, vielleicht auch nicht bei der Speisung der Fünftausend, aber er hatte gewiss von beidem gehört. Die Apostel hatten die geheimnisvollen Worte vom Dahingeben des Leibes und Blutes Christi damals nicht fassen können, und Kleopas wäre es nicht anders ergangen: Er konnte sie nicht einmal nach dessen Tod begreifen, bis der Fremde gezeigt hatte, dass das Alte Testament voll von Weis-

sagungen, Riten, Schattenbildern und Symbolen war, die auf den göttlich verordneten Opfertod des Messias hindeuteten. Als er nun erneut das Brot brach und ihnen davon gab, wurde den beiden plötzlich alles verständlich und sinnvoll: »Ihre Augen ... wurden aufgetan, und sie erkannten ihn.«

Noch heute erkennen wir den Heiland der Welt an der gleichen Handlung, wenn auch in einem viel umfassenderen Sinne: Kein anderer in der Geschichte der Menschheit hat seinen Leib dahingegeben, um Sie und mich zu erlösen.

In der gleichen Nacht kehrten die beiden Jünger nach Jerusalem zurück. Als sie zum letzten Mal nach Jerusalem gegangen waren, hatten sie gehofft, dass Jesus sich als der König erweisen und Israel erlösen werde (siehe 24,21). Diesmal war es anders: Jetzt wussten sie, dass er der König war. Nun hatten sie das Wesen dieser Erlösung erkannt und begriffen, dass sie unendlich größer war als die politische Befreiung, worauf sie ursprünglich gehofft hatten. Dabei ruhten ihr Glaube und ihre Hoffnung auf einer Grundlage, die keine Opposition und nicht einmal der Tod würden zerstören können.

In Jerusalem trafen sie die Elf und die anderen, die mit ihnen versammelt waren. Von den Zurückgebliebenen hörten sie, dass der Herr wirklich auferstanden und dem Simon erschienen sei. In diesem Augenblick erschien Christus erneut, und sie erschrakten. Auf dem Weg nach Emmaus hatte er sich den beiden Jüngern wie ein gewöhnlicher Reisender angeschlossen, aber diesmal stand er plötzlich unter ihnen. Ihr erster Gedanke war, dass es ein Geist sein müsse und nicht der Mensch Jesus von Nazareth, den sie gekannt hatten. Und sie erfuhren den Schrecken, der Menschen befällt, wenn das Unsichtbare in unsere Welt einbricht.

Um ihre Furcht zu vertreiben, zeigte Christus ihnen, so weit sie es fassen konnten, was »Auferstehung« bedeutet. Zunächst versicherte er sie seiner Identität: »Ich (bin) es selbst«, sagte er (24,39). Er war der Jesus, den sie gekannt hatten, und das meinte er nicht nur bezüglich seines menschlichen Geistes, sondern auch hinsichtlich des Leibes: »Seht meine Hände und meine Füße«, sagte er. Johannes berichtet uns, dass er noch immer die Nägelmale an Händen und Füßen trug (siehe Joh 20,27). Lukas schreibt, dass Christus die Jünger aufforderte, ihren Tastsinn zu gebrauchen und sich zu vergewissern, dass er als Auf-

erstandener noch immer einen Leib aus Fleisch und Gebein hatte. Weil sie nach wie vor dachten, das sei zu schön, um wahr zu sein, bat er um etwas zu essen. Daraufhin aß er den Fisch, den sie ihm reichten. Damit stellte er unter Beweis, dass er wirklich in ihrer Mitte stand, aber in einem gewissen Sinn auch nicht mehr unter ihnen (siehe 24,44), sondern bereits in der jenseitigen Welt war, in der andere physikalische Gesetze gelten. Und doch war er der gleiche Jesus wie zuvor, als er bei ihnen gewesen war.

Er hatte mit ihnen vor seinem Leiden das buchstäbliche Passahlamm gegessen (siehe 22,15-16), um seinen Tod anzukündigen. Jetzt aß er einen buchstäblichen Fisch, um die leibliche Realität seiner Auferstehung zu demonstrieren (siehe 24,43). Wenn der König uns daher verheißt, dass wir in seinem Reich an seinem Tisch mit ihm essen und trinken werden (siehe 22,30), wäre es unweise anzunehmen, dass der Begriff »essen« lediglich eine Metapher für geistliche Gemeinschaft sein könne. Selbstverständlich wird das Essen dort etwas anderes sein als hier; aber obwohl jene Welt von der unsrigen verschieden ist, so erstrecken sich doch die Unterschiede nicht auf alle Bereiche: In ihr befindet sich jetzt der reale und verherrlichte, aber noch immer menschliche Leib unseres Herrn Jesus Christus.

3. Anweisungen für die Mission (24,44-53). Nach dem letzten Passahmahl und der Einsetzung des Herrenmahls hatte Christus seinen Aposteln erste Anweisungen für die Weltmission gegeben (22,35-38), und nun gibt er ihnen nach diesem Essen wiederum solche Anweisungen. Beim ersten Mal war es hauptsächlich um die Frage der finanziellen Versorgung und sonstiger materieller Bedürfnisse in Zusammenhang mit ihrem missionarischen Wirken gegangen. Jetzt legte Christus das Schwergewicht auf die geistlichen Belange ihrer Sendung. Zuerst nennt er die Grundlage und den Inhalt des Evangeliums, das sie predigen sollten. Ihre Botschaft umfasste keine Philosophie, die auf Logik mit den dazugehörigen Axiomen aufgebaut war. Vielmehr gründete sie sich auf bestimmte historische Geschehnisse, die im Alten Testament gewissagt und zur geschichtlich vorherbestimmten Zeit durch Jesus erfüllt worden waren. Dabei ging es um das Leiden, den Tod, die Grablegung und die Auferstehung des Messias. Die Tatsache, dass das Leben Jesu, sein Tod, seine Grablegung und seine Auferstehung diese biblischen

Voraussagen erfüllten, sollte selbst ein Bestandteil dieses Evangeliums sein (siehe 24,44-46).

Zweitens sollte das Evangelium jedem Bußfertigen Vergebung der Sünden *im Namen Jesu* zusichern. Die Apostel sollten sich also nicht auf die allgemeine Güte und Liebe Gottes berufen, sondern ausdrücklich im Namen Jesu predigen, der zu einem ganz bestimmten geschichtlichen Zeitpunkt sein Werk vollbracht hatte, als er litt, starb und wiederauferstand (siehe 24,47).

Drittens sollte dieses Evangelium der Vergebung ohne jeden Unterschied allen Menschen in der ganzen Welt gepredigt werden. Dabei sollte die Predigt in Jerusalem anfangen (siehe 24,47). Die Verkündigung der Heilsbotschaft sollte nicht an verschiedenen Orten der Welt gleichzeitig beginnen. Das hätte den Eindruck erwecken können, dass das Evangelium auf selbstverständlichen, allgemein anerkannten Wahrheiten beruhe, auf die verschiedene Menschen zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten etwa zur gleichen Zeit gekommen wären. Nein, die Predigt musste von Jerusalem ausgehen, denn die mit ihr angebotene Vergebung beruhte auf der Tatsache, dass der menschgewordene Gottessohn vor den Toren der Stadt Jerusalem litt, starb und wiederauferstand. Diese Grundlage der Botschaft sollte für immer bestehen bleiben. Und die Verkündigung dieses einmaligen und einzigartigen, Heil bringenden Geschehens sollte zuallererst durch diejenigen Leute geschehen, die Augenzeugen dieser historischen Fakten waren (siehe 24,48).

Viertens ging es um die Frage der Befähigung und Bevollmächtigung der Gesandten (siehe 24,49), denn das Reich des Königs sollte nicht nur durch die bloße Darlegung der historischen Fakten ausgebreitet werden – so wichtig diese auch sind. Die Boten sollten zu ihrem Zeugnis Kraft durch den Heiligen Geist empfangen, den der erhöhte Retter senden würde, und die Bekehrung zu Christus sollte in den Hörern durch das übernatürliche Werk der Wiedergeburt bewirkt werden.

Darin bestanden also die Anweisungen, die Christus seinen Aposteln nach der Auferstehung in Jerusalem gab.

Damit ist die letzte Phase der Reise des Königs auf Erden beendet, und er muss nun zum Ziel fortschreiten, das er vom Anfang der Reise an

immer vor Augen hatte: Der König musste, nachdem er dies gelitten hatte, »in seine Herrlichkeit eingehen«. Dabei musste er allein gehen und seine Knechte zurücklassen, die ihm dienen, das Evangelium predigen und das Reich Gottes hier auf Erden ausbreiten sollten. Eines Tages wird er wiederkommen und sie zu sich in seine Herrlichkeit nehmen. Damit wendet sich Lukas der Beschreibung eines unbeschreiblich erhabenen Geschehens zu, der Himmelfahrt des Königs:

»Er führte sie aber hinaus bis nach Bethanien und hob seine Hände auf und segnete sie« (24,50). Da stand kein stummer Priester wie ein Zacharias vor einem betreten schweigenden Volk (siehe 1,22), sondern ein wahrer Hoherpriester, der bei seiner Himmelfahrt in Herz und Mund der Seinen einen Widerhall des Lobes Gottes erzeugte, der nie ersterben wird.

»Und es geschah, während er sie segnete, dass er von ihnen schied und hinaufgetragen wurde in den Himmel. Und sie warfen sich vor ihm nieder und kehrten nach Jerusalem zurück mit großer Freude; und sie waren allezeit im Tempel und lobten und priesen Gott« (Lk 24,51-53).

Dazu ist jetzt nichts mehr zu sagen. Wir wollen uns ihnen und der großen Schar aller Erlösten in ihrer freudigen Anbetung des Königs anschließen.

ANHANG 1

Zur Berechtigung, die aristotelischen Regeln der Literaturkritik auf das Werk des Evangelisten Lukas anzuwenden

Der auf S. 16 in der Anmerkung 9 erwähnte Einwand wäre stichhaltig, wenn wir die gesamte Theorie der Literaturkritik von Aristoteles kurzerhand auf das Werk des Lukas anwenden würden. Das haben wir gar nicht im Sinn, sondern wir sind lediglich der Meinung, dass man einige der von Aristoteles gemachten Beobachtungen auf jegliche ernsthafte Literatur anwenden kann. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Dichtung oder Geschichtsschreibung handelt, und auch die Entstehungszeit ist belanglos. Die aristotelischen Regeln besagen Folgendes: Der Stoff sollte sorgfältig ausgewählt sein, wobei dessen Einzelteile im rechten Verhältnis zueinander stehen und sinnvoll angeordnet sein müssen. Außerdem muss das Ganze einen gewissen inneren Zusammenhang aufweisen. Das heißt, dass ein Anfang, eine Mitte und ein Schluss (mit anderen Worten: ein sinnvoller Gedankenfluss) erkennbar sein muss. Wir wollen damit keineswegs sagen, dass Lukas mit der gleichen Freiheit an seinen Stoff herangegangen sei und ihn so geformt habe, wie dies die griechischen Autoren taten, als sie die überlieferten Mythen zu Tragödien umgestalteten. Nach der von Aristoteles selbst gemachten Unterscheidung, dass ein Historiker Dinge berichtet, die geschehen sind, der Dichter hingegen von Dingen schreibt, die geschehen könnten⁹², wird Lukas ohne Zögern zu den Historikern gezählt. Andererseits sagt Aristoteles⁹³, dass sich Poesie im Großen und Ganzen mit Allgemeingültigem befasse, die Historiografie hingegen mit besonderen Fakten (also mit Dingen, die jemand wirklich getan hat). Und doch, so Aristoteles, seien gewisse Dinge, die in der Geschichte vorgekommen sind, Beispiele von allgemeiner Wahrheit und Gültigkeit. Wiederum lassen sich diese Beobachtungen nicht unbesehen auf das Werk des Lukas anwenden, aber sie können doch dazu dienen, uns

⁹² *Poetica*, Kapitel 9.

⁹³ *Ebd.*

an eine wichtige Eigenheit der Evangelien zu erinnern. Was die Evangelisten beispielsweise über die Wunder Christi berichten, sind in erster Linie Aufzeichnungen von tatsächlichen Ereignissen. Doch die Gläubigen aller Jahrhunderte haben sie aus innerem Antrieb heraus auch als Gleichnisse oder beispielhafte Handlungen angesehen, die allgemeingültige Wahrheiten vermitteln. Dass man die Wunder Christi in ihrer geistlichen Anwendung so auffassen muss, wird z. B. im vierten Evangelium bei der Speisung der Fünftausend (siehe Joh 6) und bei der Heilung des Blindgeborenen (siehe besonders Joh 9,39-41) ausdrücklich gezeigt. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass Lukas in seinem Bericht von der Heilung des blinden Bettlers vor Jericho (siehe 18,35-43) nichts Weiteres gesehen haben sollte als nur eine bestimmte historische Tatsache. Haben wir einmal zugestanden, dass Lukas in solchen Wundern allgemeingültige Wahrheiten und Lektionen sah, werden wir von selbst zu folgenden Fragen geführt: Beabsichtigte Lukas beim Auswählen und Anordnen der Berichte von diesen Wundern, dass die Lektionen, die er darin sah, als selbstständige Einheiten isoliert dastehen sollten? Oder hat er sie so platziert, dass sie sich harmonisch in die Dinge fügten, die er im gegebenen Zusammenhang erörterte? Und damit sind wir wieder bei der Frage des Gedankenflusses.

ANHANG 2

Zur Frage, ob der Gebrauch von literarischer Symmetrie in geschichtlichen Werken mit strenger Historizität vereinbar ist

Wenn einem Historiker die Aufgabe gestellt würde, alles aufzuzeichnen, was die Hauptfiguren der von ihm zu verfassenden Geschichte an jedem Tag ihres Lebens taten und sagten, dann könnte er die Geschichte nicht treu abbilden, wenn er die erhobenen Fakten in symmetrische Muster anordnen wollte. Die Fakten des Lebens sind zu verschiedenartig, als dass man einen derartigen inneren Zusammenhang herstellen könnte. Nun erwartet aber niemand von einem Historiker oder Biografen, dass er alles aufzeichnen kann oder sämtliche Fakten festhalten muss. Er muss eine Auswahl treffen, und weil Auswahl immer auch Interpretation bedeutet, lauten die grundlegenden Fragen, die man an einen Historiker oder Verfasser von Lebensbildern stellen muss: Entsprechen die von ihm berichteten Dinge den Tatsachen? Trifft seine Interpretation zu? Wir sollten daher beachten, dass die Verwendung einer symmetrischen Struktur durch einen antiken Geschichtsschreiber oder Biografen ganz einfach sein Interpretationsmittel ist, während ein moderner Historiker mit anderen Mitteln seine Interpretation in den Stoff einfließen lässt. Als Methode widerspricht die symmetrische Struktur an sich nicht notwendigerweise der Historizität, genauso wenig, wie das beim entsprechenden Vorgehen des heutigen Historikers der Fall ist.

Nehmen wir den fiktiven Fall eines Mannes, der ein berühmter General war, dann Politiker wurde und schließlich über das ganze Land herrschte. Ein antiker Historiker, der seine vielseitige Persönlichkeit und seine auf mehreren Gebieten zutage getretenen Fähigkeiten wahrheitsgetreu und angemessen darstellen wollte, würde vielleicht für seine Biografie zwei Feldzüge und zwei von ihm niedergeschlagene Aufstände auswählen und sie dann entweder nahe zusammenrücken oder auch anderen Stoff einfügen, sodass sie eine symmetrische Struktur bildeten: Einer dieser Feldzüge war aufgrund der Blitzkriegstaktik und einer Folge offener Schlachten erfolgreich; einer der Aufstände wurde durch den Einsatz drakonischer Maßnahmen unterdrückt, ein

anderer dadurch, dass er als umsichtiger Regent Milde walten ließ. Der zweite Feldzug wurde dadurch gewonnen, dass der Betreffende offene Schlachten bewusst vermied und sich der Hinhaltenaktik sowie der Intrige bediente. Ein antiker Biograf konnte seine Auswahl und symmetrische Anordnung für sich sprechen lassen, ohne sie zu kommentieren. Würde er überhaupt eigene Anmerkungen einfügen, beschränkte er sich auf ein Mindestmaß. Der moderne Biograf seinerseits, der die Persönlichkeit des Generals nach den gleichen Gesichtspunkten darstellen wollte, könnte sie ebenfalls anhand der beiden Feldzüge und Aufstände veranschaulichen. Aber er würde anders vorgehen. Er würde die Feldzüge und Aufstände wahrscheinlich in demjenigen Kapitel behandeln, das der allgemeinen Beschäftigung mit dem Thema gewidmet ist. An ihnen würde er die Fähigkeiten sowie den Charakter des Mannes als General untersuchen; dazu würde er laufend seine Kommentare und seine Beobachtungen zu den vielseitigen Fähigkeiten des Generals einfügen, um so seine Interpretation zur Geltung zu bringen bzw. zu stützen. Der heutige Leser kommt wohl besser mit dem modernen Historiker zurecht, weil dieser ausdrücklich sagt, dass er der Darstellung der historischen Fakten seine Beobachtungen hinzufügt. Aber es ist durchaus nicht zwingend, dass der antike Historiker nur deshalb der historischen Wahrheit untreu sein soll, weil er seine symmetrische Struktur für sich sprechen lässt und keine ausdrücklichen Kommentare einfügt.

Ein anderer antiker oder moderner Biograf, der sich für den gleichen Mann als Politiker interessiert, könnte drei der genannten Ereignisse auslassen und nur einen einzigen Feldzug aussuchen. Dabei wäre es ihm möglich, diese militärische Aktion in eine ganz andere Abfolge gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Ereignisse einzureihen, um damit zu zeigen, wie dessen Erfolg als General ihm zum politischen Aufstieg verhalf. Niemand würde ihm vorwerfen, dass er die historische Wahrheit entstellt habe, weil er lediglich *eine* Schlacht auswählte und diese abweichend von der Chronologie in einen anderen Ablauf der Geschehnisse stellte.

Die Frage also, ob Lukas mit seiner Auswahl des Stoffes, in seinem Abweichen von der streng chronologischen Reihenfolge oder mit dem Gebrauch symmetrischer Strukturen seine Quelle falsch gedeutet oder die historischen Fakten entstellt habe, kann man nur auf folgendem Weg beantworten: Man muss jeden einzelnen Fall gründlich untersuchen,

denn selbst wenn man zeigen könnte, dass er in 99 Fällen historisch zuverlässig ist, hieße das noch nicht, dass dies auch für den 100. Fall gilt. Eine solche Untersuchung geht über die Absicht der vorliegenden Arbeit hinaus. Was wir jedoch an dieser Stelle behaupten wollen, ist die Tatsache, dass Lukas mit seiner Konstruktion von Symmetrien nicht notwendigerweise die historischen Fakten entstellt hat.

ANHANG 3

Zu den Fragen, welche die sich gegenseitig ausschließenden Analysen von literarischen Strukturen biblischer Bücher aufwerfen

Verschiedene Gelehrte haben diverse literarische Strukturen zum Lukasevangelium vorgeschlagen.⁹⁴ Die Ansichten dieser Gelehrten werden durch detaillierte Textanalysen und Argumentationen gestützt, wobei es den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde, wenn wir auch nur eine einzige dieser Strukturen einer angemessenen Kritik unterziehen wollten. Darum ziehe ich es vor, in knappen Zügen meine eigene Sicht zu literarischen Strukturen darzulegen und dann an einem kleinen Beispiel zu demonstrieren, welcher Art die Fragen sind, die ich zu einer gegebenen Struktur stellen würde.

Bei meiner Auslegung ließ ich mich im vorliegenden Werk mehr vom Anliegen leiten, die Bedeutung und den Gedankenfluss zu entdecken, und nicht so sehr davon, die Symmetrie literarischer Strukturen nachzuweisen. Aber sogar dieses begrenzte Anliegen kann, wie ich ganz offen einräume, in erheblichem Maße durch subjektive Deutungen gefährdet sein. Als Beispiel nenne ich die alten jüdischen »Gegenüberstellungs-Ausleger«⁹⁵ mit ihren Versuchen, den Gedankenfluss von einer Thora-Perikope zur nächsten ausfindig zu machen (siehe den Babylonischen Talmud, Berachot 216, und als einschlägiges Beispiel die Anmerkungen im Midrasch Rabba zu 4Mo 20,14-29). Meines Erachtens sollte man daher die literarische Struktur berücksichtigen, um die Auslegung in zweifacher Hinsicht folgendermaßen zu kontrollieren. Erstens: Hat ein Autor zwei Geschichten in einer symmetrischen Anordnung einander gegenübergestellt, fragt man sich: Nötigt das den Ausleger, die Ähnlichkeiten und die Unterschiede zwischen den beiden zu berücksichtigen und damit Merkmale in den Geschichten zu beachten, die er sonst übersehen oder vielleicht als unerheblich übergangen hätte? Zweitens:

⁹⁴ Eine diesbezüglich sehr hilfreiche Darstellung findet sich in Charles H. Talbert, *Literary patterns, theological themes and the genre of Luke-Acts* (Scholars Press, 1974), und in Kenneth E. Bailey, *Poet and Peasant, a literary-cultural approach to the parables in Luke* (Eerdmans, 1976).

⁹⁵ A. d. Ü.: Oder: »Nebeneinanderstellungs-Ausleger«; Gooding: »juxtaposition-exegetes«.

Jede vorgeschlagene Auslegung einer Geschichte kann daran geprüft werden, dass man folgende Frage stellt: Ist sie sinnvoll innerhalb der Struktur, in die der Autor sie eingebettet hat?

Obwohl die literarische Struktur dem jeweiligen Autor bei der Auslegung Hilfen und Kontrollen bietet, darf sie andererseits nicht zur Zwangsjacke werden. Im Verlauf meiner Auslegung habe ich z.B. gezeigt, dass man die Geschichte von der Frau im Haus Simons und die Geschichte von der blutflüssigen Frau aufgrund der symmetrischen Struktur beider Texte jeweils im Licht der anderen interpretieren sollte. Übersieht man die Übereinstimmungen und Gegensätze, entgeht einem etwas, worauf Lukas uns aufmerksam machen will. Damit will ich aber keinesfalls behaupten, dass es beispielsweise unzulässig sei, die Geschichte von der Frau im Haus Simons mit dem Bericht von den Frauen, die in ihrem Unverstand den Leib des Herrn mit Gewürzsalben einbalsamieren wollten (24,1-9), zu vergleichen und ihm gegenüberzustellen. Es ist durchaus möglich, dass ein Vergleich dieser beiden Geschichten durch den Leser von Lukas gar nicht beabsichtigt ist. Da aber sein Evangelium historische Fakten wiedergibt, steht es jedem Leser frei, jegliche zwei oder mehr Geschichten einander gegenüberzustellen und miteinander zu vergleichen.

Zudem behaupte ich nicht, dass die von mir vorgestellten Strukturen die einzigen seien, die man im Lukasevangelium entdecken könne. Ein verwickeltes künstlerisches Muster enthüllt eine bestimmte Symmetrie, wenn man es aus dem entsprechenden Blickwinkel anschaut, und es lässt eine andere Symmetrie erkennen, sobald man es aus einem anderen Blickwinkel betrachtet. Ich habe an anderer Stelle selbst darauf aufmerksam gemacht, dass man z.B. im Matthäusevangelium in sehr überzeugender Weise zwei oder drei durchgängige Hauptmuster nachweisen kann, je nachdem, welches Thema oder welche Themen man darin untersucht.⁹⁶

Auf der nächsten Seite folgt ein Teil der symmetrischen Struktur, die Professor C.H. Talbert für die entsprechenden Textabschnitte des Lukasevangeliums erhoben hat.

⁹⁶ Siehe David Gooding, »Structure littéraire de Matthieu, XIII, 35 à XVIII, 5«, *Revue Biblique*, 85, 1978, S. 236-238.

- 4,31-41. Jesus in der Auseinandersetzung mit Dämonen. Einer schreit: »Was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus Nazarener? Bist du gekommen, um uns zu verderben? Ich kenne dich, wer du bist: der Heilige Gottes.«
- 5,1-11. Jesus ist in einem Boot mit Simon. Ein Naturwunder geschieht.
- 5,17-26. Während sich unter den Zuhörern Jesu einige Pharisäer befinden, kommt die Frage auf, ob Jesus Sünden vergeben dürfe. Jesus sagt dem Mann, um den es geht: »Mensch, deine Sünden sind dir vergeben.«
- 5,27 – 6,5. Jesus wird vorgehalten: Seine Jünger essen und trinken im Gegensatz zu den Jüngern des Johannes, die häufig fasten.
- 6,12-16. Die Zwölf werden erwählt. Dem folgt unmittelbar das Lehren Jesu vor den Ohren des Volkes.
- 6,17-49. Jesus lehrt die Volksmengen. Am Ende geht es um das »Hören« der Lehre Jesu und darum, »sie (zu) tun«.
- 1 8,26-39. Jesus in der Auseinandersetzung mit Dämonen. Der Besessene sagt: »Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesus, Sohn Gottes, des Höchsten? Ich bitte dich, quäle mich nicht.«
- 2 8,22-25. Jesus ist in einem Boot mit seinen Jüngern. Ein Naturwunder geschieht.
- 3 7,36-50. Während Jesus mit einem Pharisäer isst, kommt die Frage nach der Vergebung der Sünden auf. Jesus sagt der Frau, um die es geht: »Deine Sünden sind vergeben.«
- 4 7,31-35. Johannes kam, der weder aß noch trank. Der Sohn des Menschen kam; er aß und trank.
- 5 8,1-3. Der Herr geht den Zwölfen voran. Dem folgt unmittelbar das Lehren des Volkes durch Jesus.
- 6 8,4-8.16-21. Jesus lehrt die Volksmengen. Am Ende geht es um das »Hören« der Lehre Jesu und darum, sie zu »tun«.

Ich will es noch einmal in aller Deutlichkeit sagen: Wir unternehmen hier keine umfassende Kritik an C.H. Talberts Arbeit, die er mit sehr detaillierter und gelehrter Analyse stützt. Ich habe diesen kleinen Ausschnitt aus seiner Arbeit eingefügt, um daran zu zeigen, welcher Art die Fragen sind, die ich gern an die literarischen Strukturen stelle, welche verschiedene Gelehrte vorgeschlagen haben.

Erstens: Sollen wir wirklich annehmen, dass die Originalfassung symmetrisch sein wollte, wenn man den vom Autor erstellten Bericht so drastisch umordnen muss, wie das in der rechten Spalte der Fall ist? Zweitens: Kann man von einer vorgeschlagenen Struktur sagen, sie sei symmetrisch, wenn sie Abschnitte wie die Heilung des Aussätzigen (siehe 5,12-16) und die Heilung des Mannes mit der verdorrten Hand (siehe 6,6-11) und dazu andere auslassen muss? Aber noch wichtiger als diese beiden Fragen sind die nächsten zwei: Welchen Zweck erfüllt die Symmetrie in ihrer Gesamtheit? Und wie verhilft uns die Symmetrie zu einem besseren Verständnis ihrer einzelnen Bestandteile?

Nehmen wir als Beispiel die von Talbert vorgeschlagene Übereinstimmung zwischen 5,1-11 und 8,22-25. Die beiden Abschnitte beschreiben zwar ein Naturwunder, aber es stellt sich die Frage: In welcher Weise vertieft die im zweiten Wunder gelehrte Lektion das Verständnis dafür, was der Herr mit dem ersten Wunder sagen wollte? Die Einzelheiten in der ersten Geschichte sind sehr zahlreich; sie betreffen den Gehorsam des Petrus gegenüber dem Befehl des Herrn, die Erkenntnis seiner bisher nicht wahrgenommenen Sündhaftigkeit und seine Beauftragung zum apostolischen Dienst. In welcher Weise werfen die Einzelheiten der zweiten Geschichte weiteres Licht auf die genannten Details? Inwiefern werden zuvor erwähnte Schwerpunkte nochmals herausgestellt?

Schließlich: In welcher Weise hilft uns das Vorhandensein dieser vorgeschlagenen Struktur zu erkennen, wie die Geschichte von 5,1-11 mit dem unmittelbaren Kontext zusammenhängt? 5,1-11 findet seinen Höhepunkt dort, wo Petrus seine Sündhaftigkeit bekennt. In dieser Hinsicht hat es mehr gemein mit den beiden Geschichten von 5,17-26 und 7,36-50 als mit der Begebenheit in 8,22-25. In welcher Weise aber hilft uns Talberts Struktur, die Abfolge der Gedanken zu erkennen, die Lukas dazu veranlasste, die Geschichte vom Aussätzigen (siehe 5,12-16) direkt hinter 5,1-11 zu platzieren?

Mit anderen Worten: Ich halte die Verwendung literarischer Strukturen lediglich für ein praktisches (und sehr untergeordnetes) Mittel, das dem Leser helfen kann, die genaue Bedeutung der Einzelteile sowie den Gedankenfluss der gesamten Erzählung besser zu verstehen. Sobald sie diese Funktion erfüllt hat, vergisst man sie am besten wieder. Erfüllt sie diese Funktion nicht, ist sie im Grunde nutzlos.

Abkürzungen

A. d. H.	Anmerkung des Herausgebers
A. d. Ü.	Anmerkung des Übersetzers
Elb 2003	<i>Elberfelder Übersetzung</i> , Hückeswagen: CSV, 2003, 3. Aufl. 2009.
KJV	King James Version.
Luther 1912	<i>Die Heilige Schrift nach der deutschen Übersetzung Martin Luthers</i> , Stuttgart, 1912.
Luther 1984	<i>Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers</i> , Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.
Menge	<i>Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments</i> , Berlin, 1960, übersetzt von Dr. Hermann Menge.
NeÜ	<i>Neue evangelistische Übersetzung</i> von Karl-Heinz Vanheiden, Dillenburg, 2010.
NGÜ	<i>Neue Genfer Übersetzung, Neues Testament</i> , Genf, Genfer Bibelgesellschaft, 2009.
NIV	New International Version
RELB	<i>Elberfelder Übersetzung, revidierte Fassung</i> , R. Brockhaus Verlag Wuppertal, 8. Aufl. 2001.
RSV	Revised Standard Version
Schlachter 2000	<i>Die Bibel, übersetzt von F. E. Schlachter (Version 2000)</i> , Genf, 1. Aufl. 2003.
Schlachter 1951	<i>Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, übersetzt von F. E. Schlachter</i> , Genf, 1990.
svw.	so viel wie
UELB	<i>Elberfelder Übersetzung, nicht revidiert</i> , Berlin, 1961.
Zürcher	<i>Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments, Zürcher Bibel</i> , Evangelische Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin, 1956.